3 1761 06353789 8

164

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/unserjahrhundert07st

Das

Jahrhundert der Aufklärung.

Eine Gallerie historischer Gemählde,

von

D. C. D. Voß

Herzogl. Sachsen-Weimarischem Rath, und der Kurmärkischen Oekonomischen Gesellschaft zu Potsdam Ehren-Mitglied.

Vierter Theil.

Altona, 1799.

bey Johann Friedrich Hammerich.

D. H. Stövers

Unser

Jahrhundert.

Oder

Darstellung

der

interessantesten

Merkwürdigkeiten und Begebenheiten

und

der größten Männer desselben.

Ein

Handbuch der neuern Geschichte,

fortgesetzt

von

D. C. D. Voß.

Siebenter Theil.

Altona, 1799.

Bey Johann Friedrich Hammerich.

LIBRARY
MAR 25 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

brief
D
0041967
v.1

Inhalt.

I. Uebersicht der Hauptbegebenheiten des Oesterreichischen Erbfolge-Kriegs, vom Jahre 1740 bis 1748.

1. Marien Theresiens Situation, unmittelbar nach dem Tode ihres Vaters. Ansprüche des Kurfürsten von Baiern und Deduction seiner Rechte. Ansprüche Friedrichs des Zweyten, Königs von Preußen. Indem er Vorschläge zum Vergleiche thut, setzt er sich zugleich in Besitz und beginnt auf diese Weise den Oesterreichischen Erbfolge-Krieg. S. 1.

2. Maria Theresia verwirft die friedlichen Anträge Friedrichs des Zweyten. Dieser setzt darauf, längs der Oder, seine Unternehmungen in Schlesien fort; blockirt die Festungen Glogau, Brieg und Neiße; zwingt Breslau zur Neutralität; gewinnt die Schlacht bey Molwitz; und unterwirft sich die Hauptstadt und den größten Theil Schlesiens. 27.

3. Der Kurfürst von Baiern sucht und erhält Französische Unterstützung, für seine Ansprüche auf die Oesterreichische Gesammterbschaft. Auch Spanien tritt mit seinen Anforderungen hervor, und verlangt ebenfalls Unterstützung für dieselben von Frankreich. Intriguen am Französischen Hofe, Theilungsentwurf, Unterhandlungen und Kriegsplane. Der Kurfürst von Baiern beginnt

von dieser Seite die Feindseligkeiten, durch einen Einfall in Vorder-Oesterreich. S. 42.

4. Marien Theresiens Lage bey der Eröffnung des Feldzugs 1741. Englands Friedensvermittelung, zwischen ihr und dem Könige von Preußen. Geheime Verabredung und vorläufige Ueberlassung Schlesiens. Einfall und Fortschritte der Baierisch-Französischen Armee in Oesterreich. Gefahr der Hauptstadt. Unerwartete Unternehmung auf Böhmen. Belagerung und Eroberung von Prag. Krönung des Kurfürsten von Baiern als Königs von Böhmen. 54.

5. Maria Theresia, in allen ihren Hoffnungen betrogen, bedrängt, verlassen, sucht und findet Schutz und Beystand bey der Ungarischen Nation. Durch die Unterstützung derselben wird, schon im Anfange des Jahrs 1742, Oesterreich wiedergewonnen. Der König von Sardinien wird für den Beystand der Königinn gewonnen und vertreibt die Spanier aus der Lombardey. Minister-Wechsel in England und neue kräftige Anstalten dieser Macht zur thätigen Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich. 77.

6. Entwurf des Königs von Preußen für diesen Feldzug. Seine Unterhandlung in Dresden. Einfall in Mähren und Belagerung der Hauptstadt Brünn. Der König, unzufrieden mit seinen Verbündeten, hebt die Belagerung auf und verläßt Mähren. Schlacht bey Czaslau. Breslauer Friede. 89.

7. Die Oesterreicher erobern beynahe ganz Böhmen wieder und schließen das Französische Heer, mit den Marschällen Belle-Isle und Broglio, in Prag ein. Zustand und Beharrlichkeit der Belagerten. Maillebois eilt zum Entsatze Prags herbey, und entfernt sich wieder, ohne in

Böhmen eingedrungen zu seyn. Belle-Isle's unglücklicher und bewunderter Rückzug nach Eger. Die Königinn von Ungarn kommt in Person nach Prag, um sich krönen zu lassen und die Huldigung anzunehmen. S. 105.

8. Der Kaiser verliert, nach einem kurzen Wiederbesitze, aufs neue, (im Feldzuge 1743) seine Erbländer, und wird genöthigt, seine Residenz in Frankfurt zu nehmen. Vertrag zu Nieder-Schönfeld und Einrichtung einer Oesterreichischen Landes-Administration in Baiern. Pragmatische Armee und deren Heereszug in Franken. Schlacht bey Dettingen. Unthätigkeit beyder Heere. Uebergang über den Rhein und Vereinigung der pragmatischen Armee mit einem endlich noch bewirkten Contingente der General-Staaten. 122.

9. Vergebliche Friedens-Anträge und Vermittelungen. Näheres Bündniß, (zu Worms,) zwischen Sardinien, England und Oesterreich, und Wirkung desselben, auf den Feldzug in Italien. Kriegserklärung Frankreichs gegen England und Oesterreich, und Eröffnung des Krieges in den Niederlanden. Ludewig der Funfzehnte, an der Spitze eines Heeres von hundert tausend Mann, bemächtigt sich mehrerer Barriere-Plätze, und hemmt seine siegreichen Fortschritte hier nur, um sich mit einem Theile seines Heeres zu der Armee am Ober-Rhein zu begeben und den Elsaß, gegen die eindringenden Oesterreicher, zu decken. 139.

10. Lage des Kaisers im Anfange des Jahrs 1745. Friedrich der Zweyte tritt aufs neue, als sein Retter, auf den Schauplatz. Unterhandlungen und Verbindung mit Frankreich Schweden u. s. w. Unterhandlungen mit Rußland und Intriguen

u. s. w. Defensiv-Bündniß Sachsens, mit Oesterreich und England. Frankfurter Union, zwischen dem Kaiser, Preußen, Hessen-Cassel u. s. w. Nach einem mit Ludewig dem Funfzehnten verabredeten Operations-Plane rückt Friedrich der Zweyte in Böhmen ein. 157.

11. Friedrich der Zweyte erobert schnell Prag und den größten Theil von Böhmen, ist aber durch widrige Umstände genöthigt, seine Eroberungen eben so schnell wieder aufzugeben. Rückzug der Haupt-Armee und der Besatzung von Prag. Endliche Vereinigung in Schlesien und Stellung beyder feindlichen Heere. 168.

12. Feldzug, (im Jahre 1744,) am Ober-Rheine und in Baiern. Krankheit Ludewigs des Funfzehnten, und Einfluß derselben auf den Feldzug. Gesinnungen und Betragen der Französischen Feldherren. Freyburg wird belagert und erobert; Baiern wiedergenommen. Der Kaiser hält noch ein Mahl in seine Residenz einen siegreichen Einzug. 187.

13. Neue Unternehmungen und Siege der Oesterreicher in Baiern. Tod des Kaisers. Unterhandlungen des Königs von Preußen mit Sachsen und England. Engere Verbindung Oesterreichs und Sachsens und geheime Plane und Verabredungen. Gesandtschaft und Gefangenschaft des Marschalls von Belle-Isle. Die Oesterreicher erobern noch ein Mahl beynahe ganz Baiern, das jedoch, durch den Frieden zu Fuessen, dem jungen Kurfürsten gleich wieder überliefert wird. 196.

14. Noch engere Verbindung Oesterreichs und Sachsens, (zu Leipzig,) gegen Preußen. Eröffnung des Feldzuges in Schlesien. Schlacht und Sieg des Königs bey Strie-

gau oder Hohen-Friedberg. Beyde Heere ziehen sich nach Böhmen. Gegenseitige feindselige Plane Sachsens und Preußens. Hannöverische Convention. Friedrichs Rückzug aus Böhmen. Schlacht und Sieg bey Sorr, Ende dieses Feldzuges. S. 213.

15. Neuer Plan der Kaiserinn und des Königs von Pohlen zu einem Winter-Feldzuge gegen den König von Preußen. Friedrich kommt ihnen zuvor und rückt von der einen Seite in die Ober-Lausitz, (Sieg bey Hennersdorf,) von der andern in Kursachsen ein, (Besitznahme von Leipzig.) Abermahliger vergeblicher Friedens-Antrag des Königs und Vermittelungen. Eroberung der Lausitz und Sachsens. Schlacht und Sieg bey Kesselsdorf. Eroberung der Hauptstadt. Dresdener Friede. 240.

16. Fortgesetzter Krieg in den Niederlanden, (1745.) Belagerung der Festung Doornik, (Tournay.) Schlacht und Sieg der Franzosen bey Fontenai, und Folgen derselben. Eduard Stuart tritt in Schottland, im Nahmen seines Vaters, des Prätendenten, auf, und nöthigt den König Georg den Zweyten, einen Theil seines Heeres nach England zurück zu rufen. Feldzug in Italien und Eroberungen der Franzosen und Spanier. 260.

17. Fortgesetzte Eroberungen der Franzosen in den Niederlanden. Wechselndes Kriegsglück in Italien. Verlust der Franzosen. Schicksale Genua's und Unternehmungen der Oesterreicher; mit ihren Erfolgen. 269.

18. Friedens-Congreß zu Breda. Fortgesetzte glückliche Kriegsunternehmungen der Franzosen in den Niederlanden, jetzt hauptsächlich gegen die vereinigten Staaten gerichtet; und Wirkung. Schlacht bey Laffeld. Neue

Anstrengung der Kräfte der Franzosen in Italien. Ruin der Französischen Armada. Theilnahme Rußlands für Oesterreich. Congreß und Friede zu Achen. S. 275.

II. Minister-Gewalt im Jahrhunderte der Aufklärung.

3. Pombal in Portugal.

1. Allgemeine vorläufige Bemerkungen. 285.
2. Pombals Abkunft und Jugendjahre. 287.
3. Carvalho's diplomatische Laufbahn; Verhältnisse und Betragen nach der Beendigung derselben, bis zu seinem Eintritte ins Ministerium. 295.
4. Carvalho gewinnt schon als Staats-Secretär der auswärtigen Verhältnisse einen entscheidenden Einfluß in die ganze Verwaltung; veranlaßt mancherley, nicht unbeträchtliche, Reformen und Verbesserungen; und beginnt schon den Krieg mit dem hohen Adel und dem Jesuiten-Orden 308.
5. Carvalho's Betragen und große Verdienste bey dem Erdbeben zu Lissabon 1755. 328.
6. Der Graf von Oeyras wird erster Minister. Fernere Reformen und Verfügungen. Aufruhr zu Oporto und dessen Bestrafung. 341.
7. Die Mißhelligkeiten zwischen dem Minister, den Jesuiten und dem hohen Adel werden zu einer offenen Fehde, die von dem Minister mit eben so entschiedenem Uebergewichte als Kühnheit und Beharrlichkeit betrieben wird. 352.
8. Verschwörung gegen das Leben des Königs. Veranlassung, Entdeckung und Bestrafung. 366.
9. Fortgesetzter Kampf des Grafen von Oeyras gegen die Jesuiten, und vollendeter Sieg desselben, durch ihre Vertreibung aus allen Theilen des Portugiesischen Reichs. 398.

10. Der Graf von Oeyras wagt nun sogar einen Kampf mit der päpstlichen Macht. S. 408.

11. Der Muth und die Beharrlichkeit des Ministers veranlassen einen feindlichen Angriff Spaniens; und dieser veranlaßt wieder die Reform der Portugiesischen Land- und Seemacht. 417.

12. Fernere Reformen und Verfügungen des Grafen von Oeyras; zur Beförderung des Handels, der Industrie und Cultur der Humanität und der Wissenschaften. 436.

13. Gemüthszustand des Königs, und persönliche Verhältnisse des Ministers zu dem Könige, dem Adel und Clerus. Zweyter Mordversuch gegen den König. Der Graf von Oeyras wird Marquis von Pombal. Letzte Periode seiner Administration. 449.

14. Neue Mißhelligkeiten mit Spanien; geheime Absichten. Krankheit des Königs; und Intriguen gegen den Minister. 465.

15. Tod des Königs. Pombals Fall, Schicksal nach demselben, und Tod. 476.

III. Die Jesuiten in Paraguay.

1. Uebersicht der ganzen so genannten Gesellschaft Jesu in der Mitte dieses Jahrhunderts 499.

2. Entstehung des unabhängigen Reichs der Jesuiten in dem Spanischen America. 503.

3. Nähere Darstellung der innern Verhältnisse dieser so genannten Missionen. 508.

4. Detaillirte Uebersicht der Polizey-Ordnung und Disciplin in diesen Missionen. 514.

5. Erziehung und Tagesordnung der Kinder und jungen Leute bis zum siebzehnten Jahre. 524.

6. Ueberblick des Zustandes der jesuitischen Unterthanen in diesen Missionen. 530.

IV. Interessante Acten-Stücke; als Beylagen zu der Geschichte der Administration des Marquis von Pombal.

No. 1. Auszug des Prozesses und Urtheils wider diejenigen, welche sich am 3ten September 1758 an der Person des Königs vergriffen. S. 534.

No. 2. Pastoral-Schreiben Sr. Eminenz, des Herrn Cardinals von Saldanha, des Patriarchen zu Lissabon, wegen der Landesverweisung der Religiosen von der Gesellschaft Jesu. 556.

Die letztern, im Texte angezeigten, Beylagen sind weggeblieben, da sie nicht durchaus nothwendig schienen, und man Bedenken trug, diesen Theil, ohne dringende Noth, über das Maaß der vorigen zu vergrößern.

I.

Uebersicht der Hauptbegebenheiten des Oesterreichischen Erbfolge-Kriegs vom Jahre 1740 bis 1748.

I.

Marien Theresiens Situation, unmittelbar nach dem Tode ihres Vaters. Ansprüche des Churfürsten von Baiern und Deduction seiner Rechte. Ansprüche Friedrichs des Zweyten, Königs von Preußen. Indem er Vorschläge zum Vergleiche thut, setzt er sich zugleich in Besitz und beginnt auf diese Weise den Oesterreichischen Erbfolge-Krieg.

Nachdem Karl der Sechste, Römischer Kaiser und König von Ungarn und Böhmen, die Hoffnung aufgegeben hatte, einen männlichen Erben für seine weitläuftigen Staaten zu hinterlassen, war sein unablässiges Streben dahin gegangen, sie nach seinem Tode unzerstückelt

zu erhalten und so, als ein Ganzes, seiner älteſten Tochter, Maria Thereſia, zu ſichern.

Das zweckmäßigſte Mittel, um dieſes Ziel ſeiner Wünſche zu erreichen, glaubte er in einer ſo genannten pragmatiſchen Sanction zu finden; in welcher er dieſe ſeine älteſte Tochter für die geſetzmäßige Erbinn ſeiner ſämmtlichen Länder und Staaten erklärte. Dieſem Documente ſuchte er dadurch noch mehr Sicherheit zu geben, daß er es von den angeſehenſten Europäiſchen Staaten garantiren ließ.

Durch zwanzigjährige Bemühung und mannigfaltige, zum Theil gewiß ſehr ſchmerzliche, Aufopferungen war es ihm endlich gelungen, dieſe Garantie, auf welche er ſeine ganze Hoffnung bauete, beynahe allgemein zu erhalten. Der einzige Kurfürſt von Baiern weigerte ſich ſtandhaft, ſeine Zuſtimmung zu geben. Er war ehrlich genug, zu erklären, daß er einem Documente ſeine Zuſtimmung nicht geben könne, das ſeine Rechte kränke. Er allein ſey der rechtmäßige Erbe der Staaten, welche Marien Thereſien darin zugeſichert werden ſollten. Er könne daher nie

jemand anders als solchen anerkennen, noch weniger ihm den Besitz seines eignen Eigenthums versichern.

Diese Erklärung eines Fürsten, der zu ohnmächtig war, um seine Ansprüche, ohne fremde Unterstützung, geltend zu machen, konnte keine erheblichen Besorgnisse erregen, so lange die übrigen Mächte ihrer Zusage getreu blieben. Hieran glaubten der Kaiser und seine Minister mit fester Zuversicht; — denn die feyerlichsten Verträge waren überall zu diesem Zwecke eingegangen und Documente, in aller Form Rechtens, darüber ausgewechselt worden. Seitdem man dergleichen noch zuletzt mit Frankreich ausgewechselt hatte, war Karl völlig beruhigt, und seine geistlichen und weltlichen Räthe verfehlten nicht, durch ihre Zuversicht ihn in der seinigen zu bestärken.

Der einzige Prinz Eugen von Savoyen lächelte, und spottete wohl gar zuweilen über diese Ruhe. Er meinte: die beste Garantie würden eine zahlreiche und wohlausgerüstete Armee und tüchtige Festungen gewähren, und drang darauf, jene herzustellen und diese einzurichten.

Allein seine Aufforderungen fanden weder bey dem Kaiser noch bey seinen Ministern Aufmerksamkeit und Erwägung. Man hielt sich so sicher, daß man die Armee reducirte, anstatt sie zu vermehren und in wehrhaften Stand zu setzen. Die Festungen blieben in dem Zustande des Verfalls, in welchem sie längst gewesen waren, und überall geschah nichts, was nur einer Vorsichts-Maaßregel ähnlich sehen konnte.

Freylich fehlte es an dem Nöthigsten zu großen und kostspieligen Unternehmungen; am Gelde. Allein man dachte auch nicht daran, diesem Mangel, durch Finanz-Verbesserungen, abzuhelfen und durch gute Wirthschaft für die Zukunft vorzubauen. Der Kaiser, für seine Person, war nichts weniger als ein Verschwender. Er hatte in seiner Privat-Casse ansehnliche Summen erspart, welche sich bey seinem Tode wenigstens auf zwey Millionen beliefen. Allein die Staatscassen wurden desto übler verwaltet.

Nie reichte die Einnahme zu den gewöhnlichen Ausgaben hin; wo sollten die Fonds zu außerordentlichen herkommen? An eine weise

Sparsamkeit war nicht zu denken. Die Pfaffen, welche den Kaiser umgaben und in die ganze Staatsverwaltung einen mannigfaltigen nachtheiligen Einfluß übten, sorgten auch dafür, daß die Staatscassen nicht zu Kräften kamen. Was man durch die Reducirung des Heeres ersparte, verschluckten unnütze, von ihnen empfohlene und für ihren Dienst besoldete Pensionärs, deren Anzahl sich täglich vermehrte.

Die Minister des Kaisers hatten theils nicht Einfluß, theils nicht Einsicht genug, um diesem Uebel abzuhelfen; theils fehlte es ihnen auch an der Eintracht und Aufopferung des Privat-Interesse, welche durchaus erforderlich sind, um große Maaßregeln zu bewirken. Das Oesterreichische Cabinett hat sich seit Jahrhunderten durch Langsamkeit, Unentschlossenheit und Scheu gegen jede Reform und Abweichung vom Herkommen und von der Observanz ausgezeichnet. Bey allen seinen Planen, zu Erweiterung der Monarchie und Vergrößerung der Macht, ist es doch meistens nur von den Umständen zu seinen Entschließungen und Unternehmungen fortgerissen worden. Selten

hat es etwas aus eignem Triebe, noch seltener zur rechten Zeit unternommen. Fast nie war es auf das, was sich ereignete, auch dann, wenn es mit noch so vieler Sicherheit voraus gesehen werden konnte, vorbereitet; nie reichten die unermeßlichen Kräfte dieses Staaten-Colosses hin, um auszuführen, was er unternommen hatte. Sie waren nie zur rechten Zeit, zusammen genommen, verstärkt, angewandt; nie auf eine zweckmäßige Weise restaurirt.

So begann dann auch mit dem Tode Karls des Sechsten, (den 20sten Oct. 1740,) eine Reihefolge von Ereignissen für diesen Staat, auf welche man nicht vorbereitet war. So wurde eine Anstrengung nöthig, welche die Kräfte desselben, in dem Zustande der Schwächung, in welchem er sich damahls befand, nicht ertragen konnten. Nur die Unterstützung anderer Mächte vermochte die Integrität dieses Staats zu erhalten, und nur das eigne Interesse anderer Mächte, oder die Privat-Absichten ihrer Herrscher, konnten diese Unterstützung gewähren.

Nach dem Tode Karls nahm die designirte Erbinn, aller seiner Staaten, ungehindert von

denselben Besitz. Das Document, auf welches Karl sein sterbendes Haupt so ruhig niedergelegt hatte, schien seine Wirkung zu thun. Maria Theresia und ihre Minister waren ruhig, wie ihr verstorbener Vater und Herr. Die junge Königinn kündigte die Besitznehmung ihrer Staaten allen Europäischen Höfen an, und keiner, — den Kurfürsten von Baiern allein ausgenommen, — wandte etwas dagegen ein. Nach und nach erkannten sie dieselbe sogar als gültig an, und bestätigten also dadurch allerdings die pragmatische Sanction, kraft welcher Maria Theresia von ihren Erbländern Besitz genommen hatte.

Dieser so erwünschte Anfang schien zu noch größern Ansprüchen zu berechtigen. Seit vier Jahren war Maria Theresia an Franz, Herzog von Lothringen und, (seit 1737,) Großherzog von Toscana, verheirathet. Sie hoffte jetzt, ihn zum Kaiser erwählt und so alle ihre Wünsche und die Plane ihres Vaters auf diese Weise erfüllt zu sehen.

Um dies zu erleichtern und sich die Wahlstimme der Kur Böhmen zu sichern, —

welche ihr, als einem Weibe, streitig gemacht werden konnte, — rieth man ihr, ihren Gemahl zum Mit-Regenten in allen ihren Staaten zu erklären und ihm insbesondere die Ausübung der Kur-Rechte zu übertragen. Sie folgte diesem Rathe, ohne ihm jedoch von ihren Regenten-Rechten im Wesentlichen etwas als diese Kur-Rechte zuzugestehen; von welchen die meisten Publicisten bald darauf laut behaupteten, daß sie dieselben gar nicht habe besitzen, folglich auch nicht übertragen können.

Anfangs schien jedoch auch hierin kein Hinderniß zu liegen. Der Kurfürst von Mainz war ihren Absichten auf die Kaiserkrone geneigt und erkannte daher auch die Gültigkeit des Wahlrechts in der Person des Großherzogs an.

Bey der Wichtigkeit des Erzkanzler-Amts schienen dadurch schon die erheblichsten Schwierigkeiten gehoben: denn da man auf die Stimmen der Churfürsten von Trier, Sachsen, Hannover ebenfalls rechnen konnte; so war die Böhmische Stimme hinlänglich, um dem Erzherzoge die Mehrheit der Stimmen zu sichern.

Indem die junge muthvolle Königinn sich dieser, dem Anscheine nach so sichern und erheiternden, Aussicht überließ, würdigte sie die Protestationen und Deductionen, womit sie der Kurfürst von Baiern, seit der Besitznehmung ihrer Erbländer, bestürmte, kaum einer flüchtigen Aufmerksamkeit. Sie glaubte, es könne höchstens ein Federkrieg daraus entstehen, und überließ es ihren Ministern, die Deductionen mit Deductionen zurück zu weisen.

In diesem Streite konnten ihre Hof-Publicisten es mit dem Prätendenten eben so zuversichtlich aufnehmen, als ihr Heer sich mit dem seinigen, allein und ohne weitere Vorbereitung, messen und des Sieges gewiß halten konnte. Die Ansprüche, welche Karl Albrecht machte, waren keineswegs völlig im Klaren, konnten und mußten von andern eben so gut, als von Oesterreich bestritten werden; und — Maria Theresia erfreute sich der Rechtswohlthat des Besitzes, und für den Nothfall der Garantie aller Mächte Europens.

Konnte der Kurfürst seine Ansprüche geltend machen, dann war es allerdings um

die gesammte Erbschaft der Königinn geschehen; denn sie erstreckten sich anfangs zur Oesterreichischen Monarchie gehörige Länder. Die Rechtsgründe, worauf er diese ausgedehnte Forderung stützte, lagen in folgenden Familienverhältnissen und Statuten.

Karl Albrecht war der Gemahl einer Tochter Kaiser Josephs des Ersten, ältern Bruders Karls des Sechsten. Nun bestand in dem Oesterreichischen Hause die Bestimmung: daß, nach dem Abgange der männlichen Descendenz, bey einer weiblichen Nachkommenschaft zweyer Brüder, die des ältern der des jüngern vorgehen solle. Wenn dem Kurfürsten dieses Statut von der einen Seite her zu Statten kam; so konnte es ihm von der andern zum Hinderniße gereichen. Er war der Gemahl der jüngern von zwey Schwestern; deren ältere an den König von Pohlen verheurathet war. Ueber dies hatte seine Gemahlinn, bey ihrer Verbindung, auf ihr Erbrecht förmlich Verzicht geleistet.

Die Hof-Publicisten des Kurfürsten hielten sich daher hierbey auch weiter nicht auf,

indem sie in den frühern Verwandtschafts-Verhältnissen weit sicherere und nicht zu entkräftende Rechtsgründe zu finden vermeinten.

Der Kurfürst stammte von einer Tochter Kaiser Ferdinands des Ersten ab. Diese hatte bey ihrer Vermählung mit Herzog Albrecht dem Fünften von Baiern, nach der herkömmlichen Sitte, sich ihres eignen Erbrechts, zu Gunsten ihrer Brüder und deren männlichen Nachkommen, zwar förmlich begeben: zugleich aber, behaupteten die Vertheidiger der Baierschen Erbfolge, habe sie sich, bey eben dieser Gelegenheit, für ihre Nachkommen ihr Erbrecht eben so förmlich vorbehalten; auf den Fall, daß die männliche Nachkommenschaft ihrer Brüder erlöschen sollte. Indem sie davon nun die Anwendung auf den durch den Tod Karls eingetretenen Fall machten, beriefen sie sich noch auf ein Testament Kaiser Ferdinands des Ersten, worin jene Reservation feyerlich durch die Verordnung bestätigt sey: daß die männlichen Nachkommen seiner Tochter Anna Erben aller seiner Länder seyn sollten, so bald die männliche Descendenz seiner Söhne erloschen wäre.

Das Genugthuende dieses Beweises wurde nun freylich, wie man leicht erwartet, von den Oesterreichischen Publicisten nicht so geradezu eingestanden. Sie begehrten zwar keinesweges das Erbfolge-Recht des Kurfürsten im allgemeinen anzutasten; — denn sie mußten befürchten, wenn sie dasselbe umstießen, auch das Erbfolge-Recht der Königinn zu erschüttern. Dieses ruhte mit jenem auf Einem und demselben Grunde.

Sie begnügten sich daher, die Anwendung auf den gegenwärtigen Fall zu bestreiten. Das Erbschaftsrecht der Herzoginn Anna könne, in diesem Falle, deßhalb nicht geltend gemacht werden, behaupteten sie, weil, nach dem allgemein in Deutschland angenommenen Staatsrechte, in der weiblichen Succession, so gut als in der männlichen, die nähere Linie das Vorrecht vor der entferntern habe. Offenbar trete daher die weibliche Nachkommenschaft des letztverstorbenen männlichen Erben eher in die Erbfolge ein, als die weibliche Descendenz seines Ahnherrn.

Die Verfügung Ferdinands, in dem angeblichen Testamente, läugneten sie zwar

ebenfalls nicht völlig, erklärten aber die Angabe derselben für unrichtig und in dem vorliegenden Falle zu Gunsten des Kurfürsten durchaus nichts beweisend. Nicht von der männlichen, sondern von der ehelichen Nachkommenschaft sey nämlich darin die Rede. Hiervon überführten die Minister der Königinn den Gesandten des Kurfürsten, durch den Augenschein; — indem sie ihm auf sein Begehren das Testament vorzeigten.

Dadurch wurde nun freylich der Kurfürst noch nicht bewogen, seine Ansprüche aufzugeben; vielmehr erhielt der Gesandte Befehl: noch ein Mahl feyerlich gegen die Erbfolge Marien Theresiens zu protestiren und dann Wien zu verlassen. Der Federkrieg wurde nun von München und Wien aus fortgesetzt, bis er sich endlich in einen Waffenkrieg auflöste.

Indem dieser Streit die Aufmerksamkeit des Oesterreichischen Cabinetts beschäftigte, der jungen Königinn übrigens keine erheblichen Sorgen verursachte, lief die Nachricht von dem Oesterreichischen Gesandten in Berlin ein:

daß man hier kriegerische Zurüstungen wahrnehme, welche, nach einer ziemlich allgemeinen Vermuthung des Publicums, gegen die Königinn von Ungarn gerichtet seyn dürften.

Diese Anzeige fand in dem Oesterreichischen Ministerio wenig Glauben. Der junge König Friedrich der Zweyte hatte, wie die meisten übrigen Europäischen Fürsten, Maria Theresia als Universal-Erbinn ihres Vaters anerkannt; sein Vater die pragmatische Sanction garantirt. Friedrich den Zweyten hielt man wohl für einen schönen Geist und Freund der Künste und des Vergnügens; aber man war weit davon entfernt, einen Krieger in ihm zu ahnen. Es war auch in Wien bekannt genug, wie oft und wie sehr es seinem Vater zum Verdrusse gereicht hatte, daß der Kronprinz seinen schönen Soldaten den Rücken zuwandte, wenn er sich an ihrem Anblicke und ihren künstlichen Bewegungen weidete.

Ueber dies, worauf konnte Friedrich, gesetzt, er wollte Ansprüche machen, seine Ansprüche stützen? Sie konnten sich höchstens auf einen Theil von Schlesien begrenzen, und diese

Angelegenheit war längst, bereits unter dem Großvater des jungen Königs, völlig abgethan. Der große Churfürst Friedrich Wilhelm hatte zwar gegründete Anforderungen auf die Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau gehabt; allein er hatte sich derselben auch, durch einen förmlichen Vertrag, gegen die Ueberlassung des Schwiebusser Kreises, begeben. Daß zu eben der Zeit dem Kurprinzen, nachmahligem Könige Friedrich dem Ersten, auf eine nicht sehr ehrliche Weise, ein Revers, zur Zurückgabe dieses Aequivalents, abgelockt war, erinnerte man sich noch wohl: allein da Friedrich der Erste die aus diesem Revers für ihn entstandene Verbindlichkeit, durch die Abtretung, anerkannt, sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm der Erste, ebenfalls nie Einwendungen dagegen gemacht hatte; so hielt man es nicht für wahrscheinlich, daß dieser Friedrich der Zweyte, dem ein schönes Flöten-Concert, oder eine poetische Epistel von Voltaire, weit mehr werth zu seyn schien, als die schönste zu acquirirende Provinz,

diese längst verjährte Angelegenheit noch ein Mahl wieder in Anregung bringen, und sich sogar einfallen lassen sollte, seine Ansprüche thätig zu unterstützen.

Dieses Letztere mußte um so unwahrscheinlicher seyn, da man sich in Wien gewöhnt hatte, den König von Preußen mit Geringschätzung zu behandeln. Friedrich der Erste war, durch die Gnade des Kaisers, zum Könige erhoben, und als König von dem Kaiser nie anders als ein Reichsfürst, und noch dazu als ein von dem Hause Oesterreich sehr abhängiger Reichsfürst, behandelt.

Friedrich Wilhelm der Erste, so despotisch er in seinen Staaten regierte, so knechtisch er hier gefürchtet wurde; so wenig Achtung genoß er bey den übrigen Fürsten Europens. Da er eben so viel Abneigung gegen den Krieg, als Leidenschaft für das Militär und militärische Uebungen zeigte, so machte man diese nur zu einem Gegenstande mannigfaltiger Spöttereyen, und hielt seine Armee für nichts weiter, als eine Sammlung schöner großer Puppen, mit deren künstlichen Bewe-

gungen der König ein Kinderspiel treibe. Wie wenig ihn Kaiser Karl der Sechste achtete, erhellte aus seinem Betragen gegen ihn. Friedrich Wilhelm hatte ihm, gegen gewisse Bedingungen, ein Hülfsheer von zehn tausend Mann überlassen. In Wien dachte man nie daran, diese Bedingungen zu erfüllen. Nie hatte er dem Preußischen Staate in Europa einiges Ansehen zu verschaffen gewußt. Ungeachtet seiner achtzig tausend Mann und seines gefüllten Schatzes, galten seine Stimme und seine Verbindung, in dem großen Fürstenrathe Europens, nur sehr wenig. Der König von England, Georg der Zweyte, nannte ihn nur: seinen Bruder den Corporal. Mannigfaltige Anecdoten von seiner Despotie, und selbst das Mißverständniß mit seinem ältesten Sohne, hatten ihm überhaupt die Achtung des Publicums beynahe gänzlich geraubt.

Dies mußte um so sicherer, zum Theil wenigstens, auf seinen Nachfolger forterben, da man an ihm auch nicht einmahl die Neigung zum Soldatenwesen, als eine fürstliche Passion, wahrgenommen hatte, und wußte,

daß sein Vater selbst geringschätzig von ihm gedacht hatte. Wie sollten nun die Oesterreichischen Minister veranlaßt werden, der Nachricht von seinen Rüstungen gegen die Königinn Glauben beyzumessen? Gleichwohl entschlossen sie sich, an Ort und Stelle Erkundigung einzuziehen und den König selbst ausforschen zu lassen.

Zu dem Ende erschien der Marquis von Botta d' Adorno in Berlin und vor dem Könige. Der König errieth seine Absichten leicht, und belustigte sich an den künstlichen Wendungen, welche der Marquis anwandte, seine Plane zu errathen. Die Rüstungen wurden fortgesetzt; und als das Unternehmen zur Ausführung gereift war, blieb es auch für den Marquis von Botta kein Geheimniß mehr, wohin und wozu die Armee, die sich mitten im Winter in Bewegung setzte, bestimmt sey.

Gegen die Mitte des Decembers 1740 brach ein Heer von acht und zwanzig tausend Mann auserlesener Truppen auf, um in Schlesien einzudringen, und die Ansprüche, welche der König auf einen Theil dieses Fürstenthums

machte, zu unterstützen. Friedrich brannte vor Begierde, die Schmach und das Unrecht, das seinem Großvater von Oesterreich, seinem Gefühle nach, widerfahren war, zu rächen, und seine Monarchen-Laufbahn durch eine auffallende kühne Unternehmung zu beginnen.

Er empfand in dem Innersten seines Busens die Aufforderung, welche sein Großvater, durch die Erwerbung der Königswürde, an seine Nachfolger zurück gelassen hatte: für die Krone, welche er ihnen überliefert, ein Königreich zu erwerben. Von diesem Ehrgeize fühlte er sich mächtig ergriffen; von dem Augenblicke an, da er den Thron seines Vaters erstiegen hatte. Es war ihm nicht entgangen, daß sein Vater, den er achtete, wenn er ihn auch nicht liebte, dessen Verdienste er kannte und erkannte, dieser so sehr verdienten Achtung in Europa entbehrte. Er fühlte, daß diese Geringschätzung auf den Preußischen Staat übergetragen und, mit diesem, auf ihn fortgeerbt sey. Eine kräftige Stimme in seinem Innern forderte ihn auf, diese Ungerechtigkeit der öffentlichen Meinung zu rächen,

die Ehre seines Hauses und seines Volks zu retten.

Diese Vorstellungen und Gefühle arbeiteten in seiner Seele, während man ihn mit nichts anderm, als Planen zu musikalischen Compositionen und Gedichten, beschäftigt glaubte. Bald nach seiner Thronbesteigung war er nach Rheinsberg, wo er als Kronprinz gelebt hatte, zurück gegangen. Hier litt er unter den Beschwerden eines kalten Fiebers, als ihm die Nachricht von dem Tode Kaiser Karls des Sechsten überbracht wurde.

Plötzlich loderte die Flamme des Ehrgeizes in seinem Busen empor. Der Entschluß stand von diesem Augenblicke an fest: die Schlesischen Fürstenthümer, auf welche sein Ahnherr gerechte Ansprüche gehabt hatte, seinem Hause wieder zu erwerben.

Der Entschluß war gefaßt; allein er mußte auch gerechtfertigt werden können, wenn die Ausführung desselben nicht, anstatt Bewunderung, als eine Räuberey, Unwillen und Verachtung erregen sollte. Dies schien ihm noch weniger Schwierigkeit zu haben, als die

Ausführung selbst. Die Verzichtleistung seines großen Ahnherrn galt in seinen Augen für Nichts; weil sie, seiner Meinung nach, durch die unedle Ueberlistung Friedrichs des Ersten, ihrer Rechtskraft völlig beraubt sey. Die Garantie, welche sein Vater der Erbfolge Marien Theresiens geleistet hatte, hatte nicht mehr Gewicht in seinen Augen. Weit entfernt, diese Garantie zurück zu nehmen, oder der jungen Königinn ihr Gesammterbe streitig zu machen, erkannte er sie vielmehr öffentlich und völlig aufrichtig als rechtmäßige Besitzerinn desselben an. — Nur nahm er von ihrem Erbe freylich aus, was er für das Seinige hielt. Es war einleuchtend, daß Besitzungen, welche ihrem Vater nie gehört hatten, von ihm auch seiner Tochter nicht mit übertragen werden konnten. Eben so einleuchtend war es, daß sein Vater, indem er die Erbfolge der Tochter Karls des Sechsten garantirte, in diese Garantie Provinzen nicht mit begreifen konnte, welche ihm eigentlich angehörten. Wie ließ es sich denken, daß er einer unrechtmäßigen Besitzerinn ein Erbe zusichern konnte, das

er seinem Nachfolger zu erhalten verpflichtet war?

Dies ist der Hauptinhalt der Deduction, in welcher Friedrich der Zweyte sich selbst und, in der Folge, ganz Europa die Rechtmäßigkeit seines Unternehmens auf Schlesien zu erweisen trachtete. So schnell der Entschluß dieser Eroberung gefaßt war; so heftig er von einer glühenden Einbildungskraft ergriffen und zur Ausführung fortgedrängt wurde: so vergönnte der kräftige Geist des jungen Monarchen seiner raschen Phantasie doch nicht, der Ueberlegung voraus zu eilen. War die Ausführung möglich? war sie wahrscheinlich? Konnte der vielleicht zufällig erlangte Besitz auch behauptet werden? Dies waren Gegenstände einer freylich nicht sehr langen, aber desto ernstlichern Ueberlegung. Der junge Monarch sah sich im Besitze eines trefflichen Kriegsheers von achtzig tausend Mann und eines reich angefüllten Schatzes. Er wußte, daß seine Gegnerinn an beydem Mangel litt. Er kannte die Verhältnisse im Innern der Staatsverwaltung der Oesterreichischen Monarchie; er kannte die Ver-

hältnisse der jungen Monarchinn zu den übrigen Mächten Europens. Er zweifelte nicht, daß sich noch mehrere Ansprüche ergeben und daß diese Ansprüche ihm Bundesgenossen zuführen würden. Von Rußland hatte er wenigstens keine Hindernisse zu fürchten. In Betreff Frankreichs rechnete er auf die seit Jahrhunderten hier eingewurzelte Eifersucht über die Größe der Oesterreichischen Macht und das ähnliche Verhältniß Frankreichs und Englands. Die Besitznehmung Schlesiens mußte ihm allein gelingen und in der Behauptung mußte ihm von Andern Beystand geleistet werden. Uebrigens vertraute er auf die alte Beobachtung: daß den Kühnen das Glück nicht leicht verläßt.

Durch diese Betrachtungen in seinem Entschlusse bestätigt, befreyete sich der König selbst, durch eine gute Dosis China, — die ihm die Aerzte versagt hatten, — von seiner Unpäßlichkeit, und eilte nach Berlin, um die nöthigen Veranstaltungen zu dem Unternehmen zu treffen, das durch Schnelligkeit, Verborgenheit und Ueberraschung unterstützt werden mußte, wenn es gelingen sollte.

Indem man zu Wien noch immer an der Wahrheit eines Gerüchts zweifelte, welches zu abenteuerlich schien, als daß man darauf hätte ernstliche Rücksicht nehmen können, brachen zwanzig Bataillons und sechs und dreyßig Schwadronen auserlesener und mit allen Kriegserfordernissen reichlich versehener Truppen nach Schlesien auf. Zugleich eilte der Ober-Hofmeister des Königs, Graf von Gotter, nach Wien, um der Königinn über diese Erscheinung die nöthigen Aufschlüsse zu geben und ihr Vorschläge, zum Vergleiche, zu überbringen.

Gotter hatte den Auftrag, ihr zu erklären: daß der König von Preußen bereit sey, die Königinn von Ungarn, in der Behauptung ihres Gesammterbes, durch Truppen und Geld zu unterstützen, dafern sie seinen Ansprüchen auf Schlesien, durch einen friedlichen Vertrag, eine Genüge leisten wolle. Zugleich machte er sich anheischig, dem Großherzoge von Toscana, ihrem Gemahle, seine Wahlstimme zur Kaiserwürde zu geben: — alles dies freylich unter der Bedingung der friedlichen Ueberlassung dessen, was er für sein Eigenthum erklärte; woran sie also an dem ihrigen nichts einbüßen konnte.

Man kann sich nicht verhehlen, daß der König von diesen Anträgen selbst keinen günstigen Erfolg erwartete. Er machte sie nur, um dem Vorwurfe zu entgehen, als habe er nur Krieg gewollt, und den Krieg, den er hätte vermeiden können, muthwillig begonnen. Diesem Vorwurfe mußte er auch deßwegen vorzubeugen suchen, weil er auf Verbindungen und Unterstützungen rechnete und ihm deßhalb die öffentliche Ansicht und Beurtheilung seines Unternehmens nicht gleichgültig seyn konnte.

Im Begriffe, zur Armee nach Schlesien abzugehen, wiederhohlte er daher dieselben Vorschläge, welche der Graf von Gotter in Wien machte, dem Marquis von Botta in Berlin. Zugleich aber setzte er, als seinen unwandelbaren Entschluß, hinzu: daß, dafern die Königinn seine freundschaftlichen Anträge verwerfen sollte, er alles daran wagen werde, sich mit den Waffen in sein Recht zu setzen und sich in demselben zu behaupten.

Der Marquis von Botta versuchte noch ein Mahl alles, um den König von diesem Vorsatze abzubringen, und schloß mit der

Aeußerung: daß er vielleicht das Haus Oesterreich zu Grunde richten könne, sich aber dann gewiß auch selbst in den Abgrund stürzen werde. Auf diese pathetische Rede erwiederte Friedrich kurz und trocken: es hänge nur von der Königinn ab, die ihr gethanen Vorschläge anzunehmen.

Der Marquis schien einen Augenblick nachzudenken, faßte sich dann wieder und sagte, mit Ironie in Ton und Mienen: „Ich gestehe es, Sire, Ihre Truppen sind schön. Die unsrigen würden sehr dagegen abstechen; allein sie haben vor dem Schusse gestanden. Ich beschwöre Sie, Sire, bedenken Sie, was Sie unternehmen.“

Diese Aeußerung reizte den König. Er erwiederte mit erhöheter Lebhaftigkeit: „Sie finden meine Truppen schön. Sie sollen, hoffe ich, auch noch gestehen, daß sie gut sind.“

Der Marquis versuchte noch einige Vorstellungen; allein der König ließ ihn merken, daß sie zu spät kämen.

Der Würfel war geworfen. Es kam darauf an, für wen das Glück sich erklärte. Nach

einem großen Maskenballe, (am 21sten December,) reis'te der König von Berlin ab und traf in wenig Tagen bey der Armee ein, die bereits in Schlesien eingerückt war.

2.

Maria Theresia verwirft die friedlichen Anträge Friedrichs des Zweyten. Dieser setzt darauf, längs der Oder, seine Unternehmungen in Schlesien fort, blockirt die Festungen Glogau, Brieg und Neiße, zwingt Breslau zur Neutralität, gewinnt die Schlacht bey Mollwitz, und unterwirft sich die Hauptstadt und den größten Theil Schlesiens.

Maria Theresia und ihre Minister fanden sich durch den Antrag und das Verfahren des Königs höchlichst beleidigt. Sie erstaunten über seine Kühnheit und gaben seinen Gesandten, mit den sichtbarsten Zeichen des Unwillens und der Geringschätzung, zur Antwort: Man könne sich auf diese Anträge gar nicht einlassen. Der König wisse selbst, daß die pragmatische Sanction keine Abtretungen gestatte.

Seiner Instruction gemäß wandte sich der Graf Gotter hierauf nochmahls besonders an

den Großherzog von Toscana. Er erklärte diesem: daß der König zufrieden seyn werde, wenn man ihm nur die ihm erblich zustehenden Fürstenthümer abtreten, und für die, seit dem mißbräuchlichen Besitze, aus denselben gezogenen Einkünfte eine Schadloshaltung verwilligen wolle.

Er begleitete diesen Antrag mit nachdrücklichen Vorstellungen, und wagte es sogar, dem Großherzoge einen Brief des Königs mitzutheilen, in welchem sich unter andern die Aeußerung fand: Will der Großherzog sich zu Grunde richten, nun, so mag er es thun!

Dieser Kunstgriff war auf die Gemüthsart des Großherzogs richtig berechnet, und würde nicht ohne Wirkung geblieben seyn, wenn er selbst mehr Einfluß, in die Entschließungen des Cabinetts, gehabt hätte. Allein die Minister der Königinn, besonders der Kanzler, Graf Kinsky, setzten ihren Stolz der Kleinmüthigkeit des Großherzogs entgegen. Maria Theresia fühlte nur das Beleidigende in dem Verfahren Friedrichs. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen und die Entscheidung

der Sache blieb dem Glücke der Waffen überlassen.

Die Preußische Armee war indessen, ungehindert, längs der Oder in Schlesien vorgedrungen. Da sich kein Feind zeigte und die Jahrszeit keine Unternehmungen auf die Festungen erlaubte, cantonirte sie in den Dörfern, und streuete überall gedruckte Patente aus, in welchen der König den Einwohnern Schlesiens die Versicherung ertheilte: daß er, weit entfernt, feindselige Absichten zu hegen, vielmehr zu ihrem Schutze herbey eile. Er belehrte sie über seine Ansprüche, und bedeutete sie zugleich, daß ohne Zweifel noch weit mehrere an die Königinn von Ungarn gemacht werden dürften. Weil nun zu fürchten stehe daß, in diesem Falle, sich eine andere Macht, auf eine feindselige Weise, ihrer bemächtigen werde, so habe er sein Heer einrücken lassen, um die Einwohner gegen ein solches Unglück zu sichern.

Zugleich ließ der König durch seine Gesandten an den vornehmsten Europäischen Höfen eine förmliche Deduction seines Besitzrechts austheilen, um den Vorwurf eines unvorbereiteten Friedensbruchs von sich abzuwälzen.

Indem Europa über diese unerwartete und kühne Unternehmung erstaunte, setzte der König dieselbe ungehindert, seinem Plane gemäß, fort. Außer sehr mäßigen Besatzungen in den Festungen Glogau, Brieg und Neiße fanden sich um diese Zeit fast gar keine Oesterreichischen Truppen in Schlesien. Der größte Theil der Oesterreichischen Armee stand noch in Ungarn; und die übrigen waren in die andern Grenzprovinzen vertheilt. Auf Schlesiens Vertheidigung hatte niemand gedacht, weil niemand für Schlesien etwas gefürchtet hatte. Der Feldmarschall Brouwne, welchen die Königinn jetzt zur Vertheidigung dahin sandte, konnte daher kaum drey tausend Mann zusammen bringen. Mit diesen war er freylich nicht im Stande, die Fortschritte einer Armee von dreyßig tausend aufzuhalten.

Der König von Preußen hatte Glogau eingeschlossen und rückte nach Breslau zu, um sich dieser Hauptstadt zu versichern. Der Feldmarschall Brouwne suchte ihm zuvor zu kommen, fand aber Widerstand bey der Stadt selbst.

Breslau hatte Vorrechte, welche denen der Deutschen freyen Reichsstädte glichen. Kraft dieser hing es von ihr ab, Truppen einzunehmen, oder denselben die Thore zu verschließen. Sie wählte das Letztere, und widersetzte sich auch kühn den Gewaltsversuchen des Oesterreichischen Feldherrn.

Indessen würde der Oesterreichische Feldherr doch wohl seinen Zweck erreicht haben, wenn nicht der Vortrab des Preußischen Heeres, unter der Anführung des Prinzen Leopold von Dessau, zu ihrem Beystande herbey geeilt wäre. Der Oesterreichische General zog sich nun zurück, und die Preußen besetzten die Vorstädte, bis an die Thore.

Als der König selbst angelangt war, ließ er die Stadt selbst auffordern. Anfangs weigerte sich der Magistrat, die Thore zu öffnen; allein die Masse der Bürgerschaft war, als Protestanten, den Preußen geneigt. Ueber dies befürchtete die Bürgerschaft von einem längern Widerstande Hungersnoth und eine endliche Einnahme mit Sturm. Es gelang daher einem unternehmenden Schuster, sich einen An-

hang zu verschaffen und mit demselben den Magistrat zu Unterhandlungen mit dem Könige zu nöthigen.

Die Schließung eines Neutralitäts-Vertrags fand nun keine Schwierigkeit weiter. Er wurde am 2ten Januar 1741 unterzeichnet, und in demselben wurden die Privilegien der Stadt bestätigt. Die Mitglieder der Oesterreichischen Oberamts-Regierung wurden ihrer Aemter entsetzt und auf ihre Güter verwiesen. Die übrigen Bedingungen waren die einer strengen und vollendeten Neutralität.

Während dies hier vorging, war der Feldmarschall Graf von Schwerin mit einem detaschirten Corps längs dem Gebirge hin vorgerückt, um den Feldmarschall Brouwne auch aus Ober-Schlesien zu verdrängen. Dies gelang, ohne viele Schwierigkeit; Brouwne zog sich nach Mähren zurück. Der König sah sich, noch vor Ende des Januars, (1741,) ohne Schwertschlag im Besitze des größten Theils von Schlesien. In diesem war ihm nichts übrig, um seine Unternehmung zu vollenden, als die Eroberung einiger Festungen, welche er den Rest des Winters über eingeschlossen hielt.

Dieses Geschäft mußte freylich bis zum Frühjahre aufgeschoben werden. Man begnügte sich daher, sie den Winter über eingeschlossen zu halten. Die Armee genoß den Rest desselben der Winterruhe; indem der König in Berlin beschäftigt war, für den nächsten Feldzug die erforderlichen Anstalten zu treffen, um das ganze Unternehmen so bald als möglich zu vollenden.

Kaum nahete sich der Frühling, so kehrte er, von einer ansehnlichen Verstärkung begleitet, nach der Armee zurück. Er eröffnete den neuen Feldzug mit der Bestürmung und Eroberung von Glogau. Zu einer Belagerung war die Jahrszeit noch nicht günstig; zudem fehlte es an grobem Geschütze. Auch bedurfte es einer förmlichen, zeit- und kostspieligen Belagerung nicht. Die Festung war in einer so schlechten Beschaffenheit, daß bey einem Sturme wenig Mühe und Verlust erwartet werden konnte.

Am 9ten März 1741 bestürmten die Preußen die Festung, von fünf Seiten her; und in weniger als einer Stunde war sie erobert. Der

Commandant und die Besatzung wurden zu Kriegsgefangenen gemacht. Die Festungswerke waren so wenig im Vertheidigungsstande, daß die Cavallerie über die Wälle setzte. Die Besitznehmung geschah mit der größten Ordnung. Niemanden wurde ein Haar gekrümmt; niemand wurde beraubt. Die Preußische Mannszucht erregte hier zum ersten Mahle Bewunderung und Achtung, da sie bisher nicht selten ein Gegenstand des Tadels und Spottes gewesen war.

Bisher hatte der König, beynahe ohne einen Feind vor sich zu haben, Krieg geführt. Seine Siege waren ihm leicht geworden, konnten aber auch wenig Ruhm und Sicherheit gewähren. Nunmehr stellte sich ihm ein erfahrner General mit einer beträchtlichen Armee entgegen. Jetzt erst konnte er sein Helden-Talent und die Tapferkeit seiner Krieger bewähren. . . . . .

Bereits während des Winters hatte die Königinn von Ungarn eine Armee, zur Vertheidigung Schlesiens, zusammen ziehen lassen. Unter der Anführung des Feldmarschalls, Gra-

sen von Neuperg, rückte sie nun gegen die Preußen vor, und bemühete sich besonders, die verschiedenen Abtheilungen dieser Armee zu trennen. Die zahlreichen leichten Truppen, welche die Oesterreichischen Heere zu begleiten pflegen, unterstützten diesen Plan sehr. Sie streiften weit und breit umher, isolirten nach und nach einige Preußische Truppen-Abtheilungen, hoben manche kleine Streifparteyen ganz auf, und gewannen einige andere nicht ganz unbedeutende Vortheile.

Der König zog daher mehrere Truppen-Abtheilungen seiner Armee zusammen, um sie mit dem Corps des Feldmarschalls Schwerin, der in Ober-Schlesien stand, zu vereinigen und so kräftig gegen den Feind zu agiren. Er richtete zunächst seinen Marsch nach Jägerndorf und Neiße.

Indessen war der Feldmarschall Neuperg schon zu weit vorgedrungen, als daß es der König hätte rathsam finden sollen, seinen Marsch fortzusetzen. Er lagerte sich zwischen Steinau und Neustadt, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Neuperg rückte,

mit raschen Schritten, vor; ging ungehindert über die Neiße und setzte sich zwischen die Armee des Königs und die Stadt Ohlau, in welcher die Preußen ihre hauptsächlichsten Magazine und Kriegsvorräthe hatten.

Dieser Umstand setzte den König in die Nothwendigkeit, eine Schlacht zu wagen. Er eilte daher, seiner Armee den Vortheil der Stellung zu verschaffen. Am Morgen des zehnten Aprils formirte sich die Armee in Schlachtordnung; den Orten gegen über, in welchen die Oesterreicher ruhig cantonirten.

Jetzt erst erfuhr der Feldmarschall Neuperg, wie nahe ihm der Feind sey, und welche Absicht er hege. Er mußte seine Schlachtordnung unter den Kanonen der Preußischen Armee, die sehr schnell und gut bedient wurde, bilden. Gleichwohl begann seine Reiterey, die vorzüglicher und von einem erfahrnern Generale angeführt war, als die Preußische, zuerst und mit überwiegendem Glücke, das Treffen; brachte die Preußische in Unordnung und drang bis auf die Infanterie vor.

Von dieser ward sie mit dem Muthe und der Standhaftigkeit empfangen, welche sie in der Folge beständig ausgezeichnet hat. So heftig der Angriff war, so fest und unerschütterlich wies sie ihn zurück. Das Treffen wurde allgemein, hartnäckig, blutig. Fünf Stunden lang wurde ein mörderisches Feuer ununterbrochen fortgesetzt. Die Munition war verschossen; die Lebenden mußten die Todten plündern, um ihr Mordgeschäft fortsetzen zu können. Schon fürchteten die Preußischen Anführer, daß Mangel an Pulver sie nöthigen würde, dem Feinde das Schlachtfeld zu überlassen, als der Feldmarschall Schwerin, der den linken Flügel anführte, durch eine glückliche Wendung, den Oesterreichischen rechten Flügel zum Weichen brachte und so das Treffen für den Sieg der Preußen entschied. Die Oesterreichische Armee wurde völlig geschlagen und zerstreuet. Die Nacht machte dem Verfolgen ein Ende.

Diese Schlacht, welche den Preußischen Waffenruhm, unter Friedrich dem Zweyten, gründete, war zugleich eine der blutigsten in allen Kriegen dieses Monarchen. Sie koste-

te den Oesterreichern an sieben tausend und den Preußen dritthalb tausend Todte, und Beyden gegen fünf tausend Gefangene und Verwundete. Sie ist in den Annalen der Preußischen Kriegsgeschichte mit der Benennung der Schlacht bey Molwitz bezeichnet.

Ihr folgte, acht Tage nachher, die Belagerung und Eroberung der Festung Brieg. Die Haupt-Armee hatte bey dem Dorfe, das ihren Sieg bezeichnete, ein Lager bezogen, in welchem sie beynahe drey Wochen stehen blieb. Es schien, als sey für sie wenig mehr zu thun übrig, um über das Schicksal Schlesiens zu entscheiden.

Um zu vollenden, was der Vollendung so nahe zu seyn schien, wünschte Friedrich, durch das Glück des ersten Versuchs aufgemuntert, eine zweyte Feldschlacht. Er hoffte, mit Recht, in einer solchen, den sehr geschwächten Feind völlig zu Grunde zu richten.

Um den feindlichen Feldherrn seiner Absicht gemäß zu bestimmen, erhob sich der König aus seinem Lager bey Molwitz und rückte dem Feinde näher. Dieser errieth seine Absicht und

zog sich bis über die Neiße zurück. An derselben verschanzte er sich, bey der Festung dieses Nahmens, in einer sehr vortheilhaften und fast unüberwindlichen Position. Der König bezog nun, auf der andern Seite, das Lager bey Strehlen. Beyde Heere standen hier einige Monathe lang, ohne etwas gegen einander zu unternehmen.

Indem die Heere ruhten und der Krieg nur durch die Neckereyen der Vorposten und kleine Streifzüge der leichten Truppen fortgesetzt wurde, entwarf der Feldmarschall Neuperg einen Plan, der, wenn er gelang, den König ohne Zweifel in Kurzem um den größten Theil seiner errungenen Vortheile bringen mußte. Er wollte, durch eine geschickte Wendung, die Armee des Königs tourniren; dann schnell auf die Hauptstadt losgehen. Die Verbindungen, welche er hier unterhielt, sicherten ihm einen erwünschten Empfang. Die Besetzung derselben würde den König, aus mehr als Einer Rücksicht, in Verlegenheit gesetzt haben.

Noch zur rechten Zeit wurde dieser Entwurf dem Könige, der auf seiner Hut war und

seinen Gegner, so wie die Hauptstadt, nie aus den Augen ließ, verrathen. Längst hatte in der letztern ein Clubb alter, ächt-katholischer, also dem Hause Oesterreich schwärmerisch ergebener, Damen seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Sie hielten gewöhnlich des Abends Zusammenkünfte, die sie Stunden nannten, in welchen sie sich ihre Neuigkeiten mittheilten und ihrem Unwillen gegen den König von Preußen Luft machten. Durch eine falsche Schwester erfuhr der König Alles, was in diesen Conventikeln vorging; auch den Plan seines Gegners und die Verbindungen, welche er in Breslau unterhielt.

Die Gefahr war nahe; nur ein schneller Entschluß, ein rasches Zuvorkommen konnte sie abwenden. Bemächtigte sich der feindliche Feldherr der Hauptstadt, — welches ihm, durch die Verbindungen, die er darin unterhielt, leicht gelingen konnte, — dann würde er auch Besitzer der hauptsächlichsten Magazine der Preußen und ihrer Kriegsvorräthe geworden seyn. Zugleich hätte er die Verbindung des Preußischen Heeres mit der Mark Branden-

burg unterbrochen, welche bisher, vermittelst der Oder, unterhalten war.

Um seine Absicht zu verdecken, und sie desto sicherer auszuführen, ließ der König die Syndicen und andere Magistrats-Personen, denen er nicht trauen durfte, in das Lager bescheiden. Auch die fremden Gesandten, die sich zu Breslau aufhielten, berief er dahin, um sie für den Fall einer Unruhe in Sicherheit zu setzen. Indem diese im Lager anlangten, erschienen, von mehrern Seiten her, Truppen-Abtheilungen vor den Thoren der Hauptstadt, welche die Erlaubniß zum Durchmarsche forderten und unter diesem Vorwande die Thore besetzten.

Die völlige Besitznahme erfolgte nun ohne Widerstand und Unruhe. Die Bürgerschaft leistete die Huldigung. Eine hinlängliche Besatzung sicherte den Besitz gegen alle etwanige innere und äußere Unternehmungen.

3.

Der Kurfürst von Baiern sucht und erhält Französische Unterstützung, für seine Ansprüche auf die Oesterreichische Gesammterbschaft. Auch Spanien tritt mit seinen Anforderungen hervor, und verlangt ebenfalls Unterstützung für dieselben von Frankreich. Intriguen am Französischen Hofe, Theilungsentwurf, Unterhandlungen und Kriegspläne. Der Kurfürst von Baiern beginnt von dieser Seite die Feindseligkeiten, durch einen Einfall in Vorder-Oesterreich.

Durch die kühnen und glücklichen Unternehmungen des Königs von Preußen aufgemuntert, war der Kurfürst von Baiern ebenfalls thätiger geworden. Er sah, wie weit wirksamer der Waffenkrieg als der Federkrieg sey, um solche Zwecke, als wofür er stritt, zu erreichen; und wünschte dem Beyspiele Friedrichs folgen zu können.

In dieser Absicht wandte er sich an Frankreich, als seinen alten Bundesgenossen, einen noch ältern Neider der Größe Oesterreichs, und die einzige Macht, von welcher er eine, seinem Zwecke völlig entsprechende, Unterstützung erwarten konnte.

Mit ihm zugleich wurden von Spanien ähnliche Anforderungen an Frankreich gemacht. Die Gemahlinn des Königs von Spanien, deren planvoller Ehrgeiz nie ruhte, hielt dies für eine günstige Gelegenheit, ihrem zweyten Sohne, Dom Philipp, ebenfalls, in Italien, ein unabhängiges Herrscher-Eigenthum zu verschaffen. Sie bestimmte dazu die Fürstenthümer Mailand, Mantua, Parma und Piacenza, woraus sie ein Lombardisches Königreich zu errichten dachte.

Um diesen Theil des Ganzen der Oesterreichischen Gesammt-Monarchie zu erhalten, glaubte man das Ganze in Anspruch nehmen zu müssen. Wann hat es den Ehrgeizigen oder Habsüchtigen unter den Großen der Erde an Deductionen von Rechten gefehlt, so bald sie derselben, für ihre egoistischen Zwecke, zu bedürfen glaubten? — Der Kurfürst von Baiern und die Königinn von Ungarn hatten Beyde bereits ihre ausschließlichen Erbschaftsrechte erwiesen. Nun trat noch der König von Spanien mit einer Deduction hervor, in welcher sonnenklar dargethan und gegen jedermann be-

hauptet wurde: Niemand als er könne auf die Oesterreichische Erbschaft eine gegründete Anforderung machen.

Wollten die Spanischen Hof-Publicisten diese Behauptung erweisen, so mußten sie die Rechtsbeweise der übrigen Competenten entkräften; und um dies zu können, noch einige Stufen weiter in der Familien-Geschichte des Oesterreichischen Hauses hinauf steigen, als jene.

Hier fanden sie nun, was sie bedurften, in dem Erbvergleiche, welchen Kaiser Karl der Fünfte mit seinem Bruder, Ferdinand dem Ersten, (1521,) errichtet und durch sein Testament bestätigt hatte. In Folge desselben hätten die Königreiche Ungarn und Böhmen, nach dem Tode des Kaisers Matthias, an den König Philipp den Dritten von Spanien fallen müssen. Philipp der Dritte habe zwar sein Anrecht, (1617,) dem Kaiser Ferdinand dem Zweyten förmlich abgetreten, sich aber zugleich das Rückfallsrecht reservirt; auch ausdrücklich festgesetzt, daß bey dem Erlöschen des männlichen Oesterreichischen Stammes die männlichen und

weiblichen Nachkommen der Spanischen Linie vor den weiblichen der Oesterreichischen das Vorrecht behalten sollten. Dieses Erbrecht habe nun Anna von Spanien, die Gemahlinn Ludewigs des Dreyzehnten, bereits an die Bourbons gebracht, und mit diesen sey es wieder auf den Spanischen Thron gekommen. Da nun König Philipp der Vierte diesen seinen Thron vollkommen rechtmäßig besitze; so sey auch nichts klarer, als sein Anrecht auf die sämmtliche Verlassenschaft Kaiser Karls des Sechsten, und nichts billiger, als daß Frankreich ihm, als seinem nahen Verwandten und Bundesgenossen, zu der Behauptung dieses Rechtes verhelfe.

Auf den Cardinal Fleury machten anfangs diese so wenig als die Baierische Deduction einen erwünschten Eindruck. Man weiß, wie sehr er den Frieden liebte, und wie abgeneigt er daher allen Planen und Zumuthungen war, welche ihn in die Nothwendigkeit setzen mußten, seiner Neigung und den so lange behaupteten Grundsätzen seiner Administration zuwider zu handeln. Er verschanzte sich daher

hinter der Garantie, welche Frankreich der pragmatischen Sanction geleistet hatte, und ließ sich auf die Beweise der Unkräftigkeit derselben weiter nicht ein.

Indessen entspann sich eine Intrigue, zum Vortheile der Anforderungen Baierns und Spaniens, welche bereits an einem andern Orte *) näher entwickelt worden ist, also hier als bekannt voraus gesetzt werden muß. Der alte Cardinal wurde genöthigt, seine Neigungen und Grundsätze dem Einflusse des Grafen von Belle-Isle und seiner Partey aufzuopfern und sich öffentlich für die Unterstützung der Ansprüche der erwähnten Competenten zu der Oesterreichischen Erbschaft zu erklären. Er sah sich nun genöthigt, selbst die Gültigkeit der pragmatischen Sanction, auf welche er sich bis dahin bezogen hatte, zu entkräften. In Briefen und Proclamationen, die seine Unterschrift trugen, wurde gezeigt, daß, bey der Garantie des Testaments Karls des Sechsten, nothwendig habe voraus gesetzt werden müssen: der Kaiser habe durch dasselbe die

*) S. Unf. Jahrb., Th. VI, S. 342 u. f.

Rechte anderer nicht kränken wollen. In so fern sich nun das Gegentheil hiervon ergebe, könne auch kein Garant gehalten seyn, sie ferner in Schutz zu nehmen. Was den König von Frankreich insbesondere betreffe, so verbänden diesen ältere und heiligere Pflichten, die wohl begründeten Ansprüche seiner Verwandten und Bundesgenossen, selbst gegen die pragmatische Sanction, zu vertheidigen; dafern die Gemahlinn des Großherzogs von Toscana sich weigern sollte, die Rechte derselben anzuerkennen und ihren Besitz zu cediren.

Vergebens machte die Königinn von Ungarn Vorstellungen hiergegen; vergebens berief sie sich auf die förmliche Anerkennung der Rechtmäßigkeit ihres Besitzes; vergebens appellirte sie endlich an die Großmuth und Menschenfreundlichkeit des Königs von Frankreich. Der Graf von Belle-Isle fand seinen Ehrgeiz mehr dadurch geschmeichelt, Königreiche und Fürstenthümer auszutheilen, die Oesterreichische Monarchie aufzulösen, und so Frankreich ein noch entschiedeneres Uebergewicht in Europa zu geben, als den Ritter und Schützer einer

jungen schönen Frau zu spielen. Dies wäre auf die Rechnung des alten Fleury gekommen; jenes wurde allein auf die seinige geschrieben. Es mußte seinen Einfluß begründen und ihm für die Zukunft die Beherrschung Frankreichs und durch dieses des ganzen Europa sichern.

Dahin entwarf der Graf von Belle-Isle denn auch seinen Plan, zur Unterstützung der verschiedenen Ansprüche und zur Führung des Krieges; ohne welchen dieselben, wie voraus zu sehen war, freylich nicht geltend gemacht werden konnten.

Auf die Deductionen des ausschließlichen Erbrechts wurde weiter keine Rücksicht genommen. Er wollte die Oesterreichische Monarchie auflösen, und einem jeden zutheilen, was ihm nutze und fromme. Spanien und Sardinien theilte er die Italiänischen Provinzen der bisherigen Oesterreichischen Monarchie zu; dem Kurfürsten von Baiern bestimmte er die Kaiserwürde, Oesterreich und Böhmen; dem Könige von Pohlen wollte er Mähren und Ober-Schlesien; und dem Könige von Preußen Nieder-Schlesien zu Theil werden lassen. Seinen

Kriegsplan hatte er auf hundert und funfzig tausend Mann berechnet, die in vier Heeren, in Italien und Deutschland, mit dem Kurfürsten von Baiern und dem Könige von Preußen gemeinschaftlich, operiren sollten.

Wagte auch die Königinn von Ungarn die Vertheidigung der pragmatischen Sanction und ihrer Gesammtbesitzungen zu unternehmen, so glaubte doch Belle-Isle mit Zuversicht voraus setzen zu dürfen: daß die Königinn von Ungarn einem so combinirten Angriffe nicht lange würde widerstehen können. Sein Plan war daher auch nur auf Einen Feldzug berechnet. Er hatte mit der größten Bestimmtheit versprochen, nach dem vorgelegten Entwurfe die ganze Unternehmung in dem Jahre 1741 zur Vollendung zu bringen.

Durch seine Betriebsamkeit wurde denn auch unverzüglich Hand an die Ausführung dieses Plans gelegt. Die Gesandten am Berliner und einigen andern Deutschen Höfen erhielten Aufträge, die nähern Unterhandlungen, welche sich Belle-Isle selbst vorbehielt, einzuleiten. An andere wurden geheime Unterhänd-

ler zu diesem Behufe gesandt. Im März des Jahrs 1741 erschien der Marschall Belle-Isle, zuerst als Gesandter bey dem Wahl-Convente zu Frankfurt am Main. Da dieser noch ausgesetzt wurde, begab er sich zu den geistlichen Kurfürsten; dann nach Dresden; und endlich nach Schlesien, in das Lager des Königs von Preußen. Ueberall negotiirte er die Wahlstimmen, für den Kurfürsten von Baiern, zur Kaiserwürde; und eine Verbindung mit Frankreich und Baiern, zur Ausführung dieser Wahl und seines gesammten übrigen Planes gegen das Haus Oesterreich.

Seine Gewandtheit und Beredtsamkeit, noch mehr aber die Lage der Umstände, ließen ihn überall Geneigtheit für seine Anträge und Entwürfe finden. Durch seine Thätigkeit wurden Bündnisse, zwischen Frankreich, Spanien und Baiern, und wieder zwischen Frankreich, Baiern, Preußen, Kur-Pfalz und Cöln geschlossen. Er war es, der endlich, als er im Junius wieder nach München zurück kehrte, den Kurfürsten, der noch schwankte, zu dem Entschlusse bestimmte, die Kaiserkrone anzu-

nehmen und sich den vorgeschlagenen Theilungsplan gefallen zu lassen.

Nach der Vollendung dieses Geschäfts eilte er nach Paris zurück, um die Thätigkeit zur Ausführung seines Plans zu beleben. Es war dies um so nöthiger, da der Cardinal Fleury selbst eine Unternehmung gewiß nicht eifrig betrieb, die er lieber ganz niedergeschlagen hätte. Belle-Isle mußte daher auch beständig mit dieser Abneigung und der dadurch verstärkten Aengstlichkeit und Sparsamkeit des alten Ministers kämpfen. Er fand darin ein stetes und beharrliches Gegenstreben, das seine ganze Thätigkeit und Gewandtheit nicht völlig zu überwinden vermochten.

Wenn der Cardinal ihm nicht alle Truppen und allen Geldaufwand, den der Marschall forderte, und dessen er bedurfte, um seinen Plan zur Ausführung zu bringen, versagen konnte; so war er doch auch nicht dahin zu bringen, ihm Alles, seiner Forderung gemäß, zu verwilligen. Die Forderung von hundert und funfzig tausend Mann setzten den Cardinal in Schrecken. Er meinte: damit müsse

sich die ganze Welt erobern lassen: allein die Rüstung und Unterhaltung so großer Armeen würde auch Frankreich unfehlbar zu Grunde richten.

Was auch der Marschall vorbrachte, um seine Forderung zu unterstützen; wie er es auch versuchte, ihn durch andere Motive, als seine Beredtsamkeit, bestimmen zu lassen: er erhielt nichts weiter von dem Cardinal, als die Verwilligung eines mäßigen Hülfsheers für den Kurfürsten von Baiern; und eines ähnlichen, um, am Unter-Rheine, Holland und England zu beobachten und, nöthigen Falls, in das Kurfürstenthum Hannover einzurücken. Die Umstände drängten; die Unternehmung mußte also, wie sie jetzt vorbereitet war, begonnen werden.

Indem Frankreich auf diese Weise den Krieg hauptsächlich betrieb, erklärten die Französischen Minister an den Europäischen Höfen, im Nahmen des Cardinals, überall: daß der König, ihr Herr, nichts sehnlicher wünsche und nichts weiter beabsichte, als den Frieden. Es liege am Tage, daß die pragmatische Sanction, wenn

sie auch jetzt unangetastet bliebe, dennoch in Kurzem einen, für ganz Europa verderblichen, allgemeinen Krieg veranlassen müsse. Um dies zu verhüten und um die verschiedenen Forderungen auszugleichen, mische sich der König jetzt in die Angelegenheit, die ihn in so fern interessire, als ihm die Wohlfahrt und Ruhe Europens am Herzen liege. Ueber dies halte er sich verpflichtet, seinen alten Bundesgenossen, den Kurfürsten von Baiern, in seinen gerechten Ansprüchen zu unterstützen und, als Garant der Deutschen Reichs-Constitution, für die Erhaltung einer freyen Kaiserwahl Sorge zu tragen.

Dieser Erklärung zu Folge war es nicht Frankreich, welches den Krieg gegen die Königinn von Ungarn führte; sondern nur der Kurfürst von Baiern und die Könige von Preußen und Spanien. Der Kurfürst erhielt, als Lieutenant-Général des Königs, den Oberbefehl über sämmtliche Hülfstruppen, welche dieser ihm überließ. In Vereinigung mit demselben eröffnete er nun, (im Julius des Jahrs 1741,) seinen ersten Feldzug gegen die Königinn von

Ungarn, zur Besitznehmung des ihm von Belle-Isle zugetheilten Oesterreichs und Böhmens.

4.

Marien Theresiens Lage bey der Eröffnung des Feldzugs 1741. Englands Friedensvermittelung, zwischen ihr und dem Könige von Preußen. Geheime Verabredung und vorläufige Ueberlassung Schlesiens. Einfall und Fortschritte der Baierisch-Französischen Armee in Oesterreich. Gefahr der Hauptstadt. Unerwartete Unternehmung auf Böhmen. Belagerung und Eroberung von Prag. Krönung des Kurfürsten von Baiern als König von Böhmen.

Marien Theresiens Lage wurde nun im hohen Grade bedenklich. Auch fing sie an, es zu fühlen und die Nothwendigkeit schneller und kräftiger Entschließungen einzusehen.

Man erinnert sich, daß sie schon, bey dem ersten Anscheine von Gefahr, sich an den König von Frankreich gewandt, und von ihm die thätige Garantie der pragmatischen Sanction verlangt hatte. Fleury antwortete ihr damahls mit freundlichen Worten; war aber eben

so fest entschlossen, nicht für sie thätig zu werden, als er damahls noch entschlossen war, nichts gegen sie zu thun. In der Folge, als es bekannt wurde, daß die Feinde der Königinn von Ungarn die Festigkeit des Cardinals erschüttert hätten, und Rüstungen in Frankreich vorgenommen wurden, hatte sie noch ein Mahl an den König geschrieben, und ihn, mit Würde, aber in der Sprache der Rührung und des Unglücksgefühls, gebeten: er möge sie nicht verlassen und ihr das Mitleid und die Theilnehmung gewähren, worauf jeder Unglückliche ein Recht habe. Jetzt erhielt sie zur Antwort: ihr Gesuch komme zu spät; der König sey bereits Verbindungen eingegangen, denen er eine Genüge leisten müsse.

Maria Theresia sah nun in dem einen furchtbaren Feind, in welchem sie einen kräftigen Beschützer zu finden gehofft hatte. Durch ganz Europa erschollen die Nachrichten von den großen Rüstungen, von der mächtigen Coalition, welche der betriebsame Belle-Isle gegen sie bewirkte. Sie war hell sehend genug, um die Gefahr zu erkennen; aber auch

muthig genug, um sich nicht dadurch schrecken zu lassen. Eine junge, schöne, nur für das Vergnügen geschaffene Frau, von drey und zwanzig Jahren, gab der Welt ein seltenes Schauspiel von Entschlossenheit und Geisteskraft. Sie gebot Vertheidigungsanstalten; allein ihre Befehle wurden nur sehr unvollkommen befolgt, und konnten nur sehr unvollkommen befolgt werden. Es fehlte an Gelde, an Truppen, an Thätigkeit und Einheit unter ihren Rathgebern.

Sie bemühte sich um Unterstützungen und Verbindungen bey andern Mächten; allein auch hier gewannen ihre Bemühungen nur einen sehr unzulänglichen und langsamen Erfolg. Rußland, auf welches sie am sichersten rechnete, war durch innere Angelegenheiten beschäftigt, und mußte täglich eine Kriegserklärung von Schweden erwarten. Der Papst, England und Holland versprachen ihr zwar Beystand, und Sardinien rüstete sich bereits, wie man erwarten ließ, zur Leistung der Garantie der pragmatischen Sanction: allein je mehr sich die Gefahr nahete; desto mehr entfern-

te sich die Aussicht auf Hülfe, beynahe überall, wo sie dieselbe erwartet hatte. Frankreichs Intriguen machten sich ihr so furchtbar, als seine Heere. Durch sie erfolgte die Kriegserklärung Schwedens gegen Rußland, gerade zu der Zeit, da sich die Französischen Heere in Bewegung setzten. Nicht genug, ihr diesen Beystand von außen zu entziehen, suchten sie ihr auch die Hülfe ihrer Unterthanen zu rauben, und ihr, in ihren Nachbarn, und selbst in ihren Unterthanen, neue und gefährliche Feinde zu erwecken. Französische Unterhändler arbeiteten unablässig, die Pforte zum Einfalle in Ungarn zu bewegen und die Ungarischen Protestanten zu thätigen Aeußerungen ihres Mißvergnügens zu reizen.

Hier blieb es freylich nur bey dem Bestreben, allein es gab doch Veranlassung zu Besorgnissen. Des Papstes Beystand konnte der Königinn von Ungarn nur von geringem oder gar keinem Nutzen seyn. Sardinien erklärte sich nicht näher, und man hatte alle Ursache, von der zweydeutigen Politik dieses Hofes nichts Gutes zu erwarten. Nie hatte er ohne Eigen-

nutz gehandelt; und so durfte man auch jetzt annehmen, daß er nur zögere, um zu sehen, auf welcher Seite er seinen Vortheil am meisten finden werde.

Die vereinigten Staaten zeigten noch keine andern Veranstaltungen zum Beystande, als durch Negotiationen. Auch Englands thätige Unterstützung zeigte sich nur, um die Erwartung desto empfindlicher zu täuschen.

Auf den Antrag Georgs des Zweyten hatte das Parlament beträchtliche Subsidien verwilligt; es sollte ein Truppen-Corps übergesetzt werden, um mit den in Englischen Sold genommenen Hannöverischen Truppen vereinigt zu agiren. Der König selbst war nach Deutschland gekommen, um die Rüstung seiner Truppen zu betreiben.

Ehe es indessen dahin gedieh, war schon eine ihrer schönsten Provinzen in der Gewalt eines kühnen und kräftigen Feindes. Schon rückte ein Französisch-Baierisches Heer, längs der Donau, herauf, um das wehrlose Oesterreich anzugreifen, und nun erklärte sich auch der König von Pohlen und Kurfürst von Sach-

sen als ihren Feind. Er trat der Coalition bey, und rüstete ein Heer von einigen und zwanzig tausend Mann aus, um das ihm zugetheilte Mähren zu erobern.

So dringend nun die Gefahr, alles zu verlieren, wurde; so wenig konnte Maria Theresia noch den Gedanken fassen, einen Theil aufzuopfern, um das Ganze zu retten. Lange sträubte sich ihr kühner Sinn, gegen den Rath ihrer Freunde, den König von Preußen wenigstens zu versöhnen und die Anträge zu erwiedern, die ihr einst von ihm gemacht waren.

Endlich entschloß sie sich hierzu. Sie sandte den Englischen Bothschafter, Robinson, in das Lager des Königs bey Brieg, und ließ ihm, — doch nicht Schlesien, sondern Limburg und Geldern, nebst zwey Millionen Thalern, anbieten, wenn er von seinen Ansprüchen auf Schlesien abstehen und Frieden machen wollte.

Robinson, enthusiastischer Verehrer der Königinn von Ungarn, machte seine Anträge in einer pathetischen Rede; und der König antwortete ihm in eben dem Tone. Die

Unterhandlung zerschlug sich, indem sie begann. Robinson verließ das Lager, und Friedrich schloß sein Bündniß mit dem Kurfürsten von Baiern.

Indessen bewogen die Annäherung der Baierisch-Französischen Armee und die Bewegungen des Königs von Preußen gegen Böhmen zu, die Königinn von Ungarn, diesem noch ein Mahl, und zwar ernstlichere, Friedensvorschläge thun zu lassen. Sie willigte jetzt in die Abtretung eines beträchtlichen Theils von Schlesien; — erhielt aber auch jetzt zur Antwort: der König bedaure, daß diese Anträge zu spät kämen. Es fesselten ihn jetzt andere Verbindungen. Eine Demüthigung für Marien Theresien, die sie nie ganz verschmerzte.

Das Schicksal hatte beschlossen, daß sie der Demüthigungen dieser Art noch mehr erfahren sollte. Auch dem Kurfürsten von Baiern hatte sie Friedensvorschläge und das Erbieten zur Abtretung Vorder-Oesterreichs thun lassen, — und eine ähnliche zurück weisende Antwort erhalten.

Karl Albert hoffte freylich noch mehr zu gewinnen, und hätte also auch noch mehr aufopfern müssen. Nebst der Aussicht auf eine unverhältnißmäßige Vergrößerung seiner Länder sollte er auch die dem Scheine nach nahe und sichere Aussicht auf eine Kaiser- und eine Königskrone aufgeben. Zu solchen freywilligen Resignationen ist man, an der Spitze zweyer zahlreicher und wohl gerüsteter Armeen, selten geneigt. Auch sorgte der Marschall von Belle-Isle dafür, daß eine solche Geneigtheit sich bey dem Kurfürsten nie einfinden konnte.

Jetzt faßte Maria Theresia aufs neue den Entschluß, alles zu behaupten oder alles zu verlieren. Sie rechnete auf den Beystand der Seemächte, besonders Englands, und ihre Rathgeber bewiesen ihr: die Seemächte müßten, ihres eignen Interesse wegen, alles aufbieten, um das Haus Oesterreich zu erhalten. Auch könne man auf die alte Eifersucht und den National-Haß zwischen England und Frankreich Rechnung machen. Und was Schlesien insbesondere betraf, so erinnerte man sie, daß die Seemächte noch Geldforderungen

hätten, deren Sicherheit auf diese Provinz angewiesen sey.

Indem die Oesterreichischen Politiker auf diesen letztern Umstand rechneten, setzten sie freylich voraus, daß Friedrich der Zweyte ihn aus der Acht lassen werde. Hierin, so wie überall, beurtheilten sie aber diesen Monarchen noch sehr unrichtig. Schon hatten die Seemächte die Erklärung von ihm erhalten: daß er alle auf Schlesien haftende Schulden als die seinigen betrachte und die Bezahlung garantire. Seine Klugheit hatte über dies noch Mittel gefunden, zwischen ihm und den General-Staaten das beste Vernehmen zu befestigen. Auch die Plane des Englischen Cabinettes durchschauete er, und war längst thätig gewesen, der Ausführung derselben kräftige Hindernisse in den Weg zu legen.

Friedrich der Zweyte hielt sich überzeugt, der König von England habe den Plan, bey dieser Gelegenheit das Haus Preußen zu vernichten und sich mit einigen andern in die Staaten desselben zu theilen.

Die Rüstungen, womit sich Georg der Zweyte zu Hannover beschäftigte, bestätigten ihn in diesem Verdachte und verdoppelten seine Aufmerksamkeit. Es waren Dänische und Hessische Truppen in Englischen Sold genommen, diese und die Hannöverischen Truppen sollten mit den Engländern, deren Ueberfahrt man täglich erwartete, ein Heer von dreyßig tausend Mann bilden. Die Bestimmung desselben war: durch einen Einfall in die Brandenburgischen Staaten fürs erste eine Diversion zu machen.

Diesem Plane, den Friedrich als unzweifelhaft voraus setzte, hatte er auch bereits auf das Wirksamste entgegen gearbeitet. Von ihm war der Gegenplan entworfen und mit dem Marschall von Belle-Isle verabredet: daß jenes zweyte, an den Nieder-Rhein bestimmte, Heer die Hannöverischen Staaten mit einem Einfalle bedrohen, auch nöthigen Falls denselben unternehmen solle. Man hoffte so den König von England zu entwaffnen, ehe er völlig gerüstet war, und ihm dadurch eine Neutralität aufzudringen, die ihn hinderte, auf

eine directe Weise gegen Frankreichs und Preußens Absichten thätig zu werden.

Schon rückten, unter Mailleboi's, dreyßig tausend Mann Französischer Truppen, im August des Jahres 1741, längs dem Rhein hinunter, und setzten sich in Westphalen, so daß sie Holland beobachten konnten, indem sie Hannover bedrohten.

Auf der andern Seite hatte der König von Preußen, aus vier und dreyßig Bataillons Infanterie und zwey und vierzig Schwadronen Reiter, eine Truppen-Abtheilung, zur Deckung seiner Grenzen und zur Unterstützung eines Angriffs auf Hannover, zusammen gezogen. An ihrer Spitze stand ein furchtbarer Krieger, der alte regierende Fürst von Dessau.

Ein offensives Verfahren war indessen nicht eigentlich in dem Plane des Königs von Preußen. Er wollte nur schrecken, nicht aber wirklich angreifen. Er war es daher jetzt hauptsächlich wieder, welcher den Angriff auf Hannover, den er angegeben hatte, zu verhindern suchte.

Zu dem Ende schlug er den Weg der Unterhandlungen ein, und vermittelte den Neutralitäts-Vertrag, wodurch Georg der Zweyte entwaffnet, und Maria Theresia seines thätigen Beystandes ohne Schwertschlag beraubt wurde.

Die Nähe der Französischen Armee unterstützte ähnliche Unterhandlungen, auch bey den General-Staaten. Von beyden Mächten, deren Unterstützung der Königinn von Ungarn noch die sicherste Zuflucht zu seyn schien, wurde ihr nichts, als eine Subsidien-Bewilligung. England verpflichtete sich zu jährlichen Zahlungen von fünf Mahl hundert tausend Pfund Sterling. Und Holland vergütete die vertragsmäßig zu liefernden Hülfstruppen durch den Beytrag von acht Mahl hundert und vierzig tausend Gulden jährlich, zu dem Aufwande des Krieges. Was nun Englischer Seits durch die Gewalt der Waffen nicht bewirkt werden konnte, suchte man auf dem Wege der Intrigue zu bewirken. Es wurde eine Menge kleinlicher Künste angewandt, um Mißtrauen und Empfindlichkeit zwischen den Alliirten, beson-

ders Frankreich und Preußen, zu erregen. Man hinterbrachte Friedrich dem Zweyten, im Geheim, Friedensvorschläge, welche von Frankreich aus der Königinn von Ungarn geschehen seyn sollten. Man gab ihm zu verstehen: der Abbé St. Pierre habe sein politisches Räthsel, worin die Grundsätze des Antimachiavell mit dem Verfahren des Eroberers Schlesiens, aus einem für den Letztern freylich nicht sehr vortheilhaften Gesichtspuncte, zusammen gestellt wurden, mit Billigung des Französischen Ministeriums geschrieben. Es traten Brochüren ans Licht, in welchen Friedrich der Zweyte beschuldigt wurde: bald, daß er auf die Lausitz eben so Ansprüche als auf Schlesien mache; bald, daß er nach dem Besitze von Wirzburg und Hildesheim trachte. In Pohlen wurde das Gerücht verbreitet: es sey bey dem Kriege auf die Unterdrückung der katholischen Religion angesehen, und Pohlen sey in dieser Hinsicht in eben der Gefahr als Schlesien.

Friedrich ließ sich, durch alle diese Neckereyen, nicht irren. Den Brochüren setzte er ähnliche entgegen, und die Gerüchte ließ er

officiell widerlegen. Mit Frankreichs Betragen war er nicht ganz zufrieden, hütete sich aber wohl, auf die Insinuationen Rücksicht zu nehmen, denen man die Absicht der Auflösung der Coalition deutlich genug ansah.

Nichts desto weniger glaubte man ihn nun auf der andern Seite hinlänglich vorbereitet, um von nähern Anträgen einen günstigen Erfolg erwarten zu können.

Lord Hindfort, ein thätiger und gewandter Unterhändler, dem der König von Preußen persönlich gewogen war, fand sich abermahls in dem Lager bey Brieg ein, um, im Nahmen Georgs des Zweyten, Vorschläge zu einem billigen Vergleiche zu thun. Sie gingen dahin, daß die Königinn von Ungarn dem Könige von Preußen ganz Nieder-Schlesien, mit der Festung Neiße und einem Theile von Ober-Schlesien, überlassen solle.

Friedrich der Zweyte bezeigte sich nicht abgeneigt, einen Vergleich einzugehen, bestand aber, seiner Seits, auf die Abtretung von ganz Schlesien. Er hielt die Anträge Oesterreichs nicht für ehrlich gemeint, und

gläubte, sie geschähen nur, um ihn einzuschläfern und Zeit zu gewinnen.

Um zu zeigen, daß man diese Absicht bey ihm verfehle, brach er, so bald Lord Hindfort wieder abgereist war, plötzlich aus seinem Lager, bey Strehlen, auf, ging über die Neiße, verdrängte die Oesterreicher aus ihrer Stellung, und trennte sie von der Festung Neiße, die er nun zu belagern sich anzuschicken schien.

Diese Bewegungen bewirkten eine Beschleunigung der Unterhandlungen. Lord Hindfort kam wieder in das Lager des Königs zurück, und machte Hoffnung zu einem den Forderungen des Königs völlig entsprechenden Ausgange der Unterhandlungen. Zunächst trug er auf eine Waffenruhe in Schlesien an, und erklärte die Bereitwilligkeit des Oesterreichischen Feldherrn, es, unter dieser Bedingung, sogleich völlig zu räumen. Hiervon werde der König die Bestätigung erhalten, wenn es ihm gefallen könnte, sich mit dem Feldmarschalle selbst darüber zu besprechen.

Friedrich war im hohen Grade unzufrieden über das Verhalten der Französischen Regierung, und besonders ihrer Feldherren. Er glaubte Beweise in Händen zu haben, daß sie es nicht ehrlich mit ihm meinten. — Mit diesen konnte er jeden Vorwurf einseitiger Unterhandlungen zurück weisen. Er trug daher kein Bedenken, sich, nur von einem Adjutanten begleitet, im höchsten Geheim, nach dem Schlosse Ober-Schnellendorf zu begeben, um mit dem Feldmarschalle Neuperg und dem Lord Hindfort die eingeleitete Verabredung zu treffen.

Diese Uebereinkunft kam denn in einer, freylich nur mündlichen, Verabredung wirklich zu Stande. Der König von Preußen wurde in dem provisorischen Besitze von Schlesien, so weit er es erobert hatte, gelassen. Der Oesterreichische Feldherr sollte Schlesien ganz räumen; Neisse, durch eine scheinbare Belagerung, an die Preußen übergehen; und so in Schlesien eine Waffenruhe hergestellt werden.

Oesterreichischer Seits betrachtete man diese Verabredung als die Unterzeichnung der

Friedens-Präliminarien und glaubte den König von Preußen völlig abgefunden zu haben.

Friedrich dachte nicht so. Er war nicht gesonnen, auf andere Bedingungen, als die Abtretung von ganz Schlesien und die Sicherung des Besitzes dieses Herzogthums, Frieden zu machen. Sein Mißtrauen war gegen Oesterreich, wie gegen England, immer noch rege. Er nahm sich jetzt vor, Beyde noch sorgfältiger zu beobachten. Und um über seinen Entschluß für die Zukunft disponiren zu können, machte er das strengste Stillschweigen, über die geschlossene Uebereinkunft, zur conditio sine qua non seiner Zustimmung.

Der Verabredung gemäß räumte nun Neuperg Schlesien, und die Belagerung der Festung Neiße wurde von den Preußen unternommen und — mit der Uebergabe geendet. Das Preußische Heer lagerte sich theils in Ober-Schlesien; theils rückte es in Böhmen ein, um, in Vereinigung mit den Französisch-Baierischen und Sächsischen Heeren, der eingegangenen Verbindlichkeit des Königs gemäß, zur Eroberung Böhmens und Oesterreichs mitzu-

wirken. Der König selbst ging nach Breslau, um daselbst die Huldigung der Stände einzunehmen.

Während dies hier vorging, war der Kurfürst von Baiern, an der Spitze seines combinirten Heers, in Ober-Oesterreich eingedrungen und hatte, ohne Widerstand zu finden, den größten Theil desselben in Besitz genommen. Am 3ten September hielt er seinen Einzug in Linz. Hier verweilte er, um, (am 2ten October,) die Huldigung, als Erzherzog von Oesterreich, zu empfangen, das Land umher sich zu unterwerfen und Brandschatzungen einzutreiben. Dann drang er bis St. Pölten vor, und die Vorposten streiften bis an den Wiener Wald, höchstens drey Stunden von der Hauptstadt.

Jedermann erwartete nun die Belagerung und Eroberung Wiens, als das nächste große Ereigniß, zu hören. Die Königinn von Ungarn selbst erwartete nichts anderes. Sie hatte ihren Sohn, ihre Kostbarkeiten, die Archive und was sonst beweglich war, nach Presburg abführen lassen, wo sie sich selbst bereits seit mehrern Monathen aufhielt.

Auch die Verbündeten erwarteten nichts anderes, weil es das Natürlichste und dem verabredeten Plane gemäß war. Hatte man sich Oesterreich unterworfen, so mußte Böhmen von selbst fallen. Zur Belagerung von Wien sollten daher die Hülfs-Armeen Preußens und Sachsens sich mit der Französisch-Baierischen vereinigen. Ein so combinirtes Unternehmen, auf dieselbe, konnte wenig Schwierigkeiten mehr finden.

Zwar waren nach und nach einige Truppen, zur Vertheidigung der Erbländer, zusammen gezogen worden, und der Großherzog Franz, Gemahl der Königinn von Ungarn, hatte selbst den Oberbefehl derselben übernommen: allein sie vermochten weiter nichts, als den Eroberungen des Kurfürsten zuzusehen. Wie hätten sie ihn von der Belagerung der Hauptstadt abschrecken können?

Gleichwohl ließ er, nach einem abermahligen Zögern, plötzlich, zum Erstaunen von Europa, sein Heer, (am 24sten October,) über die Donau gehen und seinen Marsch nach der Hauptstadt Böhmens richten.

Das Motiv dieser sonderbaren Entschließung will man in einem Mißtrauen des Kurfürsten gegen den König von Pohlen, und seiner ungeduldigen Begierde nach einer Königskrone finden. Der Kurfürst von Sachsen, König August der Dritte von Pohlen, machte dieselben Ansprüche, und gewisser Maßen mit mehrerm Rechte noch, als der Kurfürst von Baiern. Als Nachbar Böhmens war es ihm leicht, sich in den Besitz dieses Reichs zu setzen, seinem Mitwerber zuvor zu kommen und sich zum Könige von Böhmen krönen zu lassen.

Dies, sagt man, war es, was der Kurfürst von Baiern fürchtete und was ihn bewog, dem ersten Plane zu entsagen und plötzlich in Böhmen einzudringen. Diese Furcht sey, aus Privat-Absichten, von den Französischen Feldherren genährt und er dadurch in seinem Entschlusse bestärkt worden.

Indem er das halb eroberte Oesterreich verließ, war er genöthigt, einen beträchtlichen Theil seines Heers, zur Behauptung desselben, zurück zu lassen. Indessen ersetzte er diesen Abgang durch eine Verstärkung, die er aus der

Pfalz erhielt und die sich bey Pilsen mit dem Hauptheere vereinigte. Zehn tausend Mann Preußen drangen aus Schlesien vor; und zwey und zwanzig tausend Mann war das Hülfs-Corps stark, welches der König von Pohlen, als Contingent zu der Coalition, nach Böhmen bereits abgeschickt hatte.

Ohne Schwierigkeit langte der Kurfürst von Baiern, mit seinem Heere, vor den Thoren von Prag an, und verlangte, eingelassen zu werden. Eine abschlägige Antwort war die Losung zur Belagerung. Die Festung war nur schwach besetzt, in einem höchst schlechten Vertheidigungszustande; also unfähig, einen Sturm auszuhalten.

In der Nacht vom 26sten auf den 27sten November erstieg Graf Moritz von Sachsen, an der Spitze eines Französischen Grenadier-Regiments, zuerst die Wälle der Neustadt. Die Eroberung war nun bald und ohne viel Blutvergießen vollendet. Nur acht Soldaten und ein und zwanzig Bürgern kostete sie das Leben. Die Plünderung wurde, durch eine Contribution von fünf Mahl hundert tausend Gulden, abgekauft.

Am folgenden Tage hielt der Kurfürst von Baiern seinen Einzug. Am 7ten December ließ er sich zum Könige von Böhmen ausrufen und als solchem von den Bürgern der Stadt den Huldigungseid leisten.

Dieser Feyerlichkeit folgte, (am 19ten December,) die Huldigung der Stände. Sie versammelten sich zugleich zu einem Landtage und bewilligten die Forderung von einer Million monathlicher Subsidien für die Französisch-Baierische Armee.

Während die Französische Armee den Kurfürsten von Baiern zum Böhmischen Throne führte, bereitete der Französische Gesandte seine Wahl zum Könige der Deutschen und Römischen Kaiser vor. Gegen den Herbst war es der Betriebsamkeit des Marschalls von Belle-Isle endlich gelungen, die Competenz des Großherzogs von Toscana unwirksam zu machen und dem Kurfürsten von Baiern die Stimmen zu versichern. Er drang nun darauf, den Wahl-Convent zu eröffnen.

Gegen das Ende des Novembers waren endlich alle Schwierigkeiten glücklich aus dem

Wege geräumt. Am 20sten dieses Monaths begannen die feyerlichen Conferenzen, — welche sich jedoch zunächst, — beynahe ein Vierteljahr lang, — mit der Abfassung einer Wahl-Capitulation beschäftigten. Nachdem diese endlich zu Stande gebracht und alle Schwierigkeiten, welche Parteysucht und Ceremoniell ohne Unterlaß erneuerten, völlig aus dem Wege geräumt waren, schritt man, (am 24sten Januar 1742,) zu der feyerlichen Wahlhandlung.

Karl Albrecht wurde, unter dem Nahmen: Karl der Siebente, zum Könige der Deutschen und Römischen Kaiser erwählt.

Er hatte diese Wahl zu Manheim abgewartet und erhielt hier, noch am Abende seines Wahltages, durch den Reichs-Erbmarschall, die erste Nachricht. Einige Tage nachher hielt er zu Frankfurt seinen feyerlichen Einzug und wurde dann, (am 12ten Februar,) mit den gewöhnlichen Formalitäten von seinem Bruder, dem Kurfürsten von Cöln, zum Kaiser gekrönt.

5.

Maria Theresia, in allen ihren Hoffnungen betrogen, bedrängt, verlassen, sucht und findet Schutz und Beystand bey der Ungarischen Nation. Durch die Unterstützung derselben wird, schon im Anfange des Jahrs 1742, Oesterreich wiedergewonnen. Der König von Sardinien wird für den Beystand der Königinn gewonnen und vertreibt die Spanier aus der Lombardey. Minister-Wechsel in England und neue kräftige Anstalten dieser Macht zur thätigen Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich.

Maria Theresia sah sich jetzt in allen ihren Hoffnungen betrogen, eines Theils ihrer Erbländer bereits beraubt und die übrigen einer mächtigen Coalition Preis gegeben. Ein unaufhaltsames Schicksal schien sie mit sich fortzureißen; — und gleichwohl wagte sie den Entschluß, es aufhalten zu wollen.

Mit ihrem wachsenden Unglücke wuchs auch ihr Muth. Sie war es, die ihrem Gemahle, ihren Ministern, Standhaftigkeit und Entschlossenheit einreden mußte. Da man bereits alles aufgab, hielt sie fest an der Hoffnung.

Was sie an Ländern verlor, gewann sie auf diese Weise wieder an Bewunderung und Theilnahme. Sie herrschte nie ausgedehnter und unbeschränkter, als da ihre Staaten großen Theils in den Händen anderer Regenten waren. Man erkannte jetzt, daß Herrschaft nicht an Länder und Besitzungen gebunden ist. Ihre Hoheit und Grazie, ihr Muth und ihre Heiterkeit waren die Bande, womit sie die Herzen Aller fesselte, die sich ihr naheten und die Sinn dafür hatten, die Gewalt dieser Reize zu empfinden.

Nirgends war indessen diese Wirkung sichtbarer, als bey den Großen und Mächtigen der Ungarischen Nation. Seit Jahrhunderten hatten diese die Herrschaft des Hauses Oesterreich, mit unausrottbarem Widerwillen und stetem Widerstreben, nur unter dem Drucke der Gewalt ertragen. Seit Jahrhunderten waren sie von den Monarchen des Oesterreichischen Hauses mit Mißtrauen und Stolz behandelt. Seit Jahrhunderten hatten diese versucht, ihre Monarchen-Gewalt, auf Kosten der Aristokraten-Rechte, auszudehnen und die letztern, wo möglich ganz, zu unterdrücken.

Mehr als Ein Mahl waren dadurch Versuche veranlaßt worden, das Joch der Oesterreichischen Herrschaft abzuschütteln. Jetzt war eine Gelegenheit dazu da; jetzt wurden sie von andern Mächten dazu aufgefordert: — und jetzt zeigten sie die unerschütterlichste Anhänglichkeit, die thätigste Treue. Aber jetzt waren sie auch mit Banden an den Thron Oesterreichischer Herrscher gebunden, die von diesen vorher nie versucht, von den Ungarischen Aristokraten vorher nie empfunden waren.

Schon seit der Mitte des Jahres 1741 hatte sich Maria Theresia, nach ihrer Krönung, in Presburg aufgehalten und, in diesem langen Umgange, ihre ganze Liebenswürdigkeit, vor den Augen der Magnaten dieser stolzen Nation, entfaltet. Sie war ganz Zutrauen, ganz Freundlichkeit. Sie verband Anmuth und Liebreiz mit Anstand und Würde. Die Monarchinn nahm ein, bezauberte und imponirte; indem die junge, schöne, reizende, freundliche Frau die Herzen an sich riß und zu einem hohen, dem Geiste der Chevallerie nicht unähnlichen, Enthusiasmus entflammte.

Ihre prätensionslose Güte und Popularität gewannen das weibliche Geschlecht eben so, als ihre Grazie und Würde das männliche. Hier wurde kein greller Abschnitt des Verhältnisses um die Kaiserinn her fühlbar, der sie, nach der alt-Spanischen Etikette des Oesterreichischen Hofes, von allen übrigen ihres Geschlechts isolirte. Es bildete sich ein gesellschaftlicher Umgang, in welchem Männer und Weiber sich wohl befanden. Die Königinn lud nicht bloß bey sich zum Essen ein, sondern sie speis'te auch mit ihren Gästen an Einem Tische und machte die Seele der Unterhaltung. Man fühlte sich nicht bloß geehrt, in ihrer Nähe: man fühlte sich beglückt; und dieses Gefühl erzeugte ein Wohlwollen und eine Theilnehmung, welche, von den Repräsentanten der Nation, sich durch die verschiedenen subordinirten Verhältnisse fortpflanzten, und selbst auf den Landmann, der, unter dem Drucke der Leibeigenschaft, mühselig und unmuthig dem Pfluge nachschlich, ihre Wirkung nicht verfehlten.

Neben diesen kleinen, — man möchte sagen, weiblichen, — ihr vielleicht zum Theil

selbst unbewußten, Mitteln die Ungarische Nation zu gewinnen, hatte Maria Theresia auch noch solche anzuwenden gewußt, die eine wahre politische Klugheit verriethen. Sie hatte der Ungarischen Aristokratie so genannte Rechte wieder zugestanden, auf welche sie von Uralters her Ansprüche machte und einen großen Werth legte, und welche die vorigen Regenten, aus dem Hause Oesterreich, stets, — wo nicht ihr zu entziehen, doch — einzuschränken gesucht hatten. Sie bekleidete mit der Stelle eines Palatins von Ungarn, (die seit vielen Jahren unbesetzt geblieben war,) den Grafen Johann Palfy, welchen die Ungarn sehr hoch achteten und in welchem sich die ganze Nation geehrt fühlte. Als die Franzosen und Baiern in Oesterreich eindrangen, ließ sie ihren, im Frühjahre gebornen, Sohn, Joseph, nach Presburg bringen, um ihn dem Schutze der Ungarischen Nation anzuvertrauen.

Mit eben der Gewandtheit und Festigkeit, womit sie diese vortheilhafte Stimmung der Gemüther vorbereitet hatte, wußte sie sie auch zu benutzen. Als die Gefahr dringend wurde,

rief sie die Stände, zu einem Reichstage, nach Presburg zusammen. Sie eröffnete denselben, (am 11ten September,) als König, in Person und mit einer Anrede, wodurch sie alle Gemüther zu einem hohen Enthusiasmus entflammte.

Sie redete die Geschäftssprache der Ungarn, die Lateinische, mit einer ungewöhnlichen Fertigkeit und Kraft. Indem sie redete, hielt sie ihren Sohn, der, wie sie, in Ungarische National-Tracht gekleidet war, auf dem Arme. In ihrer Rede schilderte sie ihre Lage, ihr Unglück und ihr Vertrauen auf die Ungarische Nation; von deren Edelmuthe und Entschlossenheit sie allein ihr und ihrer Kinder Rettung erwartete.

Thränen drangen aus ihren schönen Augen, als sie von ihren Bedrängnissen redete und dabey auf ihren Sohn blickte. Ein höheres Feuer entflammte ihren Blick, als sie ihren Entschluß, alles an die Vertheidigung ihres und ihres Sohnes Erbtheils zu wagen, und ihr Vertrauen auf den Edelmuth der Ungarischen Nation äußerte. „Verlassen von Allen," — so sprach sie, mit verstärkter Stim-

me, und ein höheres Roth strahlte auf ihren schönen Wangen, eine rührende Majestät umgab ihre ganze Gestalt; — „Verlassen von Allen, die sich unsre Freunde nannten, bleibt uns Eure Tapferkeit und Treue gleichwohl als eine sichere Zuflucht und rettende Hülfe. Vertrauensvoll werfen wir uns in die Arme der edeln Ungarischen Nation, fordern Euern Rath und erwarten Euern Beystand, an welchen unser Heil und unsre Rettung geheftet sind.“

Unbeschreiblich war der Eindruck, welchen diese Rede, auf alle Zuhörer ohne Ausnahme, bewirkte. Jeder fühlte sich von ihrem Unglücke erweicht, von ihrem hohen Muthe hingerissen. Alle entblößten ihre Säbel und gelobten, in dem einstimmigen Zurufe: Vitam et sanguinem! ihr Blut und Leben zu opfern.

Sogleich wurde eine Commission niedergesetzt, um, unter dem Vorsitze des Palatins, die Mittel zu dem kräftigsten und schleunigsten Beystände zu veranstalten. Es wurde ein allgemeiner Aufruf beschlossen und bekannt gemacht. Die Königinn selbst hielt für nöthig, diesen Enthusiasmus wieder etwas zu mildern und

und das allgemeine Aufgebot, fürs erste, auf ein mäßiges Hülfsheer von ein und zwanzig tausend Mann einzuschränken.

Schon gegen das Ende des Octobers waren funfzehn tausend junge Edelleute, wohl beritten und gerüstet, und voll des freudigen Entschlusses, für ihre Königinn Blut und Leben zu wagen, bey Presburg angelangt. Das ganze Heer war in Kurzem vollzählig. Ueber dies versammelte sich eine ungeheure Menge Croaten, Slavonier, Morlaken, Wallachen und anderer Krieger dieser Art; wie die Ungarn, bereit, ihre wilde, ungeregelte Tapferkeit für ihre Königinn und nach dem Willen derselben zu bewähren.

Noch war der Winter nicht eingetreten, als sich die Königinn auf diese Weise, durch ein groses und kräftiges Heer, nicht nur gegen fernere Verfolgung gesichert, sondern auch in den Stand gesetzt sah, zur Wiedereroberung ihrer Erbstaaten wirksame Unternehmungen zu wagen. Mit dem Muthe und dem Enthusiasmus der Ungarischen Nation schien sich auch das Glück wieder für sie erklärt zu haben.

Der gefürchtete und gefahrvolle Angriff der Verbündeten auf Wien war, durch des Kurfürsten von Baiern kleinliches Mißtrauen und die eben so kleinliche Politik des Französischen Cabinetts, glücklich abgewandt worden.

Böhmen war freylich in den Händen des Feindes, aber Oesterreich auch der Wiedereroberung Preis gegeben. Am letzten Tage des Jahres 1741 ging der Feldmarschall Khevenhüller, mit dem Kerne der Ungarischen Hülfs-Armee, über die Ens, überraschte den sorglosen Feind in seinen Cantonirungen und drang in wenig Tagen bis nach Linz vor.

Indem eine andere Truppen-Abtheilung, unter dem General Berenklau, in das wehrlose und jedem feindlichen Anfalle Preis gegebene Baiern einbrach, belagerte Khevenhüller Linz. Die Besatzung dieser Festung war nicht viel kleiner als die Belagerungs-Armee; und dennoch wagte es der Französische Feldherr, Graf von Segur, nicht, sie länger als vierzehn Tage zu vertheidigen. Am 23sten Januar ging Linz auf Capitulation an die Ungarn über. Zehn tausend Mann Be-

satzung erhielten freyen Abzug; jedoch unter der Bedingung: in Jahresfrist nicht gegen die Königinn von Ungarn zu dienen.

Zugleich mit Oesterreich gerieth auch Baiern in die Gewalt der Königinn von Ungarn. Der Feldmarschall Törring war zu seiner Rettung herbey geeilt, aber von Berenklau geschlagen worden. An dem Tage, an welchem der Kurfürst von Baiern zu Frankfurt zum Kaiser gekrönt wurde, ging seine Residenz auf Capitulation an die Ungarn und Oesterreicher über.

Um eben die Zeit, da die Königinn, durch den Beystand der Ungarn, Oesterreich befreyete und Baiern eroberte, gewann sie, durch Englands Thätigkeit und Geld, in Italien einen Beschützer ihrer dortigen Provinzen, in dem sie bisher einen Feind — wenigstens hatte fürchten müssen.

Die zweydeutige Turiner Politik hatte bisher immer noch, nicht ohne Grund, Besorgnisse erregt. Von Frankreich aus wurden weder Anträge, noch Ueberredungen, noch Versprechungen gespart, um den König von Sardinien für die

Coalition und zu einer mit Spanien vereinigten Wirksamkeit, gegen die Königinn von Ungarn, zu bestimmen. Allein theils mochten diese Ueberredungen und Versprechungen nicht nachdrücklich genug durch die That unterstützt werden; — theils war auch die Vergrößerung Spaniens in Italien den Planen des Turiner Hofes entgegen. Der König gab daher endlich den Anträgen der Gegenpartey Gehör. Gegen die Zahlung Englischer Subsidien und die Versprechung eines Theils von Mailand vereinigte er sein Heer mit den Truppen, welche der Statthalter der Lombardey zusammen gebracht hatte. Indem eine Englische Escadre dem Könige von Sicilien die Unterzeichnung eines Neutralitäts-Vertrags abdrang, wurden die Spanier durch diese vereinigte Macht aus der Lombardey völlig vertrieben.

Dies war indessen nicht der einzige Vortheil, welchen Maria Theresia von dem Beystande der Krone Englands erfahren sollte. Es war jetzt nicht mehr der König allein, der sich für sie interessirte und sich für ihren Freund und Beschützer erklärte; es war entschieden die

Mehrheit der Englischen Nation. Die Standhaftigkeit und der Muth der bedrängten Königinn hatten die Theilnahme und Bewunderung der Engländer beynahe eben so kräftig und allgemein gereizt, als den Enthusiasmus der Ungarn. Sie forderte laut einen wirksamern Beystand, für sie, als die Politik des Ministers ihn bisher zu leisten fü gut gefunden hatte.

Robert Walpole liebte den Frieden, und war besonders von je her bemüht gewesen, ein gutes Vernehmen mit Frankreich zu unterhalten. Durch diese Gesinnungen hatte er sich endlich um die Gunst der Nation und des Königs zugleich gebracht. Er mußte seine Aemter aufgeben, und Lord Carteret, ein Mann von ganz entgegen gesetztem Character und entgegen gesetzten Gesinnungen, trat an seine Stelle.

Carteret war einer der enthusiastischten Verehrer der Königinn von Ungarn. Er trachtete nach dem Ruhme, ihr Ritter und Schützer zu heißen. Durch seine Betriebsamkeit wurde die Verbindung zwischen Sardinien, England und Oesterreich zu Stande gebracht.

Er verwilligte ihm zwey Mahl hundert tausend Pfund Subsidien. Auf seinen Betrieb erklärte sich nun Georg der Zweyte wieder öffentlich als einen Verbündeten der Königinn. Sechzehn tausend Mann Engländer wurden aufs neue versammelt, um sie nach den Niederlanden überzusetzen. Aus diesen und den Hannöverischen und Hessischen Truppen sollte am Rheine ein Heer von wenigstens dreyßig tausend Mann gebildet werden, um, bey der jetzt veränderten Lage der Dinge, das Uebergewicht der Königinn von Ungarn zu vollenden.

6.

Entwurf des Königs von Preußen für diesen Feldzug Seine Unterhandlung in Dresden. Einfall in Mähren und Belagerung der Hauptstadt Brünn Der König, unzufrieden mit seinen Verbündeten, hebt die Belagerung auf und verläßt Mähren. Schlacht bey Czaslau. Breslauer Friede.

Die Wiedereroberung Böhmens und, — wo möglich, auch Schlesiens, — waren jetzt unstreitig die Hauptgegenstände der Unternehmungen, welchen man, bey der wachsenden

Kraft Oesterreichs, mit jedem Tage entgegen sehen mußte. Zu dem Erstern war bereits ein glücklicher Anfang gemacht; das Letztere schien, nach der neuerlichen gänzlichen Ueberlassung, desto schwieriger. Gleichwohl setzte Friedrich diesen Plan bey seiner Gegnerinn, der friedlichen Unterhandlungen ungeachtet, immer noch voraus, und wandte Alles an, um die Thätigkeit der Coalition zu erhöhen. Er theilte Broglio einen Operations-Plan für den nächsten Feldzug mit, den dieser nicht ansah, weil er ihn nicht entworfen hatte. Er drang in den Französischen Gesandten, zur Bewirkung kräftigerer Instructionen für die Feldherren der Französischen Heere, die vergebens waren, weil der Cardinal eine immer lebhaftere Abneigung gegen dieses ganze Unternehmen empfand. Von Seiten Oesterreichs und Englands wurden ihm noch immer, auf gleiche Weise, friedfertige Gesinnungen geäußert, und nichts wurde unterlassen, besonders von dem Letztern, um sein Mißtrauen gegen Frankreich zu erhöhen. Gleichwohl traute der König diesen Aeußerungen eben so wenig, als er mit Frankreich zufrieden

war. Er fand darin eine temporisirende Politik, die ihn hinzuhalten, oder von der Coalition zu trennen suchte, um ihn dann, nach der Wiedereroberung Böhmens, desto leichter überwältigen zu können.

Unter diesen Voraussetzungen schien ihm das Rathsamste zu seyn, wo möglich sich mit Sachsen noch enger zu verbinden und, mit diesem in Vereinigung, ein kräftiges Unternehmen auf Mähren zu wagen. Die Eroberung Mährens sollte ihm zur Schutzwehr Schlesiens dienen. Er glaubte von Sachsen einen kräftigen Beystand erwarten zu können, da Mähren dem Könige von Pohlen bestimmt war und diesem als ein Erb-Königreich überlassen werden sollte.

Der verabredete Waffen-Stillstand konnte ihm bey diesem Unternehmen die Hände nicht binden. Die Oesterreicher hatten die Bedingung, der sorgfältigen Verheimlichung, nicht erfüllt; auch war durch jene Verabredungen des Königs Verbindlichkeit gegen seine Bundesgenossen nicht aufgehoben.

An diese wurde er jetzt, besonders von dem Kurfürsten von Baiern, dringend erinnert. Die Gefahr, welche nicht nur seinen Eroberungen in Oesterreich, sondern sogar seinen Erbstaaten drohte, erforderte eine schleunige und kräftige Unterstützung. Der Einfall in Mähren konnte, in dieser Rücksicht ebenfalls, den wirksamsten Erfolg haben. Dem Plane des Königs gemäß sollte der Angriff auf folgende Weise organisirt werden.

Der Feldmarschall Schwerin, der in Ober-Schlesien überwintert hatte, ward befehligt, wieder in Böhmen einzufallen und Olmütz zu besetzen. Der König wolle dann, in Verbindung mit den Sachsen, in Mähren eindringen und die Hauptstadt Brünn belagern, während die Franzosen Baiern befreyen und die Oesterreichischen Armeen in Böhmen beschäftigen sollten.

Da er bey dieser Unternehmung hauptsächlich mit auf das Corps Sachsen Rechnung machte; so war es nöthig, die Zustimmung des Königs von Pohlen zu derselben einzuhohlen. Schon hegte er ein gerechtes Miß-

trauen gegen den Liebling und ersten Minister Augusts des Dritten, den Grafen von Brühl, und fürchtete, auch bey dieser Gelegenheit, in dem intriganten Character und der Zweydeutigkeit dieses Mannes ein Hinderniß seiner Absichten zu finden. Um dies näher zu erkunden und, wo möglich, jeder seiner Intriguen vorzubauen, beschloß er, sich selbst nach Dresden zu begeben.

In der That verhielt es sich so, als er voraus gesetzt hatte.

Der Graf von Brühl hatte überhaupt sehr ungern zu der Coalition gegen Oesterreich seine Zustimmung gegeben, und meinte es jetzt mit derselben weniger ehrlich, als jemahls. Englands Minister hatten ihn durch Guineen gewonnen und Oesterreichs Minister ihn durch Drohungen geschreckt. Ein altes Fräulein von Kling war der Popanz, durch welchen ihn die Königinn von Ungarn in steter Furcht erhielt. Als Abgeordnete und Beobachterinn des Premier-Ministers lebte diese zu Dresden und wirkte sehr entscheidend auf seine Gesinnungen. Der Talisman war ein Geheimniß

alter Intriguen des Ministers, mit deren Entdeckung sie ihn ohne Unterlaß in Schrecken setzte.

Mehr, als ihn zu ängstigen und eine weniger thätige Theilnahme an der Coalition zu bewirken, vermochte sie jedoch jetzt noch nicht. Brühl fürchtete sich eben so sehr vor dem Könige von Preußen. Allein diese Furcht war es, welche ihn zur Theilnahme an der Coalition bestimmt hatte und die ihn auch jetzt noch dabey erhielt. Schon deßhalb konnte ihm der Besuch desselben zu Dresden nicht angenehm seyn. Auch that er alles, obwohl freylich alles nur im Verborgenen, um die Wirkung desselben zu erschweren.

Friedrich der Zweyte wählte auch hier, wie überall, den geradesten Weg. Er hielt eine Conferenz, an welcher Theil zu nehmen der Minister sich nicht entbrechen konnte, und an welcher die Sächsischen Generale und der Französische Gesandte ebenfalls Antheil nahmen.

Als der König hier eben beschäftigt war, auf der vor ihm liegenden Karte von Mähren seinen Operations-Plan zu entwickeln, trat

der König von Pohlen in das Zimmer. Brühl, dessen Verlegenheit dadurch noch erhöhet wurde, schlug die Karte zusammen, als ob die Conferenz so eben beendigt wäre: allein Friedrich der Zweyte, der seine Absicht errieth, nahm die Karte zurück und hob seinen Vortrag ganz von neuem noch ein Mahl an, indem er ihn jetzt ausschließlich an den König von Pohlen richtete. In einer Art von Marktschreyer-Tone pries er diesem seinen Plan an und versprach ihm die sicherste und herrlichste Wirkung von demselben. Besonders bemühete er sich, ihm ins Licht zu setzen, daß dieser Plan die einzige wirksame Maaßregel sey, um dem Könige von Pohlen den Besitz von Mähren zu verschaffen; und daß, wenn er Lust hätte, es zu besitzen, auch seine Truppen kräftig mitwirken müßten, es in Besitz zu nehmen.

August der Dritte hörte diesen Vortrag mit dem ihm eigenthümlichen dumpfen Ausdrucke der Gleichgültigkeit an; bestätigte Alles, was Jener sagte, mit einem Kopfnicken und einem deutlichen Ja; und schien endlich zu wünschen, daß die Unterhandlung abgethan

seyn möchte. Brühl, der dies bemerkte und einen entscheidenden Entschluß verhindern wollte, erinnerte, daß die Zeit, in die Oper zu gehen, da sey.

Jetzt hätte den König von Pohlen die eröffnete Aussicht auf zehn Königreiche nicht weiter gefesselt. Friedrich benutzte die Ungeduld, mit welcher man nach der Oper eilte, um dem Könige, wider Brühls Absicht, eine entscheidende Zustimmung zu seinem Plane abzupressen. Am Tage darauf gelang es ihm, den Beichtvater des Königs zu gewinnen, um ihn durch diesen bey seiner Zusage fest halten zu lassen.

Friedrich der Zweyte eilte von Dresden über Prag nach Olmütz, welches der Feldmarschall Schwerin so eben in Besitz genommen hatte.

In der kurzen Zeit, da er sich hier aufhielt, wurden ihm durch einen Unterhändler des Großherzogs von Toscana abermahls friedliche Anträge gemacht: allein der König war jetzt mit seinem neuen Unternehmungsplane zu sehr beschäftigt, als daß er den Anträgen des Barons Pfitzner eine ernstliche Aufmerksamkeit hätte schenken können.

Der Feldzug wurde nun, durch den Einmarsch in Mähren und durch die Einschließung Brünns, eröffnet. Friedrich rechnete auf rasche und große Thaten. Allein es war im Buche des Schicksals beschlossen, daß dieser Feldzug mehr lehrreich, als thatenreich für ihn seyn sollte. Er hatte seinen Plan mit Scharfsinn entworfen und die Ausführung mit Klugheit vorbereitet: allein indem sein Scharfblick einige zu erwartende Hindernisse bemerkt hatte, war sein jugendlicher feuriger Geist über andere hinweg geeilt, über welche ihn freylich die Erfahrung auch erst belehren mußte, und deren Unüberwindlichkeit nur sie überzeugend genug für ihn darzustellen im Stande war.

Der König glaubte hinlängliche Vorsichts-Maaßregeln getroffen zu haben, wenn er seine Plane mit dem Französischen Minister verabredet und die Zustimmung des Königs von Pohlen dafür erhalten hätte. Jetzt erfuhr er, wie wenig bey Regierungen, als die, mit denen er es zu thun hatte, dadurch ausgerichtet sey. Er erfuhr, wie wenig verbündete Heere

fähig sind, große Unternehmungen mit Kraft und Schnelligkeit auszuführen.

Die Franzosen blieben unthätig; die Sachsen zögerten. Beyde Heere schienen zu verrathen, daß eine vereinigte Wirksamkeit, nach dem Plane und unter dem Oberbefehle des Königs von Preußen, der geheimen Instruction ihrer Feldherren völlig zuwider sey.

Wie sehr sich auch der König bemühete, besonders die Sachsen zu einem thätigern Verhalten zu bestimmen; er erreichte seinen Zweck nicht. Eben so wenig, als seine Befehle bey den Generalen ausrichteten, vermochten seine Vorstellungen bey dem Minister in Dresden. Man verweigerte ihm sogar geradezu das grobe Geschütz, dessen er zu der Belagerung Brünns bedurfte, wiewohl er diese Hauptstadt, wie das ganze Land, für den König von Pohlen erobern wollte. Der Vorwand war: Mangel an Gelde; und gleichwohl hatte der König so eben einen großen Diamant, für vier Mahl hundert tausend Thaler, erkauft.

Durch die Zögerungen, welche auf diese Weise der Ausführung des Operations-Pla-

nes des Königs in den Weg gelegt wurden, wurde diese Ausführung endlich unmöglich gemacht. Der Prinz von Lothringen näherte sich, an der Spitze eines beträchtlichen Heeres, um Brünn zu entsetzen. Der König, voll Verdruß über das Betragen seiner Bundesgenossen und voll Mißtrauen gegen ihre Absichten, entschloß sich, die Belagerung Brünns und die Behauptung Mährens aufzugeben. Er führte das Belagerungsheer nach Böhmen und zog hier den größten Theil seiner Truppen zusammen. Nur auf diese konnte er sich verlassen; nur mit diesen wagen, was gewagt werden mußte. Er wollte ihnen Pflege und Ruhe gewähren, um mit ihnen wagen zu können, was gewagt werden mußte.

Der Prinz von Lothringen hatte Mähren in Besitz genommen und rückte nun nach Böhmen. Er hatte Befehl, den König von Preußen aufzusuchen und ihm eine Schlacht zu liefern. Die Königinn von Ungarn, durch das Glück aufgemuntert, das ihr bisher gelächelt hatte, hoffte, auch gegen Friedrich, ferner auf seinen Beystand rechnen zu dürfen.

Auch Friedrich war entschlossen, sein Glück und die Tapferkeit seiner Truppen noch ein Mahl auf die Probe zu stellen. Der Verdruß über seine Bundesgenossen und seine mißlungenen Plane machte ihn geneigter als jemahls, einen Separat-Frieden zu schließen. Nur nach einer gewonnenen Schlacht konnte er jetzt darauf rechnen. Er beschloß daher, diese Schlacht zu wagen, um den Frieden zu gewinnen.

Während ihres Aufenthalts in Böhmen hatten sich die Truppen des Königs von den in Mähren ausgestandenen Mühseligkeiten wieder völlig erhohlt. Es war ein Heer von drey und dreyßig tausend Mann auserlesener Truppen. Nach dem eignen Geständnisse des Königs reizte ihn dies vorzüglich, sein Glück zu versuchen. Er erwartete den anrückenden Feind, in einer vortheilhaften Stellung, unweit Czaslau, Angesichts des Dorfes Chotusitz.

Es war am Morgen des 17ten Mayes, (1742,) um acht Uhr, als das Oesterreichische Heer auf den Anhöhen bey Czaslau erschien. Das Preußische war schon bereit, es zu em-

pfangen. Eine heftige Canonade, von Seiten der Preußen, eröffnete die Schlacht. Dann stürzte sich die Preußische Reiterey des rechten Flügels auf den linken Flügel des Feindes. Das Glück schien hier den Preußen zu winken, als die Oesterreicher, auf dem rechten Flügel, angriffen und die Preußische Reiterey des linken Flügels zum Weichen brachten. Die Schlacht wurde nun allgemein, und ein Theil der Preußischen Infanterie des linken Flügels zurück gedrängt. — Schon glaubten die Oesterreicher die Schlacht für sich entschieden. Die Reiterey zerstreute sich, um das Preußische Lager zu plündern, das bereits eine Beute des Feindes geworden war.

Dieser Umstand gab dem Könige Gelegenheit, einen von den Zügen erhabener Geistesgegenwart zu entwickeln, welche ganz eigentlich den Feldherrn-Beruf bezeichnen. Mitten im heftigsten Gedränge des beynahe verlornen Treffens bemerkte er eine Anhöhe, von welcher der linke Flügel des Feindes in die Flanke genommen werden konnte. Sogleich gab er einem Theile seiner Infanterie diese vortheilhafte

Wendung. Eine thätige Artillerie bahnte ihr den Weg, und sie folgte mit gesenktem Bajonette.

Diese glückliche Idee wandte das Schicksal der Schlacht, zum Vortheile Friedrichs und seiner Truppen. Die Feinde geriethen in Unordnung, wichen. Friedrich hatte den Sieg wieder ergriffen, da ihn sein Gegner bereits in Händen zu haben glaubte.

Dieser Sieg gewann noch dadurch an reinem Glanze, daß er weniger Blut kostete als andere, und doch entscheidender in seinen Folgen war. Der Verlust war auf beyden Seiten ziemlich gleich; die Preußen behaupteten das Schlachtfeld. Der Prinz von Lothringen entfernte sich unmittelbar nach der Schlacht, drey Meilen weit, und verschanzte sich auf der Gebirgsanhöhe, bey dem Dorfe Habr. Als sich das Preußische Heer näherte, verließ er diese Stellung jedoch gleich wieder und zog sich gegen Deutschbrod zurück. Die Preußen erbeuteten seine Artillerie und seinen Mundvorrath. Sie lagerten sich bey Kuttenberg, in der Nähe ihrer Magazine und der Böhmischen Grenze.

Dieser Sieg veranlaßte am Hofe des Kaisers die lebhaftesten Freudensbezeigungen. Man glaubte, er werde den feurigen Geist des Königs aufs neue für den Kriegsruhm entflammen und ihn der Coalition enger, als bisher, verbinden. Der Erfolg zeigte indessen bald, wie sehr man sich in dieser Rechnung geirrt hatte.

Sein Entschluß, einen Separat-Frieden zu unterzeichnen, stand jetzt fester, als jemahls. Durch einen gefangenen Oesterreichischen General erhielt er neue Beweise von der Unehrlichkeit des Französischen Cabinetts. Seine Cassen waren erschöpft; sein Heer hatte beträchtlich gelitten; man bot ihm jetzt die Vortheile an, welche er, vernünftiger Weise, nach der längsten Theilnahme an dem Kriege erwarten konnte. Ueber dies glaubte er, den Verbindlichkeiten gegen seine Bundesgenossen völlig Genüge gethan zu haben.

Während der Marschall von Belle-Isle alle seine Beredtsamkeit anwandte, um ihn zu neuen Unternehmungen aufzumuntern, ließ der König zu Breslau, (am 11ten Junius,) die Friedens-Präliminarien unterzeichnen.

In demselben überließ ihm die Königinn von Ungarn Ober- und Nieder-Schlesien, (das Fürstenthum Teschen, die Stadt Troppau und einige Gebirgs-Districte allein ausgenommen,) und die Grafschaft Glatz erb- und eigenthümlich.

Sachsen wurde in diesen Frieden mit eingeschlossen und trennte seine Armee von der Französischen. Friedrich führte die seinige aus Böhmen und begab sich nach Berlin, um die Früchte des Friedens zum Gedeihen zu befördern und zu genießen.

7.

Die Oesterreicher erobern beynahe ganz Böhmen wieder und schließen das Französische Heer, mit den Marschällen Belle-Isle und Broglio, in Prag ein. Zustand und Beharrlichkeit der Belagerten. Maillebois eilt zum Entsatze Prags herbey, und entfernt sich wieder, ohne in Böhmen eingedrungen zu seyn. Belle-Isle's unglücklicher und bewunderter Rückzug nach Eger. Die Königinn von Ungarn kommt in Person nach Prag, um sich krönen zu lassen und die Huldigung einzunehmen.

Belle-Isle erstaunte, als er die Nachricht von diesem Frieden erhielt, der beynahe unter seinen Augen geschlossen war. Er rechnete nun auf eine desto thätigere Hülfe der Sachsen; — und erfuhr, — daß auch diese in ihr Vaterland zurück kehrten.

Mit Uebermacht rückte jetzt das Oesterreichische Heer gegen die Franzosen und drängte sie, aus den meisten ihrer Positionen, nach der Hauptstadt zu zurück. In Kurzem erkannte der Feldherr, daß ihm nichts übrig sey, als sich in dieselbe einsperren zu lassen.

Allein auch in diesem Zufluchtsorte schien dem Französischen Heere ein nur noch unvermeidlicheres Verderben zu drohen. Die Stadt war bey weitem nicht mit den erforderlichen Vorräthen, für ein Heer von beynahe dreyßig tausend Mann, hinlänglich versehen. Das Land war in der Gewalt der Oesterreicher und den Oesterreichern ergeben. Die zahlreichen leichten Truppen, welche dieses Heer begleiteten, streiften überall umher, hemmten jede Communication, und machten eine hinlängliche Zufuhr völlig unmöglich. Ueber dies war Böhmen erschöpft. Sachsen hatte ebenfalls Mangel zu befürchten und verbot die Ausfuhr aller Lebensbedürfnisse. Von Schlesien und Pohlen her war die Zufuhr ebenfalls gesperrt. Was im Lande selbst noch aufzubringen war, erhielten die Oesterreicher, theils durch Gewalt, theils durch die Vorliebe der Einwohner, ausschließlich. Die Wenigen, welche es mit den Franzosen hielten, konnten sich theils nicht mit ihnen verständigen, theils wagten sie es, bey der damahligen Lage der Sachen, nicht, sich ihnen geneigt zu bezeigen.

Unter diesen Umständen schien die Vertheidigung der Hauptstadt eben so unmöglich, als ein Rückzug, aus diesem gebirgigen und den Franzosen keinesweges hinlänglich bekannten Lande, gefährlich schien. An den letztern dachte man Französischer Seits damahls freylich auch noch nicht von ferne. Belle-Isle wollte Prag, er wollte Böhmen vertheidigen. Freylich rechnete er dabey auf einen Ersatz. Auch war der Befehl dazu bereits an den Marschall von Maillebois, der die Armee in Westphalen commandirte, abgegangen.

Indessen vermehrte sich die Verlegenheit der Franzosen in Böhmen mit jedem Tage. Die Armee der Belagerer wurde immer zahlreicher, und war in Kurzem mehr als siebzig tausend Mann stark. Dagegen wurde die Zufuhr der Lebensmittel in der Festung immer seltener, nahmen Theurung und Hungersnoth immer mehr zu. So viel Bürger Prag in sich schloß, so viel Feinde umgaben die Franzosen innerhalb der Mauern. Die Ankunft des Entsatzes verzögerte sich. Belle-Isle wurde ungewiß: ob er überhaupt noch darauf rechnen

könne; noch ungewisser: ob er sich so lange halten könne. Nach langem Widerstreben entschloß er sich endlich, die Behauptung des Platzes aufzugeben. Er ließ dem Oesterreichischen Feldherrn davon Eröffnung thun und auf einen freyen und ehrenvollen Rückzug antragen.

Die Antwort, welche er erhielt, entsprach seiner Erwartung keinesweges, und enthielt eine Demüthigung, die sein persönlicher und National-Stolz nicht so leicht zu verschmerzen vermochten. Der Oesterreichische Feldherr, Graf von Königseck, erklärte: er habe Befehl von seinem Hofe, die Französische Besatzung zu Kriegsgefangenen zu machen. Nur unter dieser Bedingung könne er die Festung übernehmen. Auf die wiederhohlten Gegenvorstellungen des Französischen Feldherrn erklärte er sich endlich bereit, den Antrag desselben nach Wien zu berichten und um neue Verhaltungsbefehle nachzusuchen.

Maria Theresia erhielt den Bericht des Grafen von Königseck mit dem Antrage Belle-Isle's, und schwankte einige Zeit in ihrem Entschlusse. Bald hörte sie die sanfte

Stimme der Menschlichkeit; bald betäubte diese der gereizte Stolz. Sie begriff, was der Feldherr vorstellte, daß die Eroberung einer Stadt, die ein so zahlreiches, verzweifelndes Heer vertheidigte, nicht ohne die Verbreitung unsäglichen Elendes, nicht ohne ein grausenvolles Menschenmorden, vielleicht nicht ohne den Untergang der Stadt, (von deren Erhaltung der Wohlstand eines großen Theils des ganzen Landes abhing,) bewirkt werden könne. Sie wurde gerührt und geneigt, den Franzosen den geforderten freyen Abzug zuzugestehen. Dann aber wurde die Vorstellung wieder rege, wie bitter sie gekränkt, wie empfindlich sie ganz eigentlich von dem Manne beleidigt sey, den sie jetzt in ihrer Gewalt habe. Die gereizte Weiblichkeit siegte. Um Belle-Isle, den Urheber ihres Unglücks, — dafür hielt sie ihn nämlich — ihren bittersten Feind, zu demüthigen, ihn gefangen vor sich zu sehen, mußte das Schicksal vieler Tausende von Menschen aufs Spiel gesetzt, mußten Tausende von Menschen aufgeopfert werden.

Die Antwort, auf die Anfrage, war der wiederhohlte Befehl: sich nur dann auf eine

Capitulation einzulassen, wenn sich das Französische Heer zu Kriegsgefangenen ergäbe.

Jetzt zeigte sich der Französische National-Character in seiner ganzen ihm eigenthümlichen Energie. Diese Forderung wurde nicht nur von dem Französischen Feldherrn, sondern auch von einem jeden Französischen Soldaten, mit Unwillen und Verachtung verworfen; es wurde aufs neue Anstalt zur hartnäckigsten Vertheidigung gemacht. Die Französischen Krieger achteten des Mangels, der Blöße, der Mühseligkeit und Wunden nicht, um die Ehre der Französischen Nation und ihres Königs zu retten. Die Hungersnoth nahm täglich mehr überhand. Tausende von Soldaten und Einwohnern kamen um. Die Besatzung trieb Schaaren von Männern, Weibern und Kindern aus den Thoren; die Belagerer trieben sie wieder zurück. Dort weigerte man sich, sie wieder aufzunehmen; hier schoß man sie nieder, wenn sie Zuflucht suchten. Die Feinde hörten endlich die Stimme der Menschlichkeit doch noch eher, als die Freunde. Die Unglücklichen wurden wieder in die Stadt aufgenommen, um noch länger ein täglich wachsendes Elend zu theilen.

Gegen das Ende des Julius traf der Oesterreichische Feldherr Veranstaltungen, um die Blockade der Festung in eine Belagerung zu verwandeln. Der Marschall von Broglio, der mit einem Theile des Heeres die Außenwerke gedeckt hatte, wurde genöthigt, sich in die Stadt zu werfen, und vermehrte dadurch nur das Elend, das hier längst einheimisch geworden war. Die Pferde, welche dieser Theil des Heeres noch erhalten hatte, wurden nun nach und nach auch, wie die übrigen, geschlachtet. Innerhalb dreyer Monathe waren von den Belagerten, wie sich am Ende fand, mehr als acht tausend Pferde gegessen worden.

Nicht leicht sind Stolz und Eitelkeit in einem schaudervollern und hartnäckigern Kampfe erschienen, als hier. Immer noch rechneten die Franzosen auf Erlösung. Ihr Muth erhob sich und ihre Beharrlichkeit verstärkte sich, da sie durch die Annäherung des Marschalls von Mailleb ois wieder einige Hoffnung zur Erlösung erhielten.

Nach dem erhaltenen Befehle hatte sich dieser Feldherr, mit einem Heere von sechs

und vierzig tausend Mann, nach Baiern gewandt, um hier die Befreyung Prags zu bewirken. Der Kurfürst, als Ober-Befehlshaber aller Französischen Hülfsheere, änderte diesen Befehl dahin ab: daß Maillebois gerade nach Böhmen eilen und den Grafen von Königseck, durch einen unmittelbaren Angriff, zur Aufhebung der Belagerung und, wo möglich, auch zur Räumung Böhmens zwingen solle.

Die erstere Absicht gelang; die letztere wurde verfehlt. Durch den Eilzug, welchen das Französische Heer, durch eine so weite Entfernung, gemacht hatte, war es beträchtlich geschwächt, als es an der Böhmischen Grenze anlangte. Der Prinz von Lothringen, der jetzt den Oberbefehl der Oesterreichischen Armee in Böhmen führte, hielt gleichwohl für nöthig, ihr bis dahin entgegen zu gehen. Er bot nun den Franzosen den freyen Abzug an, um welchen sie einige Monathe früher angesucht hatten. Man verwarf seinen Antrag, denn die Franzosen rechneten jetzt wieder auf einen vollständigen Triumph. Nachdem der Prinz von

Lothringen aufgebrochen war, setzte sich auch der Marschall von Broglio, mit einem Theile der Prager Besatzung, in Bewegung, um sich, in der Gegend von Eger, mit dem Heere des Marschalls von Maillebois zu vereinigen und, mit ihm gemeinschaftlich, den Feind zu schlagen.

Der Theil der Besatzung war mehr als hinlänglich, um sich gegen das Corps Oesterreicher zu behaupten, welches der Prinz von Lothringen, zur Beobachtung der Stadt, zurück gelassen hatte. Belle-Isle blieb mit in Prag zurück; denn er wollte den Ruhm ganz erschöpfen, es bis zur völligen Befreyung vertheidigt zu haben.

An der Spitze von zwölf tausend Mann kam Broglio zwar bey Töplitz, in der Nähe des größern Französischen Heeres, an; allein die Vereinigung konnte nicht bewirkt werden, indem Maillebois nicht einzudringen vermochte. Auch wurde der Prinz von Lothringen weder geschlagen noch verdrängt.

Nach verschiedenen, durch Unkunde der Gegend und die zahlreichen Schwärme der Oe-

sterreichischen leichten Truppen, vereitelten Versuchen, den Paß bey Cadan zu überwältigen, entschloß sich endlich Maillebois, nach Baiern zurück zu gehen. Broglio verstärkte mit seinem Corps die Besatzungen in Leitmeritz, Tetschen und einigen andern Plätzen, und sandte den Ueberrest nach Prag zurück. Er selbst reiste dem Heere Maillebois nach; übernahm, als älterer Marschall, den Oberbefehl desselben; und — überließ es einer ihm gewöhnlichen Unthätigkeit.

Der Herzog von Lothringen übergab, indem er dem Französischen Heere nach Baiern folgte, dem Fürsten von Lobkowitz zwanzig tausend Mann, mit welchen dieser nach Prag zurück kehrte. Mit dem Observations-Corps, welches hier zurück geblieben war, machte dieses ein Heer aus, das einer so schwachen und geschwächten Besatzung, als die Französische jetzt war, immer furchtbar genug werden konnte. Auf seinem Zuge nach Prag hatte Lobkowitz, (am 25sten October,) die Festung Leitmeritz genommen. Ein Rückzug konnte jetzt nur über Eger gewagt werden, und war auch dahin noch

ein sehr gewagtes Unternehmen. Die größte Schwierigkeit fand jedoch Belle-Isle darin, Prag zu verlassen, ohne von dem überlegenen Feinde angegriffen und vernichtet zu werden.

Die Stadt war indessen nicht belagert, sondern nur bewacht. Der Oesterreichische Feldherr wußte, daß Belle-Isle Befehl hatte, Prag zu räumen. Er hatte seine Stellung so genommen, daß, dafern der Marschall es wagen sollte, dem Befehle zu gehorchen, er ihm, seiner Meinung nach, nicht würde entgehen können. In einer Schlacht, die dann unvermeidlich war, konnte er mit Sicherheit darauf rechnen, ihn völlig zu Grunde zu richten. Wagte der Französische Feldherr den Rückzug nicht, dann blieb ihm nichts übrig, als, — was man Oesterreichischer Seits am meisten wünschte, — sich und sein Heer zu Kriegsgefangenen zu ergeben.

In dieser Voraussetzung begnügte sich Lobkowitz, die Wege und Pässe zu besetzen und sein Heer so cantoniren zu lassen, daß er es leicht und schnell zusammen ziehen konnte. Ganz in der Nähe von Prag war kein Unter-

kommen mehr, denn einige Meilen um diese Hauptstadt her hatten die Oesterreicher selbst die Dörfer abgebrannt und alles verwüstet. Die rauhe Jahreszeit, (es war im Anfange des Decembers,) mußte die, ohnehin längst elende, Existenz der Belagerten um ein großes erschweren. Die Franzosen, an einen Grad der Kälte, wie sie ihn hier erfuhren, nicht gewöhnt, litten unaussprechlich. Viele starben dahin, noch mehrere erkrankten. Die Ausfälle, die sie von Zeit zu Zeit machten, halfen ihnen nichts. Weit und breit war weder Mundvorrath, noch Fourage zu erhalten. So stieg das Elend mit jedem Tage einen Grad höher, und erzeugte endlich den Entschluß der Verzweiflung, das gewagte Unternehmen eines Rückzuges nach Eger zu bestehen und darin Rettung oder Untergang zu suchen.

Sollte sich nur einige Wahrscheinlichkeit zum Gelingen dieses Unternehmens erhalten; so mußte es im höchsten Geheim vorbereitet, im höchsten Geheim versucht werden. Alles war verloren, so bald die Einwohner es nur ahneten, oder so bald man mit den Oesterrei-

chern zusammen traf. Die Ehre des Heeres und der Französischen Nation erforderte, Kanonen, Kriegsgeräth und Gepäck mitzunehmen.

Der Muth und die Gewandtheit des Feldmarschalls Belle-Isle überwanden alle diese Schwierigkeiten eben so glücklich als geschickt. Er sonderte einige Tausende von den Uebrigen ab, denen er nicht zutrauete, daß sie die Beschwerden würden überwinden können, die ihrer auf dem Marsche warteten. Vielleicht hätte er diese Hoffnung auch für die übrigen aufgegeben, wäre er mit allen den Gefahren völlig bekannt gewesen, welche er zu besiegen hatte.

Unter dem Vorwande, eine große Fouragirung vorzunehmen, hielt er nun, mit etwa vierzehn tausend Mann, (in der Nacht von dem 14ten auf den 15ten December,) seinen Auszug aus Prag. Glücklich und in der größten Ordnung und Stille umging er die Oesterreicher. Um nicht bemerkt zu werden, mußte er unter den, ohnehin beschwerlichen, von den Oesterreichern absichtlich verdorbenen, Wegen noch die unwegsamsten wählen. Gefährliche Hohlwege

mußten durchkrochen, steile Berge überklimmt werden. Das ganze Land war mit Schnee und Eis bedeckt; die Kälte entsetzlich; die Armee beynahe von allen Bedürfnissen entblößt und außer Stande, sich dieselben zu verschaffen.

Regelmäßige feindliche Truppen trafen sie nicht an. Desto mehr umschwärmte und neckte sie aber das ungeregelte Gesindel, welches die Oesterreichischen Armeen unter dem Titel: leichte Truppen, begleitet. Keine Nacht konnten sie rasten, nirgends auf eine Erquickung rechnen. Schaarenweise sanken sie ermattet und erstarrt in den Schnee hin. Zahlreiche Leichen bezeichneten den Weg, welchen das Heer genommen hatte. Ein großer Theil von denen, die das Leben retteten, mußte es durch die Aufopferung seiner Hände oder Füße erkaufen.

Alle Wachsamkeit und Sorgfalt, welche die Anführer des Heeres anwandten, um dieses Elend zu mindern, vermochte nur wenig die Ertragung desselben zu erleichtern. Der Zug ging durch ein fremdes, den Heerführern so wohl als den Truppen größten Theils unbekanntes Land. Das Heer mußte ungebahnte

Wege aufsuchen, um nicht eingehöhlt zu werden. Es mußte Tag und Nacht unter dem Gewehre bleiben, um die Angriffe der leichten Truppen zurück zu treiben. Es lagerte nur auf Eis und Schnee, und hatte zu seiner sparsamen Nahrung nichts, als schlechtes Brod von verdorbenem Mehle und Schneewasser.

Dennoch arbeitete es sich, von dem Muthe seines Anführers aufrecht erhalten und immer neu belebt, — durch alle diese Mühseligkeiten, Gefahren und das unsägliche Elend, — in eilf Tagen an das Ziel seiner Bestrebungen. In der Gegend von Eger hatte es noch die schwerste Prüfung auszuhalten. Schaarenweise sanken die ermatteten Krieger hier in den fast unzugänglichen Gebirgen zu Boden. Die, welche das Leben noch fortschleppten und in der Festung anlangten, waren deßhalb noch bey weitem nicht alle geborgen. Viele mußten, um das Leben zu retten, sich eine Verstümmelung gefallen lassen; und wieder viele rafften hitzige Fieber dahin, — eine Folge der alle Kräfte erschöpfenden Anstrengung.

Erst vier und zwanzig Stunden, nachdem es begonnen war, erfuhr Lobkowitz, zu seinem empfindlichen Verdrusse, das kühne und gelungene Unternehmen des Feindes. Er bewilligte dem Ueberreste, was er dem Heere versagt hatte, — einen ehrenvollen Abzug, — und nahm darauf, (am 26sten December,) von der Hauptstadt Besitz.

Mehr als zwanzig tausend Menschen hatte diese Belagerung auf beyden Seiten das Leben gekostet; eine der schönsten Städte der Oesterreichischen Monarchie und ein Theil des Landes waren dadurch zu Grunde gerichtet. Der Schade allein, welchen die Einwohner von Prag erlitten hatten, wurde auf sieben Millionen Thaler geschätzt. Unsägliches Elend hatten Tausende von Menschen länger als ein Jahr erdulden müssen, und das alles, — um der Eitelkeit und dem Stolze eine Genüge zu verschaffen, — die dennoch am Ende aufgeopfert werden mußte.

Könnten die Großen und Mächtigen der Erde auf Betrachtungen dieser Art geleitet werden; so hätte Maria Theresia, durch den

Anblick der Ueberreste des ausgestandenen Elendes, ihren Triumph sehr beschränkt fühlen müssen, als sie im April des Jahres 1743 nach Prag kam, um sich die Krone Böhmens aufsetzen zu lassen. Am 12ten May wurde diese Ceremonie vollzogen, nachdem mehrere unter den Großen des Reichs, wegen beschuldigter Anhänglichkeit an die Franzosen, zur Verantwortung und Strafe gezogen waren.

Die Stände huldigten ihr und verwilligten neue Geldsummen zur Fortsetzung des Kriegs. In Böhmen bedurfte es dessen nur noch, um einige feste Plätze zu erobern. Bereits im Herbste dieses Jahrs, (am 3ten September,) gelangte sie, durch die Uebergabe der Festung Eger, zu dem Besitze des ganzen Königreichs Böhmens.

8.

Der Kaiser verliert, nach einem kurzen Wiederbesitze, aufs neue, (im Feldzuge 1743,) seine Erbländer, und wird genöthigt, seine Residenz in Frankfurt zu nehmen. Vertrag zu Nieder-Schönfeld und Einrichtung einer Oesterreichischen Landes-Administration in Baiern. Pragmatische Armee und deren Heereszug in Franken. Schlacht bey Dettingen. Unthätigkeit beyder Heere. Uebergang über den Rhein und Vereinigung der pragmatischen Armee mit einem endlich noch bewirkten Contingente der General-Staaten.

Während die Oesterreicher, Franzosen und Preußen noch um den Besitz von Böhmen kämpften, war der Kaiser, (im Herbste des Jahrs 1742,) wieder zu dem Besitze seiner Erbstaaten gelangt. Er dankte dies der Geschicklichkeit des Feldmarschalls von Seckendorf, (der aus dem Oesterreichischen Dienste in den seinigen übergetreten war. *) Mit einem aus Baiern,

*) In dem letztern Türken-Kriege hatte er den Oberbefehl über die Oesterreichische Armee geführt. Nach dem Verluste von Nissa wurde er vor ein Kriegsgericht gezogen und, ungeachtet seine Un-

Pfälzern, Hessen und Cölnern zusammen gesetzten Heere drang er in Baiern ein, trieb die Oesterreicher bis Schärding zurück, und entwarf den Plan, in Oesterreich seine Winter-Quartiere zu nehmen.

Dazu bedurfte er indessen des Beystandes der Franzosen; und auf diesen rechnete er vergebens. Der Marschall von Broglio stand mit einem Heere, von nahe an dreyßig tausend Mann, in Nieder-Baiern, an der Iser und Donau, und sah den Unternehmungen Seckendorfs so ruhig und theilnehmungslos zu, als ob seine Bestimmung wäre, eine bewaffnete Neutralität zu beobachten. Da alles Auffordern und Andringen fortwährend ohne Wirkung blieb, sah sich Seckendorf genöthigt, bey Braunau ebenfalls unthätig stehen zu bleiben.

Die Oesterreicher waren indeß nicht geneigt, die Eroberung Baierns so leichten Kaufs wie-

schuld klar war, auf die Festung Grätz gesetzt. Hier blieb er bis nach dem Tode des Kaisers, da er seine Freyheit erhielt und die Oesterreichischen Dienste verließ, um in die Baierischen zu treten.

der aufzugeben. Sie benutzten die Unthätigkeit der Franzosen und die Winterruhe dazu, um einen neuen und verstärkten Offensiv-Krieg für den neuen Feldzug vorzubereiten. Die Armee erhielt ansehnliche Verstärkungen und war der Baierischen bald an Zahl und Ausrüstung weit überlegen.

Wie sehr sich auch Seckendorf bemühete, diese in einen wehrhaften Zustand zu setzen, so fehlte es doch zu sehr an dem Nöthigsten. Ohne Geld waren keine beträchtlichen Werbungen zu machen, keine kräftigen Rüstungen zu vollenden. Er war kaum im Stande, die funfzehn tausend Mann zu unterhalten, die er beysammen hatte und nur mit Mühe beysammen hielt.

Der Frühling kam, und mit ihm der Angriff der Oesterreicher. Der Feldmarschall von Seckendorf hatte sich, mit dem größten Theile des Heeres, bey Landshut in eine vortheilhafte Stellung gesetzt. Zur Deckung von Braunau stand der General Minuzzi, mit einem abgesonderten Corps von sieben tausend Mann, bey Simpach. Hier überfiel ihn der

Feldmarschall Khevenhüller, machte ihn selbst, mit einem großen Theile seiner Truppen, zu Gefangenen, tödtete und zerstreuete die Uebrigen.

Jetzt sah sich Seckendorf auf mehrern Seiten, von einem wenigstens drey Mahl stärkern Feinde, angegriffen, und in der Nothwendigkeit, sich über den Lech, gegen Wembding, zurück zu ziehen. Er suchte jetzt wenigstens München zu decken, wo der Kaiser seit einigen Monathen wieder seine Residenz genommen hatte. Nochmahls wandte er sich daher, mit den dringendsten Vorstellungen, an den Marschall von Broglio, um die bundespflichtige Unterstützung. Allein dieser versagte ihm dieselbe nicht nur fortwährend, sondern zog sich überall, wo sich die Oesterreicher kaum näherten, zurück. Erst am Schellenberge, in einem verschanzten Lager, glaubte er sich sicher genug, — um eine Verstärkung zu erwarten, deren er zu einem nachdrucksvollen Widerstande, gegen einen schwächern Feind, wenigstens in Vereinigung mit dem Baierischen Heere, nicht bedurfte.

Vergebens hatte sich der Kaiser selbst bemüht, ihn von diesem seltsamen Entschlusse zurück zu bringen. Auf dem Schlosse Wolnzach hielt er eine Unterredung mit ihm, und verlangte, als Generalissimus der Französischen Armeen in Deutschland, daß der Marschall sich seinen Dispositionen fügen solle. Jetzt erklärte Broglio gerade heraus: er werde nur den Befehlen seiner Regierung folgen, und diese bestimmten ihm die Verfahrungsart, welche er beobachte. Er blieb unthätig, wie er gewesen war; und nachdem er die erwartete Verstärkung erhalten hatte, verfolgte er seinen Rückzug, fast noch eilfertiger, als vorher, und ruhete nicht eher, als bis er den Rhein hinter sich hatte.

Als er zu Strasburg ankam, gab er, noch an demselben Tage, einen prächtigen Ball, — zur offenbaren Verspottung des unglücklichen Kaisers und Seckendorfs, die er in der bedrängtesten Lage zurück gelassen hatte.

Seckendorf, dessen Heer kaum noch neun tausend Mann stark und durch diese Schwäche muthlos geworden war, wich der

Nothwendigkeit und einem übermächtigen Feinde und zog sich ebenfalls gegen den Rhein zurück. Dadurch wurde der größte Theil Baierns, und selbst die Hauptstadt, aufs neue dem Feinde Preis gegeben. Der Kaiser, der erst im April nach seiner Residenz zurück gekommen war, sah sich schon im Anfange des Junius wieder genöthigt, dieselbe aufs neue zu verlassen.

Durch sein widriges Schicksal und das bundbrüchige Betragen der Französischen Regierung und ihrer Feldherren ganz muthlos gemacht, gab er dem Feldmarschalle Seckendorf seinen Wunsch nach Frieden und Ruhe zu erkennen. „Er sähe wohl," äußerte er in einem Briefe an ihn, „daß ihm keine andere Zuflucht übrig bleibe, als in dem Edelmuthe seiner Feinde. Auch sey er geneigt, Frieden und Ruhe, wenn es seyn müsse, durch die Aufopferung der Kaiserkrone zu erkaufen."

Nur mit Mühe vermochte der Feldherr den gesunkenen Muth seines Herrn wieder etwas aufzurichten. Er tröstete ihn mit der Hoffnung auf eine kräftigere Unterstützung seiner Bundesgenossen im künftigen Feldzuge, und schlug

vor, diesen zu beenden, um den nächsten desto kräftiger beginnen zu können. Auf seinen Betrieb und durch seine Negotiation wurde ein Waffen-Stillstand und, in dem Kloster Nieder-Schönfeld, zwischen ihm und dem Feldmarschalle Khevenhüller, ein Vergleich geschlossen, kraft dessen auch die von den Kaiserlichen noch besetzten Plätze: Ingolstadt, Straubingen, Braunau und Reichenhall, mit ihnen also ganz Baiern, den Oesterreichern überlassen würden. Für sein Heer, das, mit den zusammen gezogenen Besatzungstruppen, ungefähr zwölf tausend Mann ausmachte, erhielt er einen freyen Abzug in eine neutrale Provinz. Er bezog darauf ein Lager bey Wembding, im Bisthume Eichstädt; und sah sich genöthigt, die demüthigende Rolle eines Zuschauers bey dem traurigen Schicksale seines Vaterlandes zu spielen.

Seine und seiner Truppen Erhaltung dankte er weniger der Großmuth und Billigkeit des Feindes, als der Geringschätzung desselben. Die Oesterreichischen Feldherren hielten es nicht der Mühe werth, sich bey der Vernichtung eines so unbedeutenden Heerhaufens

zu verweilen, da ihnen das Land überlassen wurde und sie den Plan entworfen hatten, der Französischen Armee über den Rhein zu folgen, um Lothringen zu erobern.

Das unglückliche Baiern erfuhr nun bereits in diesem Kriege zum zweyten Mahle das Schicksal eroberter Länder. Die Contributionen, so hart sie waren, wären noch zu ertragen gewesen, wenn nicht Plünderung und Verwüstung ihre Execution überall begleitet hätten. Die zahlreichen, nie unter eine strenge Manns-zucht zu bringenden, Schaaren leichter Truppen, welche das Oesterreichische Heer umschwärmen, machen es zu einer weit härtern Landplage, als irgend ein anderes; wiewohl ein jedes eroberndes Heer, es sey freundlich oder feindlich, Blutigel in hinlänglicher Anzahl mit sich führt.

Die Königinn von Ungarn ließ nun, durch ganz Baiern, die Huldigung einnehmen und, im August dieses Jahres, zu München eine Landes-Administration einrichten. Der Graf von Goes wurde Präsident derselben und Statthalter in der Ober-Pfalz. Auf die Protesta-

tionen, welche der Kaiser, von Frankfurt, — seiner jetzigen Residenz, — aus, bekannt machte, wurde, wie gewöhnlich in solchen Fällen, keine Rücksicht genommen.

Während dies in Baiern vorging, war das benachbarte Franken nicht minder der Schauplatz kriegerischer Scenen. Schon im Februar dieses Jahres war das Heer, welches der König von England, aus Engländern, Hannoveranern, Hessen und Oesterreichern, unter dem Nahmen der pragmatischen Armee, gebildet hatte, einige vierzig tausend Mann stark, durch Jülich und Cleve bis an den Main heran gerückt; hatte die Wahl eines, dem Oesterreichischen Interesse geneigtern, Kurfürsten von Mainz bewirkt und den Kurfürsten von der Pfalz zur Neutralität gezwungen. Während sie dies bewirkte, war sie, unter dem Oberbefehle des Lords Stairs, bey Höchst gelagert. Auf der andern Seite des Mains stand ein Französisches Heer, unter Anführung des Marschalls von Noilles. Der Englische Feldherr, ein Mann von persönlichem Muthe, aber geringen Feldherrn-Talenten, hatte es

unvorsichtiger Weise gewagt, über den Main zu gehen, und war von den Franzosen mit beträchtlichem Nachtheile zurück gewiesen worden. Das Heer hatte darauf seine vorige Stellung wieder eingenommen, und harrte des Königs von England, welcher das Commando derselben selbst übernehmen wollte.

Georg der Zweyte kam, mit seinem Sohne, dem Herzoge von Cumberland, bald nach diesem Ereignisse, im Lager an, und fand, in dem Zustande des Heeres, einen neuen Beweis von der Unfähigkeit und Unbedachtsamkeit seines Feldherrn. Lord Stairs hatte die erste Feldherrn-Pflicht versäumt, für Unterhalt des Heeres zu sorgen.

Durch den nahen Mangel gezwungen, beschloß der König, diese Stellung zu verlassen, um sich seinen Magazinen mehr zu nähern. Er bezog ein Lager bey Aschaffenburg; fand aber bald, daß durch diese Veränderung seine Lage wenig gebessert sey. In der Stellung, in welcher sich hier das Heer befand, hatte er, vor sich, den Main, dessen gegenseitige Ufer die Franzosen besetzt hielten. Nach hinten zu

schnitt ihm der Spessart-Wald die Zufuhr ab. Die Subsistenz seines Heeres war also völlig in der Hand des Feindes; seines Bleibens hier länger nicht. Er mußte sich nothwendig seinen Magazinen noch mehr nähern, und deßhalb nach Hanau, wo sie sich befanden, zurück ziehen.

Dies hatte der Marschall von Noilles voraus gesehen, und einen Plan entworfen, der auf nichts geringeres berechnet war, als die pragmatische Armee einzuschließen und sie, und vielleicht den König selbst, zu Kriegsgefangenen zu machen.

Die combinirte Armee mußte, auf ihrem Marsche nach Hanau, das Dorf Dettingen berühren. Nur auf einem engen Wege, längs dem Main, konnte sie dahin gelangen. Der Marschall Noilles detaschirte hierher, von dem pragmatischen Heere unbemerkt, seinen Neffen, den Herzog von Grammont; mit dem Befehle, sich hier ruhig zu halten, bis er weitere Ordre von ihm bekommen würde. Eben so von dem Feinde unbemerkt, hatte er mehrere Brücken über den Main schlagen und an

dem Ufer, das er besetzte, Batterien errichten lassen. Seinem Plane gemäß sollte der größte Theil der Französischen Armee, auf diesen verschiedenen Brücken, über den Main gehen und, hinter einen Bach postirt, die Ankunft des feindlichen Heeres erwarten. Dieses würde dann, so wohl von den Batterien jenseits des Flusses, als von den verschiedenen Truppen-Abtheilungen, in die Mitte genommen und, noch ehe es sich in Schlachtordnung formiren könne, umringt oder zu Grunde gerichtet werden.

Dieser Plan war sehr richtig combinirt, und hätte seinen Zweck nicht verfehlen können, wenn nicht der voreilige Ehrgeiz eines Unter-Befehlshabers die planmäßige Ausführung verhindert hätte.

Der Herzog von Grammont, der sich an diesem Tage den Marschallsstab zu erwerben hoffte, konnte den Zeitpunct nicht erwarten, da ihm der Befehl seines Oheims seinen Antheil an der Schlacht und dem Siege anweisen würde. So bald sich der Feind in Marsch gesetzt hatte, brach er aus seinem Hin-

terhalte hervor und begann das Treffen, ehe die Französische Armee über den Main gegangen und der Plan zur Ausführung gereift war.

Der König von England gewann dadurch Gelegenheit und Zeit, sich in Vortheil zu setzen. Vergebens wandte der Französische Ober-Feldherr, so bald er die Uebereilung seines Neffens wahrnahm, alles an, um seinen Fehler wieder zu verbessern. Der Sieg war bald und völlig, für die pragmatische Armee, entschieden. In ungestümer Eilfertigkeit flohen die Franzosen über den Main zurück, und verloren dadurch eine beträchtliche Anzahl ihrer Mannschaft, als einen Raub der Fluthen. Auf der Wahlstatt zählte man ebenfalls mehrere Tausende. Bey weitem geringer war der Verlust der Verbündeten.

König Georg hatte in diesem Treffen viel persönliche Tapferkeit, aber wenig Feldherrn-Talente bewiesen. Er focht meistens zu Fuße, an der Spitze eines Englischen Regiments. Dadurch wurde er aber außer Stand gesetzt, das Ganze zu übersehen und anzuord-

nen. Der Prinz Ludewig von Braunschweig, der eine Abtheilung der Oesterreichischen Truppen anführte, konnte nur mit Mühe den Befehl von ihm erhalten, daß die Engländer vorrücken sollten. Und gleichwohl war es dieser eigentlich, wodurch die Franzosen zum Weichen gebracht wurden. Der Tag, an welchem diese Schlacht geschah, war der 27ste Junius 1743.

Durch diesen Sieg hatte der König Georg seinen Feldherrn-Ruhm begründet; wenn auch seine Feldherrn-Talente dadurch nicht so vollkommen bewährt waren. Auf den Marschall von Noilles, (den, nach dem Urtheile solcher Kenner, als Friedrich der Zweyte, der Plan zu dieser Schlacht als einen wahren und eigentlichen Feldherrn erprobt hatte,) fiel die Schande, welche andere verschuldeten. Der Witz der Pariser, dem das Unglück der Französischen Nation so gut, als die Unfälle anderer, zum Stoffe dienen muß, nannte diesen Tag: den Tag der verunglückten Stäbe. *)

*) Der Herzog von Harcourt hatte, wie der Herzog von Grammont, auf den Marschalls-

Den Französischen Garden, die zuerst flohen, und von denen viele im Main ihren Tod gefunden hatten, gab man den Spottnahmen: Main-Enten; und an dem Pallaste des Marschalls von Noilles fand man einen Degen aufgehangen, mit der Ueberschrift: Du sollst nicht tödten.

König Georg hielt, als Sieger, seine Abendmahlzeit auf dem Schlachtfelde und setzte dann seinen Marsch, — nicht, um die Franzosen zu verfolgen, sondern sich von ihnen zu entfernen, — weiter fort. Man fand nicht einmahl Zeit, für die Verpflegung der, auf der Wahlstatt umher liegenden, Verwundeten zu sorgen. Lord Stairs empfahl dieses wichtige und menschenfreundliche Geschäft dem Französischen Feldherrn, der das Schlachtfeld verlassen hatte und bereits wieder auf der andern Seite des Mains stand.

Die Sieger zierten ihre Hüte mit einem grünen Bande, und dem Könige heftete man

stab, nach einem Siege, gerechnet; und Beyde hatten wichtige Fehler gemacht, die eine Ahndung verdient hätten.

einen Lorberkranz an den seinigen. Mit dieser Zierde setzte er seinen Marsch, bis in die Nähe von Hanau, wo sich seine Magazine befanden, fort. Hier, zwischen Hanau und Frankfurt, bezog er ruhig ein Lager und schien sich, im Vollgenusse seines erlangten Ruhmes, vor der Hand nicht weiter um die Franzosen zu bekümmern. Eben so ruhig und thatlos stand, auf der andern Seite des Flusses, zwischen Steinheim und Offenbach, die Französische Armee. Am funfzehnten Tage nach der Schlacht verließ Noilles sein Lager und wandte sich gegen den Rhein zu. Die Bewegungen des Prinzen von Lothringen machten die Französischen Feldherren für die Grenzen Frankreichs besorgt. Noilles ging über den Rhein und vereinigte sich mit der Truppen-Abtheilung, welche der Marschall von Broglio aus Baiern zurück geführt hatte. In der Gegend von Speier setzte sich diese vereinigte Armee, (gegen das Ende des Julius,) um die Grenzen des Elsasses gegen die Angriffe der Oesterreicher zu sichern, deren Plan sich immer deutlicher entwickelte.

Nach einer Ruhe von länger als zwey Monathen brach dann die pragmatische Armee ebenfalls, aus ihrem Lager bey Hanau, auf und setzte, (am 22sten August,) bey Mainz über den Rhein. Dann zog sie sich nach Worms zu, wo noch zwanzig tausend Holländer sich mit ihr vereinigen sollten. Endlich war es nämlich dem Englischen Minister gelungen, die Bedenklichkeiten der General-Staaten zu überwinden und diese thätige Theilnahme an der Coalition gegen Frankreich durchzusetzen.

9.

Vergebliche Friedens-Anträge und Vermittelungen. Näheres Bündniß, (zu Worms) zwischen Sardinien, England und Oesterreich, und Wirkung desselben, auf den Feldzug in Italien. Kriegserklärung Frankreichs gegen England und Oesterreich, und Eröffnung des Kriegs in den Niederlanden. Ludewig der Funfzehnte, an der Spitze eines Heeres von hundert tausend Mann, bemächtigt sich mehrerer Barriere-Plätze, und hemmt seine siegreichen Fortschritte hier nur, um sich mit einem Theile seines Heeres zu der Armee am Ober-Rhein zu begeben und den Elsaß, gegen die eindringenden Oesterreicher, zu decken.

Die nachtheilige Wendung, welche der Krieg für Frankreich und seinen Schützling, den Kaiser, genommen hatte, erneuerte bey Beyden den ernstlichen und lebhaften Wunsch nach Frieden. Der Kaiser war aufs äußerste gebracht. Seine Subsistenz hing ganz allein von Frankreich ab. Er sah deutlich genug, daß Frankreich den Krieg lässig und ungern fortsetzte und die Unterhaltung des Deutschen Kaisers nachgerade, als eine beschwerliche Last,

zu empfinden anfing. Er ließ daher, besonders durch den Prinzen von Hessen-Cassel, einen Bruder des Königs von Schweden, so wohl Oesterreich als England Friedensvorschläge thun, und erklärte sich endlich bereit, gegen die Zurückgabe seiner Länder, auf die ganze Oesterreichische Erbschaft Verzicht zu leisten.

Auch Frankreich ließ, theils dem Englischen Minister in London, theils dem Kurfürsten von Mainz, einem Freunde und Verbündeten Oesterreichs, einige Aeußerungen machen, welche den Wunsch nach einem billigen Frieden zu erkennen gaben. Allein so wohl jene als diese Anträge und Vorschläge fanden, auf der andern Seite, keine entgegen kommende Neigung zum Frieden, und blieben daher wirkungslos.

Die Königinn von Ungarn so wohl als der König von England glaubten jetzt noch größere Plane auf ihr, wie es schien, hinlänglich erprüftes, Kriegsglück bauen zu können und wünschten die Fortsetzung des Kriegs. Maria Theresia verwarf, von nun an,

alle Vorschläge, welche Abtretungen, also Verletzungen der pragmatischen Sanctien enthielten.

Ja, sie rechnete ernstlich darauf, die bereits bewilligten Abtretungen theils durch die Gewalt der Waffen wieder herzustellen, theils durch andere Acquisitionen zu ersetzen. Besonders richtete sie, in dieser Hinsicht, ihr Augenmerk auf das Herzogthum Lothringen. Die Idee schmeichelte ihrer und ihres Gemahls Eitelkeit ungemein: dieses Fürstenthum wieder mit dem Hause Oesterreich zu vereinigen; und der Prinz Karl rechnete mit Zuversicht auf den Ruhm, dieses, ihm und seinem Bruder aus den Händen gewundene, Erbeigenthum wieder zu erobern.

Nicht minder lebhaft wünschte Maria Theresia die Kaiserkrone auf dem Haupte ihres Gemahls zu sehen; den Besitzer derselben also dahin zu bringen, daß er sie ihm überlassen müsse. Der König von England gefiel sich in seiner Glorie, als berühmter Feldherr, zu wohl, und sein Minister war enthusiastisch für die Plane der Königinn von Ungarn. Beyde waren

daher auch wenig geneigt, die Vorschläge einzugehen, welche dahin abzielten, den Lauf ihrer siegreichen Unternehmungen, in der Hälfte desselben, durch einen billigen Frieden zu enden.

Aus eben den Gründen blieben daher auch die Vermittelungsvorschläge der Deutschen Reichsversammlung und des Königs von Preußen ohne Wirkung; wiewohl insbesondere der Letztere alles anwandte, um ihnen Eingang zu verschaffen.

Friedrich der Zweyte sah das wachsende Glück der Königinn von Ungarn nicht ohne Besorgniß. Er war unzufrieden mit dem Betragen des Königs von England, und traute diesem, wie jener, immer noch keine guten Gesinnungen gegen sich zu. Er fürchtete für die Integrität des Deutschen Reichs; er fürchtete für seine neu erlangten Schlesischen Besitzungen; dafern das Glück die Oesterreichischen und Englischen Waffen noch mehr begünstigen, Frankreich den Kaiser ganz fallen lassen sollte. Er suchte daher die genaueste Erkundigung von den geheimen Planen der Verbündeten einzuziehen, und wurde, durch das, was er davon er-

fuhr, in seiner Besorgniß nur noch mehr bestätigt.

Indem Friedrich auf die Hemmung der Fortschritte der Verbündeten und die Beschränkung des Glücks der Kaiserinn dachte, war besonders das Englische Cabinett eben so ernstlich und thätig dahin bemüht, das erlangte Uebergewicht zu benutzen, zu verstärken und zu sichern.

Zwischen dem Könige von Sardinien und der Königinn von Ungarn hatte zwar bereits eine Verbindung bestanden; er hatte Subsidien von England angenommen, auch die Lombardey von den Angriffen der Spanier befreyet: gleichwohl konnte sie sich seiner noch nicht hinlänglich versichert halten. Frankreich arbeitete unablässig daran, ihn für sich und das Interesse des Kaisers zu gewinnen. Der Vertrag, welcher ihn der Königinn von Ungarn verband, schien hiergegen kein erhebliches Hinderniß zu seyn. Er war so unbestimmt, in so schwankenden Ausdrücken abgefaßt, daß er jeden Augenblick gebrochen werden konnte, ohne den Vorwurf einer Bundbrüchigkeit zu veranlassen.

Der Englische Minister glaubte daher sich des Königs von Sardinien, durch diejenigen Mittel, welche für die Politik dieses Hofes die wirksamsten waren, noch näher und fester versichern zu müssen. Dies waren die Englischen Guineen und die Oesterreichischen Besitzungen in Italien. Carteret erneuerte, mit voller Hand, den bestehenden Subsidien-Vertrag, und verhieß über dies dem Könige von Sardinien, außer dem ihm bereits zugesicherten Theile von Mailand, noch einen großen Theil des Herzogthums Piacenza, mit der Hauptstadt dieses Fürstenthums, und einige andere nicht unbedeutende Districte. Hierdurch verpflichtete er den König, bey der Verbindung mit Oesterreich und England zu beharren und mit einer Armee, von fünf und vierzig tausend Mann, der Königinn von Ungarn ihre sämmtlichen übrigen Italiänischen Staaten zu sichern.

Dieser Vertrag wurde zu Worms, wo der König von England damahls sein Haupt-Quartier hatte, unter seinen Augen verhandelt und, (am 13ten September 1743,) abgeschlossen. Man hatte ihn im Nahmen der Königinn

von Ungarn, aber nicht unter ihrer Mitwirkung, verhandelt. Sie gab freylich ihre Zustimmung dazu, aber nur erzwungen und nicht ohne Mißvergnügen und Widerstreben. Es war dies schon die dritte Abtretung, wozu sie der König von England genöthigt hatte. Er drang sie ihr zu einer Zeit ab, als sie auf die Erweiterung ihrer Besitzungen rechnete; also zu Aufopferungen nichts weniger als geneigt seyn konnte.

Mit vieler Bitterkeit beklagte sie sich daher über dieses Verfahren gegen ihren Beschützer und erinnerte ihn an sein Versprechen, zur Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanction. Der König suchte sie dadurch zu beruhigen, daß er ihr versprach, anderweitig für sie wieder zu gewinnen, was der Politik hier zum Opfer gebracht werden müsse.

Der König von Preußen, dessen Beobachtung nichts entging, bemerkte die Unzufriedenheit der Königinn von Ungarn mit Vergnügen. Er hoffte für seine Absicht, den Frieden zu vermitteln, Nutzen daraus zu ziehen, und ließ daher der Königinn vorstellen: daß die Art, wie sie von England behandelt werde, und die Rolle,

welche sie spiele, ihr auf keine Weise anständig seyn und ihre Zwecke wenig befördern könnten. Wenn man den Kaiser als eine Drahtpuppe Ludewigs des Funfzehnten betrachte; so sehe man in ihr nur die Marionette Georgs des Zweyten. Ganz Europa nehme ein Aergerniß daran, daß sie so augenscheinlich unter der Vormundschaft Englands gehalten werde. Nur der Friede könne sie derselben entziehen; sey aber auch ein sicheres Mittel, um derselben entledigt zu werden.

Man muß sich wundern, wie der König von dieser Vorstellung die Wirkung erwarten konnte, die er beabsichtete. Bey aller Weisheit Friedrichs scheint er das weibliche Herz damahls wenigstens noch nicht gekannt zu haben. Seine Vorstellung bewirkte nichts weiter, als eine Erbitterung bey der Königinn von Ungarn; und diese bestärkte sie natürlich nur noch mehr in der Verbindung mit England und der Fortsetzung des Kriegs.

Diese entschiedene Stimmung für die Fortsetzung des Kriegs mußte dann auf der andern Seite endlich auch ähnliche Gesinnungen her-

vor bringen. Frankreich konnte nicht länger sein bisheriges Betragen beobachten, ohne sich selbst in Gefahr zu setzen. Die kräftigen Angriffs-Maaßregeln der Verbündeten erforderten wenigstens ähnliche, um sich dagegen zu vertheidigen. Es war jetzt nicht mehr ein Hülfskrieg, in einem fremden Lande, für eine fremde Angelegenheit. Frankreich selbst war bedroht. Eine kräftige Vertheidigung der Grenzen war dringendes Bedürfniß; und ein nachdrücklicher Angriff, auf mehrere Besitzungen des Feindes, schien das zweckmäßigste Mittel dazu zu seyn.

Hierauf bauete man den Plan, in Italien und in den Niederlanden vorzudringen, um den Feind von seinem Angriffe auf den Elsaß abzuhalten. Der Prinz von Conti wurde mit vier und zwanzig tausend Mann nach Savoyen gesandt, um, in Verbindung mit dem Spanischen Heere, unter dem Infanten Dom Philipp, Mailand zu erobern.

Der Angriff auf die Niederlande erforderte eine größere Heeresmacht. Hundert tausend Mann sollten hier zunächst die Oesterreichischen Besitzungen überströmen und, nach der Erobe-

rung dieser, in die Besitzungen der General-Staaten eindringen. Ein drittes Heer war zur Beschützung der Grenzen des Elsasses bestimmt. Auch rechnete man darauf, durch zweckmäßige Diversionen in den Oesterreichischen Staaten den Angriff hier glücklich ablenken zu können.

Die bisherigen, für die Franzosen in so manchem Betrachte nachtheilig ausgefallenen, Feldzüge hatten den Muth der Französischen Krieger geschwächt. Man glaubte, nur die Gegenwart des Königs bey dem Heere könne ihn hinlänglich wieder beleben. Ueber dies war es der laute Wunsch der Nation, den König ein Mahl an der Spitze einer Armee zu sehen. Seine gänzliche Unthätigkeit hatte längst zum allgemeinen Aergernisse gereicht; und man glaubte damahls, von Seiten der Regierung, auf das öffentliche Urtheil einige Rücksicht nehmen zu müssen.

Man suchte daher den König aus seiner Trägheit und Schwelgerey aufzuschütteln und ihn zu der Uebernahme des Oberbefehls über die Armee in den Niederlanden zu bestimmen. Der Graf von Maurepas, Kriegs-Minister

und erklärter Günstling des Königs,, ließ sich dies vor andern angelegen seyn, und wirkte auch vorzüglich mit auf die Entschließung des Königs. Neben jenen Gründen, welche er angab, hatte er noch andere, die er verschwieg. Er hatte längst darnach gestrebt, den Einfluß der Herzoginn von Chataurouz, Maitresse des Königs, zu vermindern, und fand in der Uebernahme des Oberbefehls der Armee eine bequeme Gelegenheit, sie ganz von ihm zu entfernen.

Mit seiner einschmeichelnden Beredtsamkeit machte er daher den König aufmerksam auf den Zustand des Heeres, die Wünsche seiner Nation und das Beyspiel seines Ur-Großvaters, Ludewigs des Vierzehnten. Es gelang ihm, besonders durch die letztere Vorstellung, seine Trägheit etwas zu erschüttern. Sie ganz aus dem Wege zu räumen, dürfte ihm indessen doch nicht gelungen seyn, wenn nicht die Herzoginn von Chataurouz, die nichts von seiner heimtückischen Absicht ahnete, ihm bey dem Könige großmüthig in die Hände gearbeitet hätte.

Der Geist und Character dieser Frau erhoben sie über das Verhältniß, worin sie lebte. Sie wünschte den König achten zu können und geachtet zu wissen, und wandte ihren Einfluß an, um ihn wenigstens zu Einer achtenswerthen und königlichen Handlung zu bestimmen. Freylich rechnete sie darauf, ihn zu begleiten, und das Neue eines Feldzugs hatte auch für sie persönlich einen besondern Reiz: allein ihre Hauptrücksicht war doch auf das Interesse des Königs und Staats gerichtet. Auch ließ sie sich nicht gereuen, was sie bewirkt hatte, selbst da sie den Absichten ihres Gegners auf die Spur kam.

Maurepas hatte den König bestimmt, seine Geliebte zurück zu lassen, und sie rächte sich dadurch, daß sie den König wieder bestimmte, auch diesen Liebling zurück zu lassen. Der Herzog von Richelieu, der den König als Adjutant begleitete und ein Vertrauter der Herzoginn war, nahm es über sich, die Sehnsucht des Königs nach ihr zu erhalten und dadurch ihre baldige Nachfolge zu bewirken. Er hielt Wort. Der König war kaum bey der Armee, als Frau von

Chataurouz die Einladung erhielt, ihn dort zu besuchen. So war die Absicht Maurepas für dieses Mahl vereitelt; aus den kleinlichen Intriguen des Hofes dieses Mahl jedoch die Erreichung höherer, nützlicher Zwecke hervor gegangen.

Die Gegenwart des Königs hatte in der That die beabsichtete Wirkung auf die Armee. Ihr Muth wurde neu belebt und, da ein fähiger Feldherr, in der Person des Marschalls von Sachsen, im Nahmen des Königs ihre Thätigkeit leitete, auch bald in kräftigern Wirkungen wahrgenommen.

Indem der König diesen Feldzug eröffnete, ließ er eine förmliche Kriegserklärung, zuerst gegen England, (unter dem 11ten April 1744,) und dann auch gegen Oesterreich, (unter dem 26sten April,) bekannt machen. Dieser folgte ein Angriff auf die Festung Menin. Sie wurde erobert. Bald folgte dieser die Eroberung Yperns, der Forts Knocke und Fürnes. Die Barriere war durchbrochen; die Eroberung der Niederlande vorbereitet. Die Ausführung derselben mußte indessen für jetzt noch hinaus gesetzt werden.

Der Prinz Karl von Lothringen war mit einem mächtigen Heere über den Rhein gegangen und hatte sich der Stadt Lauterburg und der Französischen Linien bey derselben bemächtigt. Ihm entgegen rückte ein Französisches Heer unter dem Marschalle von Coigny. Mit diesem hatte der Feldmarschall Seckendorf den Ueberrest seiner Baierischen Armee vereinigt, nachdem der Oesterreichische Feldherr den Waffen-Stillstand mit demselben nicht weiter anerkennen, und die Neutralität respectiren wollte: allein auch das vereinigte Heer der Franzosen und Baiern war der Uebermacht der Oesterreicher nicht gewachsen. Der Prinz Karl und Feldmarschall Traun besetzten Weißenburg, und drangen allmählig bis Wingersheim im Elsaß vor.

Das Eindringen der Oesterreicher verbreitete Furcht und Schrecken, so wohl bey der Armee als in den Französischen Grenz-Provinzen. Besonders ging den Nahmen zweyer Anführer der leichten Truppen überall, wo sie naheten, Schrecken und bange Erwartung der Plünderung und des Raubens voran. Dies waren die

bereits durch die vorigen Feldzüge, besonders in Baiern, furchtbar gewordenen Parteygänger Menzel und Trenk. Die Nahmen dieser Krieger würden mit Ruhm auf die Nachwelt zu kommen verdienen, wenn nicht eine barbarische Wildheit, Zügellosigkeit der Sitten und Raubsucht die Ansprüche vernichtet hätten, welche ihr Muth, ihre Thätigkeit und ihre wirklich geleisteten wesentlichen Dienste zu machen sie berechtigten.

Der furchtbarste und wildeste von ihnen war der Oberste Menzel, der ein Corps leichter Truppen anführte, das aus dem nichtswürdigsten Gesindel, jeder Art, zusammen gerafft war. Dieser Mann hat sich zu merkwürdig gemacht, als daß wir nicht, im Vorübergehen, einen Augenblick bey ihm verweilen sollten.

Menzel war der Sohn eines Barbierers und ein Abenteurer seines Handwerks, kühn, entschlossen, unermüdet thätig; aber auch unersättlich im Rauben und Plündern, Sengen und Brennen. Er war grausam und unmenschlich, aus Character- und Sittenlosigkeit. Er setzte sich über alle Gesetze des Kriegs und des Völ-

ferrechts hinweg. Eben so erkannte er beynahe gar keine Autorität über sich; wenigstens handelte er so, als wenn er keine über sich erkennete. Man sah ihm nach, wenn man auch nicht umhin konnte, sein Betragen, in manchen zu sehr auffallenden widerrechtlichen und barbarischen Handlungen, öffentlich zu mißbilligen.

In dem vorjährigen Feldzuge, gegen den Kaiser und die Franzosen in Baiern, hatte er den Französischen Gesandten, Lautrec, auf der Reise nach Frankfurt überfallen, ausplündern und einige seiner Domestiken, die sich widersetzten, niederhauen lassen; ungeachtet der Gesandte seinen Character angab und einen Paß, selbst von dem Feldmarschalle Khevenhüller ausgestellt, vorzeigte. Er läugnete zwar nachher, daß dies auf seinen Befehl, oder auch nur mit seinem Wissen geschehen sey; allein niemand glaubte daran. Auch war diese That ganz in dem Geiste seines übrigen Betragens und seiner Denkungsart.

Gegen die Franzosen zeigte sich sein wilder und barbarischer Character in den auffallendsten und brutalsten Aeußerungen und Thaten.

Das geringste, womit er sie bedrohte, war: ihnen Nasen und Ohren abzuschneiden; und man nahm, bey den Franzosen wenigstens, auch als ausgemacht an, daß er es gethan habe und thun werde. In einem Manifeste, das er im Elsaß und in Lothringen ausstreuete, und worin er die Einwohner aufforderte, sich der Regierung der Königinn von Ungarn zu unterwerfen, drohte er sogar Allen, die an Frankreich fest halten würden: daß er sie zwingen wolle, sich selbst wechselseitig die Nasen und Ohren abzuschneiden. Seine räuberischen und mörderischen Streifereyen unterstützten diese Drohungen; erweckten indessen keine Neigung, sich einer Monarchinn zu überlassen, die einen solchen Herold an die, welche sie gewinnen wollte, sandte.

Ganz Europa nahm ein Aergerniß daran, daß Maria Theresia einen solchen Mordbrenner in ihren Diensten duldete, ihm Beweise ihrer Zufriedenheit und ihres Wohlwollens gab. Auch konnte nichts den Schandfleck von dem Oesterreichischen Kriegsheere austilgen, welchen dieser Räuber ihm angehängt hatte.

Wenn Europäische Regierungen, die sich cultivirte nennen, und auf wilde Nationen mit Verachtung herab sehen, Kriege führen wollen; so sollten sie wenigstens, durch die Art, wie sie dieselben führen, beweisen, daß sie ihre ausgebildetere Sittlichkeit auch in unsittlichen Handlungen nie ganz verläugnen. Ein Krieg, der mit Räubereyen, Mord und Brand, durch Räuber und Mörder geführt wird, ist durch keinen Nothdrang zu entschuldigen und wirft den cultivirten Europäer mit dem brutalsten Wilden in Eine Classe. Er vernichtet die Gerechtigkeit der gerechtesten Sache, tilgt alle theilnehmende Empfindungen aus, und empört mit Recht Aller Herzen gegen diejenigen persönlich, die eine solche Art, Krieg zu führen, veranlassen oder gut heißen können.

10.

Lage des Kaisers im Anfange des Jahrs 1745. Friedrich der Zweyte tritt aufs neue, als sein Retter, auf den Schauplatz. Unterhandlungen und Verbindung mit Frankreich, Schweden u. s. w. Unterhandlungen mit Rußland und Intriguen u. s. w. Defensiv-Bündniß Sachsens, mit Oesterreich und England. Frankfurter Union, zwischen dem Kaiser, Preußen, Hessen-Cassel u. s. w. Nach einem mit Ludewig dem Funfzehnten verabredeten Operations-Plane rückt Friedrich der Zweyte in Böhmen ein.

Bey dem Anfange des Jahrs 1744 befand sich der Kaiser in der traurigsten Situation von der Welt. Seiner Staaten beraubt, lebte er zu Frankfurt am Main, allein durch und von der Gnade des Königs von Frankreich. Ludewig, genöthigt, seine eignen Staaten zu vertheidigen, konnte sich der Sache des Kaisers, für jetzt wenigstens, nicht weiter annehmen, als daß er ihm den nothwendigsten Unterhalt reichte. Unterstützte das Glück die Oesterreicher ferner; so war zu fürchten, daß der unglückliche, seiner Staaten und jedes Hülfsmittels, sie zu retten, beraubte, Kaiser

bey einem Frieden mit Frankreich von dem Letztern ganz aufgeopfert werden würde.

Unstreitig hätte sich der schwache und tief gedemüthigte Fürst leicht bereitwillig finden lassen, das Opfer zu bringen, welches die Königinn von Ungarn von ihm verlangte, wenn nicht andere seinen sinkenden Muth von Zeit zu Zeit wieder erhoben und seine Schwäche durch ihre Kraft unterstützt hätten. Nicht nur alle diejenigen seiner Räthe und Vertrauten, deren Schicksal an dem seinigen hing, sondern auch andere Fürsten, die für das Schicksal Deutschlandes überhaupt, und ihrer eignen Staaten insbesondere, zu fürchten anfingen, suchten diese Vorstellung, so oft sie empor kam, wieder niederzudrücken und ihn, durch die Hoffnung kräftigerer Unterstützung, aufrecht zu erhalten.

Am meisten interessirte sich für sein Schicksal der König von Preußen. Und dieser war es auch allein, von dem er seine Rettung und eine hinlänglich kräftige Unterstützung erwarten konnte. Friedrich der Zweyte hatte die kurze Zeit des Friedens auf das wirksamste an-

gewandt, um die Vergrößerung seines Reichs auch zur Vermehrung seiner Staatskräfte und seiner Macht zu benutzen. Er hatte sein Kriegsheer vermehrt, seine Festungen hergestellt und vervollkommnet, und sich überhaupt auf jede Weise zu einem Kriege vorbereitet, im Falle er dazu wieder veranlaßt werden sollte. Seine Cassen waren wieder angefüllt; die Staatseinkünfte gesichert und wohl geordnet; mancherley Industrie-Zweige waren theils ausgebreitet, theils neu entwickelt, und dadurch die wirksamen Kräfte im Staate erhöhet und belebt.

Friedrich der Zweyte wünschte aufrichtig, seinen Staaten den Frieden zu erhalten; er wünschte den Frieden für ganz Europa bewirken zu können. Aber er war auch entschlossen, noch ein Mahl das Schwert zu ziehen, wenn es die Rettung des Kaisers und die Sicherung seiner neu erlangten Provinzen gegen die anwachsende Macht Oesterreichs nothwendig machen sollten.

In Rücksicht auf beyde Gegenstände schienen der Gang der Begebenheiten und das Be-

tragen der Verbündeten täglich eine Besorgniß mehr zu rechtfertigen; täglich also den Zeitpunct mehr zu nähern, für welchen er jene Maaßregel vorläufig beschlossen hatte. Es wurden ihm, so wohl von der Königinn von Ungarn als dem Könige von England, manche Aeußerungen hinterbracht; in welchen er ganz deutlich geheime feindselige Plane, auch gegen sich, zu entdecken glaubte. Es wurde ihm glaubwürdig erzählt: Georg der Zweyte habe der Königinn von Ungarn, als sie sich beklagte, daß er sie zu so manchen Abtretungen genöthigt habe, und besonders bey dieser Gelegenheit den Verlust Schlesiens schmerzlich erwähnte, geantwortet: wenn man nehmen müsse, so könne man ja auch wohl wiedergeben.

Manche andere Umstände, von mehr Authenticität und größerer Wichtigkeit, verstärkten den Eindruck solcher Insinuationen. Besonders fand der König, bey der nähern Untersuchung des Wormser Vertrags, mehr als Eine sehr verdächtige Aeußerung. Diese brachten ihm in Erinnerung, wie hartnäckig Oesterreich, in den Unterhandlungen des Breslauer

Friedens, auf den Besitz des Schlesischen Gebirges bestanden habe; vermuthlich, um sich dadurch einen, damahls bereits projectirten, einstigen Angriff auf Schlesien zu erleichtern.

Zu allem diesem kam noch die Aeußerung eines Oesterreichischen Generals, nach welcher man in Wien den Plan hege: sich näher mit Sachsen zu verbinden, um, durch dieses Land, in die Mark einzudringen und Breslau in Berlin wieder zu erobern.

Die Besorgnisse, welche sich auf diese verschiedenen Relationen und Umstände gründeten, veranlaßten den König, seine Lage näher zu untersuchen. Er fand sie sehr bedenklich, dafern er einen solchen Plan, wenn er existire, zur Reife gedeihen lasse. War der Kaiser zu Grunde gerichtet, Frankreich zu einem nachtheiligen Frieden genöthigt; so waren die Verbündeten schon übermächtig genug gegen ihn. Wenn nun noch, wie zu fürchten stand, und wohin, wie ihm bekannt geworden war, von Oesterreich insgeheim gearbeitet wurde, auch Rußland noch zur Coalition gezogen werden konnte; dann schien ihm seine Lage höchst

gefährlich. Dies bestätigte ihn in dem Entschlusse, durch zweckmäßige Diversionen, so wohl im Felde der Unterhandlungen als des Waffenkampfs, in Zeiten, späterhin nicht zu verhütenden Ereignissen vorzubauen.

Schon damahls faßte er die Idee eines Bundes der Deutschen Fürsten, zum Schutze für Kaiser und Reich. Er bemühete sich, denselben, wenigstens unter einer Auswahl solcher Mitglieder des Deutschen Reichs, die nicht an Oesterreich geknüpft waren oder dasselbe fürchten mußten, zu Stande zu bringen. Allein schon damahls erfuhr er auch, wie schwer es sey, nur einige dieser zahlreichen Köpfe unter Einen Hut zu bringen und zur Vereinigung einer planmäßigen wirksamen Thätigkeit zu bestimmen.

Mit diesem zugleich betrieb er Unterhandlungen zu einem erneuerten nähern Bündnisse mit Frankreich. Die Erinnerung an seine vorige Verbindung mit dieser Macht ließ ihn freylich nicht ohne Mißtrauen neue Verträge mit derselben eingehen; indessen rechnete er auch wieder auf die Verlegenheit, in welche sich Frank-

reich, durch seine nachlässige Betreibung des Kriegs und seine wenige Treue gegen seine Bundesgenossen, selbst gesetzt hatte. Er schrieb sehr bestimmte Bedingungen vor, unter welchen er sich aufs neue in eine Verbindung einließ, und welche nicht nur eine kräftige Betreibung des Kriegs, sondern auch selbst einen Operations-Plan in sich enthielten. Außerdem behielt er sich, bey der Knüpfung dieses Bündnisses, für den Fall der gemeinsamen kriegerischen Wirksamkeit, ausdrücklich vor: nicht eher thätig zu werden, als bis er eine Verbindung mit Rußland und Schweden zu Stande gebracht haben würde, an welcher er mit allem Ernste arbeiten ließ.

In Rußland erregten die Verhältnisse des Hofes und der Regierung fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Dies veranlaßte gegenseitige Intriguen, die, mit der größten Kunst und Feinheit, eine Zeit lang fortgespielt wurden. In diesem Reiche war vor Kurzem, durch die Mitwirkung Frankreichs, eine von den gewaltsamen Regierungsveränderungen vorgegangen, an welchen die Geschichte dieser Monarchie, be-

sonders in diesem Jahrhunderte, so reich ist. Oesterreich suchte eine Gegen-Revolution zu bewirken; Frankreich und Preußen strebten, sie zu hintertreiben, um den Beystand dieser Macht zu erhalten. Die Letztern siegten, erreichten aber doch nicht völlig ihre Absicht. Der König von Preußen hatte einen unversöhnlichen Gegner an dem Kanzler Bestuscheff. So gewandt und thätig sein Unterhändler auch war, mußte er sich doch begnügen, die feindseligen Absichten Bestuscheffs unwirksam zu machen. Dahin brachte er es noch endlich, daß die Kaiserinn in eine Vermählung des Großfürsten Peter mit einer Prinzessinn von Anhalt-Zerbst, (nachherigen Catharina der Zweyten,) willigte. Eine engere politische Vereinigung blieb, auch dieser Familienverbindung ungeachtet, ein Gegenstand fortwährender vergeblicher Bestrebungen.

Eben so vergeblich blieb die fortgesetzte Bemühung, einen Fürstenverein, zum Schutze des Kaisers und zur Aufrechterhaltung der Deutschen Reichsverfassung, zu Stande zu bringen. Mehrere Fürsten bezeigten sich zwar

dazu geneigt, erklärten sich aber auch außer Stande, die erforderlichen Rüstungen, auf ihre eignen Kosten, zu unternehmen. Frankreich sollte Subsidien zahlen, und — machte Schwierigkeiten. Der projectirte Fürstenbund schmolz in die Frankfurter Union zusammen, welche, (am 22sten May 1744,) von dem Kaiser, Preußen, Pfalz und Hessen-Cassel unterzeichnet wurde.

Um diese Zeit erhielt Friedrich der Zweyte die zuverlässige Nachricht, daß der König von Pohlen, als Kurfürst von Sachsen, dem Wormser Vertrage beygetreten sey und, (den 13ten May 1744,) gewisse geheime Artikel unterzeichnet habe. So sorgfältig man diese Artikel der Publicität vorenthielt; so wußte sich Friedrich dennoch eine Abschrift davon zu verschaffen, und entdeckte auch hierin einen geheimen, zu seinem Verderben entworfenen Plan. Dazu kam noch, daß der Breslauer Friedens-Tractat dem Könige von England die Verbindlichkeit auflegte, von allen Bündnissen, welche er schließen würde, dem Könige von Preußen eine aufrichtige Anzeige zu ma-

chen. Und dies war, in Betreff dieser Verträge, wie es allerdings schien, absichtlich unterlassen worden; ein Umstand, der allerdings schon an sich einem Verdachte gegen dieselben zur Rechtfertigung dienen konnte.

Der König hielt sich nun völlig überzeugt, daß ihm der Breslauer Friede keine hinlängliche Sicherheit mehr gewähre und daß er dieselbe nur durch eine kräftige und glückliche Theilnahme an dem Kriege gegen Oesterreich und England erhalten könne.

So war die Lage der Dinge, so weit war die Entschließung des Königs gediehen, als er die Nachricht erhielt, daß der Prinz Karl von Lothringen mit dem Oesterreichischen Heere über den Rhein gegangen sey. Nunmehr beschloß er, nicht länger zu zögern. Er schrieb an den König Ludewig den Funfzehnten, und machte ihm seinen Entschluß bekannt, in Böhmen einzurücken. Zugleich aber verlangte er, daß, indem er in Böhmen eindringe, ein Französisches Heer, mit dem kaiserlichen in Verbindung, längs der Donau in Deutschland vorrücken; ein anderes, vom Un-

ter-Rheine her, einen Angriff auf die Hannöverischen Lande unternehmen solle. Nur von diesem Plane, wenn er Französischer Seits durch fähige Generale, die er dazu vorschlug, ausgeführt würde, versprach er sich und seinen Bundesgenossen einen glücklichen Erfolg.

Ludewig der Funfzehnte war mit diesem Entwurfe zufrieden, und versprach, ihn auf das kräftigste zur Ausübung zu befördern. In der Mitte des Augusts, (1744,) ließ nun der König sein Heer in drey Colonnen in Böhmen eindringen, indem er eine Truppen-Abtheilung, unter dem Grafen von Marwitz, um Schlesien zu decken und, nöthigen Falls, in Mähren einzurücken, zurück gelassen hatte.

II.

Friedrich der Zweyte erobert schnell Prag und den größten Theil von Böhmen, ist aber durch widrige Umstände genöthigt, seine Eroberungen eben so schnell wieder aufzugeben. Rückzug der Haupt-Armee und der Besatzung von Prag. Endliche Vereinigung in Schlesien und Stellung beyder feindlichen Heere.

Den drey Abtheilungen, in welchen das, achtzig tausend Mann starke, Preußische Heer in Böhmen eindringen sollte, waren drey verschiedene Wege vorgeschrieben und der Vereinigungspunct war in der Gegend der Hauptstadt bestimmt. Die eine Abtheilung führte der König selbst, gerade durch Sachsen.

Der Kaiser ließ für dasselbe, als seine Hülfstruppen, in Dresden um einen freyen Durchzug nach Böhmen ansuchen und setzte dadurch die Sächsischen Minister in große Verlegenheit. Der König und der Graf Brühl waren abwesend. Man wollte Verhaltungsbefehle bey ihnen einhohlen und — nun erfuhr man, daß der König bereits bey Pirna stehe.

Schrecken und Verlegenheit wurden nun noch größer. Man schloß die Thore; man gab

sich das Ansehen, Vertheidigungsanstalten treffen zu wollen: allein der König von Preußen nahm von allem diesem keine Kenntniß, und war bereits über die Böhmische Grenze, als ihn die Protestation erreichte, welche die Sächsischen Minister gegen diese Verletzung der Landeshoheit ihres Souverains publicirt hatten.

Als das Heer den Böhmischen Boden betrat, ließ der König ein Manifest austheilen, worin er den Zweck der Frankfurter Union und des Angriffs auf Böhmen bekannt machte und sich als einen Gehülfen des Kaisers, der für sich keine Vortheile suche, ankündigte.

Eine zweyte Abtheilung führte der Feldmarschall Schwerin, gerade aus Schlesien nach Böhmen. Eine dritte ging, unter Anführung des Prinzen Leopold von Anhalt, durch die Lausitz. Alle drey setzten, ohne erhebliche Hindernisse, ihren Marsch nach Prag fort, und vereinigten sich, (am 2ten September,) der vorläufig gemachten Disposition gemäß, in der Nähe dieser Hauptstadt.

Das grobe Geschütz war auf der Elbe herbey geschafft und die Anstalten zur Belagerung

waren in wenig Tagen getroffen. Feldmarschall Schwerin begann dieses Unternehmen, (am 10ten September,) durch einen Sturm auf den befestigten Ziska-Berg. Mit diesem war der Schlüssel zur Festung selbst gewonnen.

Noch an eben dem Tage wurde auch der Anfang der eigentlichen Belagerung gemacht. Der Angriff war heftig und beharrlich; die Vertheidigung schwach und unterbrochen. Es fehlte an Vertheidigern, an Munition, an einem erfahrnen und entschlossenen Anführer. Nach vier Tagen und einer Einäscherung von wenigstens hundert und funfzig Häusern verzweifelte der Commandant an einer längern Vertheidigung. Am 14ten September begann eine Unterhandlung, welche sich am 16ten mit der Uebergabe der Stadt und Festung endete. Die Garnison wurde zu Kriegsgefangenen gemacht. Das Geschütz und alle übrige Vorräthe wurden eine Beute des Siegers.

Dieses schnelle und glückliche Unternehmen erregte ein allgemeines und großes Aufsehen, Freude und Bewunderung der Feinde,

Geschrey und Klagen der Freunde Oesterreichs und Sachsens. Der König von Preußen hatte erwartet, bey dem Letztern, wenn auch keine Geneigtheit des Willens, doch eine vortheilhafte Bestimmung des Entschlusses, die seinen Absichten entspräche, zu bewirken. Schon seit einiger Zeit bemühete er sich, die Gesinnungen dieses Hofes gegen sich zu erforschen und ihn für seine Zwecke zu gewinnen. Je näher er die erstern kennen lernte, desto deutlicher sah er wohl, daß er auf das Letztere Verzicht thun müsse.

Indessen rechnete er doch noch darauf, durch seinen glücklichen Einfall in Böhmen die Sächsische Regierung von einer nähern und thätigern Vereinigung mit der Königinn von Ungarn abgeschreckt zu haben. Wenigstens zweifelte er, daß sie, bey aller Geneigtheit für Oesterreich, es wagen würde, durch den Marsch eines beträchtlichen Truppen-Corps zu dessen Beystande, die Grenzen des Kurfürstenthums einem nahen und unternehmenden Feinde Preis zu geben. Der Fürst von Anhalt stand mit siebzehn tausend Mann bereit, auf den ersten

Wink in Sachsen vorzudringen, und sich Leipzigs, des Sitzes des Handels und der Reichthümer des ganzen Kurfürstenthums, zu bemächtigen.

Der Erfolg belehrte den König indessen sehr bald, auf wie falschen Voraussetzungen diese Wahrscheinlichkeits-Berechnung beruhe. August der Dritte war durch das Betragen Friedrichs persönlich gegen ihn gereizt; der Graf Brühl haßte ihn und fürchtete Oesterreich. Auch kannte der Englische Hof die Bestimmungsgründe der Entschließungen und Maaßregeln dieses Ministers sehr gut, und verstand es eben so gut, sie zu benutzen. Der Graf Brühl liebte, einen alles in seiner Art übertreffenden Aufwand zu machen; allein er wußte sich auch außerordentliche Hülfsquellen zu eröffnen. So erklärte sich nachher Friedrich selbst die Erscheinung, die ihn anfangs im hohen Grade befremdete. Anstatt, wie er erwartet hatte, sich von Oesterreich zu trennen, oder wenigstens neutral zu bleiben, verband sich der König von Pohlen noch enger mit demselben. Anstatt der tractatenmäßigen

sechs tausend, erschien ein Sächsisches Hülfsheer von zwey und zwanzig tausend Mann in Böhmen, um, in Verbindung mit der heran nahenden Armee des Prinzen von Lothringen, gegen die Preußen thätig zu werden.

Friedrich der Zweyte war bereits von Prag aufgebrochen, um, vor der Ankunft der Oesterreicher, die Eroberung Böhmens zu vollenden. Es waren dazu zwey Operations-Plane in Vorschlag gekommen. Der eine, dem der König selbst den Vorzug gab, ging dahin: sich nach Braunau zu wenden, um das kleine Oesterreichische Heer, welches in Böhmen zusammen gezogen war, zu zerstreuen, ehe eine größere Macht demselben zu Hülfe eilen könne; sich der Magazine zu bemächtigen, welche für diese zusammen gebracht wurden, um ihre Subsistenz in Böhmen, also auch ihr Eindringen in dieses Königreich, unmöglich zu machen.

Diesen Plan verwarfen indessen der Kaiser und Frankreich, oder vielmehr der Marschall von Belle-Isle, ihr Orakel. Er bestand darauf, der König müsse tiefer in Böhmen eindringen; Tabor, Budweis und Neuhaus er-

obern; um dadurch eine Verbindung mit Baiern zu erhalten und die Furcht vor einem Angriffe auf Oesterreich zu erregen.

Ganz wider seinen sonstigen Character opferte der König dies Mahl seine eigne Meinung dem Urtheile und den Wünschen seiner Bundesgenossen auf. Er folgte dem Plane des Marschalls von Belle-Isle, um, wie er selbst äußerte, jeden Schein eigennütziger Absichten von sich zu entfernen.

Indem er das Hauptheer zu dieser Unternehmung in Bewegung setzte, ließ er eine Besatzung, von etwa zwölf tausend Mann, in Prag zurück, und bemächtigte sich dann schnell und ohne erheblichen Widerstand zu finden, der Städte: Tabor, Budweis, Frauenberg, Winterberg. Er legte diesen Städten Contributionen auf, trieb Lebensmittel und Fourage aus der Gegend umher zusammen, und verbreitete überall Furcht und Schrecken vor dem ketzerischen, unwiderstehlichen Sieger.

Das Oesterreichische Herr, unter der Anführung des Grafen Bathiany, begleitete den Heereszug des Königs, wagte es aber nicht, ihn

anzugreifen oder seine Unternehmungen hemmen zu wollen. Die leichten Truppen, welche sich zu demselben täglich zahlreicher sammelten, umschwärmten und neckten das Preußische Heer und verursachten ihm manche Beschwerde, manchen Verlust im Einzelnen, ohne ihm im Ganzen gefährlich zu werden. Die Anzahl derselben vermehrte sich, als der Palatin von Ungarn den Landsturm aufgeboten hatte, um den General Marwitz aus Mähren zu vertreiben.

Dieser mißgeglückte Angriff auf Mähren war der erste Unfall, welchen der König von Preußen in diesem Feldzuge erfuhr, und eine von den Ursachen der Verunglückung seines ganzen Unternehmens. Um eben diese Zeit rückte der Prinz Karl in Böhmen ein. Er führte ein Heer von sechzig tausend Mann mit sich, vereinigte sich mit den Sachsen und dem Corps des Grafen Bathiany, und brachte so ein Heer von mehr als hundert tausend Mann gegen Preußen zusammen.

Die Lage des Königs fing nun schon an, in mehr als Einer Rücksicht bedenklich zu werden. Durch die Theilnahme Sachsens für Oe-

sterreich wurde dem Heere des Königs die Verbindung mit seinen Staaten abgeschnitten, und ihm die Zufuhr an Lebensmitteln und andern Bedürfnissen erschwert. Bey seinem Heere nahmen Krankheiten und Desertion überhand, und verminderten es, nach eben dem Verhältnisse, nach welchem sich das Oesterreichische Heer vermehrte. Ueber dies hatte er noch in allen Einwohnern heimliche Feinde und Verräther zu beobachten, heimliche Freunde und Unterstützer der Oesterreicher zu bewachen.

Der Prinz von Lothringen, oder vielmehr der alte Feldmarschall Traun, der unter ihm commandirte, verfuhr nach einem sehr richtig berechneten Plane, um den König dahin zu bringen, daß er die Behauptung Böhmens aufgeben und sich nach Schlesien zurück ziehen mußte. Seine Märsche und Stellungen drängten den König der Schlesischen Grenze immer näher, und machten es ihm eben so unmöglich, durch einen kühnen Angriff sich Luft zu machen, als die Verbindung mit Schlesien zu unterhalten, wenn er in Böhmen festen Fuß behaupten wollte. Friedrich versuchte es einige

Mahl, die Oesterreicher in ihren Positionen anzugreifen, überzeugte sich aber nur durch diese Versuche von der Unmöglichkeit. Tabor, Budweis, Frauenberg fielen in Kurzem, mit ihren Besatzungen, dem Feinde in die Hände.

Ein höchst beschwerlicher Marsch, in einem gebirgigen, den Preußen unkundigen, Lande ermüdete die Truppen. Die kärglichen und verdorbenen Nahrungsmittel vermehrten die Krankheiten. Es war nicht Ein Regiment, das über hundert gesunde Soldaten und Officiere zählte. Die übrigen litten an der Ruhr und erlagen unter Schmerzen und Mühseligkeiten.

Die Pferde befanden sich in keinem bessern Zustande, als die Menschen. Auch sie litten Mangel und wurden hinfällig. Die Fourage war beynahe aufgezehrt, und zum Fouragiren fand sich keine Gelegenheit. Fortwährend umschwärmten die Oesterreichischen zahlreichen leichten Truppen das Heer, ließen ihm keine Ruhe und schnitten ihm alle Zufuhr ab.

In diesem Zustande befand sich das Heer, als es in der Gegend von Kolin anlangte. Noch ein Mahl wollte der König versuchen: ob

er den Oesterreichischen Feldherrn nicht zu einer Schlacht zwingen und dadurch sein Schicksal vortheilhaft entscheiden könnte. Er lagerte sich, eine halbe Meile von Kolin und der Elbe; die Flügel seines Heeres an zwey Dörfer gelehnt, und vor sich eine kleine Ebene, welche ein dichtes Gehölz begrenzte. Auf den Anhöhen gegen über ließ der Prinz Karl sein Heer ein Lager beziehen. Von hier aus konnte er mit Vortheil den Johannis-Berg besetzen; und der Feldmarschall Traun, dem nie ein Vortheil seiner Stellung entging, bemächtigte sich in der Nacht dieses Postens, welcher die ganze Gegend umher beherrschte.

Als der König nun Tages darauf die Stellung des Feindes recognoscirte, um, wo möglich, einen Angriff zu wagen, fand er sie, zu seinem großen Verdrusse, nicht nur unüberwindlich, sondern auch gar nicht anzugreifen. Er brach daher auf, um sich in die Ebene von Kolin zurück zu ziehen. Nachdem er diese Festung besetzt hatte, ging er, nach einer kurzen Ruhe, (am 9ten November,) über die Elbe. Hier legte er sein Heer in Cantonirungs-Quartiere;

doch so, daß es auf den ersten Wink wieder vereinigt werden konnte.

Jedermann, selbst die Oesterreichischen Anführer, glaubte, der Feldzug sey für dieses Jahr beendet. Allein in Wien war man nicht geneigt, die Vortheile ungenutzt zu lassen, welche man errungen hatte. Man glaubte, es sey jetzt der Zeitpunct, nicht nur Böhmen ganz zu befreyen, sondern auch wohl Schlesien wieder zu erobern. Man hielt den König für geschwächter, als er war; und ertheilte daher dem Prinzen von Lothringen Befehl, den Feldzug fortzusetzen. Er machte zuerst einige Versuche, sich Kolins zu bemächtigen. Da diese mißlangen, ging er, (am 18ten,) bey Pardubitz ebenfalls über die Elbe.

Der König vermochte dies nicht zu verhindern; denn er erhielt erst Nachricht davon, da es geschehen war. Nunmehr war der entscheidende Zeitpunct eingetreten, in welchem der König zwischen der Aufopferung Böhmens und der Trennung von Schlesien und seinen Erbländern wählen mußte. Wiewohl er seinen Entschluß bereits gefaßt hatte, rief er doch die

vornehmsten Generale zu einem Kriegsrathe zusammen und verlangte ihre Meinung zu hören. Die meisten sahen, wie er, in der Behauptung Böhmens den fast unvermeidlichen Untergang des Heeres. Der Rückzug wurde beschlossen und sogleich zur Ausführung gebracht.

Friedrich theilte sein Heer in zwey Abtheilungen und gelangte, nicht ohne noch manche Beschwerden und Mühseligkeiten bestanden zu haben, (am 25sten November,) bey Glatz in Schlesien an. Der Prinz von Lothringen folgte ihm auch jetzt nach und bezog, (am 3ten December,) auf Schlesischem Grunde und Boden ein Lager.

Als der König den Beschluß gefaßt hatte, Böhmen zu verlassen, sandte er dem Commandanten in Prag, dem Grafen von Einsiedel, den Befehl zu, ihm nach Schlesien zu folgen. Nur mit Mühe konnte der Adjutant, welcher den Befehl überbrachte, den überall umher streifenden leichten Truppen der Oesterreicher entgehen. Indeß gelang es seiner Klugheit und seinem Muthe. Er fand aber, daß es noch schwieriger seyn werde, den Befehl zur Ausübung zu bringen, als ihn zu überbringen.

Einsiedel war nicht der Mann, der sich in einer solchen Verlegenheit mit Weisheit und Entschlossenheit zu benehmen verstand. In der That war auch seine Lage höchst bedenklich. Die Hälfte seiner Garnison war krank; von den Uebrigen verließen ihn noch gegen tausend Mann und verbargen sich in der Stadt, um nach seinem Abzuge zu dem Feinde überzugehen. In einem jeden Bürger sah er einen Feind oder Verbündeten seiner Feinde. Die Besatzung hatte nur noch einen geringen Vorrath von Lebensmitteln, und also durchaus keine Aussicht, sich noch länger in der Festung halten zu können.

Um seinen Auszug vorzubereiten, ließ er die Thore sperren, und wandte drey Tage dazu an, die in dem Zeughause befindlichen Gewehre theils zerschlagen, theils in die Elbe werfen zu lassen. Er hatte den Befehl erhalten, die Befestigungswerke auf dem Wischerad und bey St. Lorenz in die Luft zu sprengen, das grobe Geschütz unbrauchbar zu machen und die Lavetten zu verbrennen. Diesen Befehl auszuführen, unterließ er, weil er sich einbildete, er

würde zurück genommen werden. Als er in der Nacht, (vom 25sten bis zum 26sten November,) endlich aufbrach, schleppte er, anstatt des groben Belagerungsgeschützes, welches hier noch zurück geblieben war, einige vierzig Oesterreichische Feldstücke mit sich, wodurch sein, ohnehin lästiger und gefahrvoller, Marsch nur noch mehr erschwert werden mußte.

Noch waren die Preußen nicht völlig abgezogen, als den Oesterreichern bereits die Thore geöffnet wurden. Mehrere Schaaren leichter Truppen drangen in die Stadt; griffen den Nachtrab der Preußen, in den Straßen der Stadt, an; und konnten nur durch einige Kanonen zurück gewiesen und in Respect erhalten werden, welche der General Rothenburg gegen sie, zur Deckung des Rückzuges, aufführen ließ.

Aehnlichen Neckereyen sah sich dieses kleine Heer auf dem ganzen Rückzuge ausgesetzt. Die Oesterreicher hatten die ohnehin beschwerlichen Straßen durch Verhaue ganz unzugänglich gemacht; Schnee und Frost legten dem Marsche, durch die Gebirgspässe, fast unüber-

windliche Hinderniſſe in den Weg. Dieſe und die ſtete Gefahr, von einem übermächtigen Feinde angegriffen, oder von Schleſien abgeſchnitten zu werden, brachte den Feldherrn, wie die Truppen, beynahe zur Verzweiflung.

Allein der Muth eines einſichtsvollen und entſchloſſenen Mannes vermochte es, die Ausbrüche des Mißmuths zu verhüten und das Heer, zur Ueberwindung der tauſendfachen Schwierigkeiten und Beſchwerden, von Zeit zu Zeit wieder zu beleben. Es war der General Rothenburg, der ſich das Verdienſt erwarb, welches der General Einſiedel, als Ober-Befehlshaber, ſich zu erwerben unfähig war. Ihm ſollte das ganze Corps noch ſeine Rettung, der König die Erhaltung deſſelben verdanken.

Das kleine Heer hatte ſich, bis auf drey Meilen, der Schleſiſchen Grenze genähert, als die Nachricht einlief: daß ein großes Corps, ſo viel man bemerken könne, hauptſächlich Sächſiſcher Truppen, ſich in der Nähe zeige, und Miene mache, ſie von Schleſien abzuſchneiden.

Diese Nachricht setzte den Grafen Einsiedel so in Schrecken, daß er alle Fähigkeit, zu überlegen und zu entschließen, verlor. Er hatte sein Heer in kleine Abtheilungen zerstreuet, und um zwey tausend Bagage-Wagen zu decken, einen großen Theil der Truppen bey denselben zurück gelassen. Vierzehn Stunden gingen darüber hin, um die Infanterie zusammen zu ziehen. Die Feinde benutzten diese Zeit, um die vortheilhaftesten Stellungen anzunehmen, wo sie nicht angegriffen werden konnten, von wo aus ihnen aber jeder Angriff gelingen mußte.

Die Verlegenheit des Preußischen Heerführers vermehrte sich mit jeder Stunde. Er ließ die Bagage und die Zelte verbrennen. Das Heer lagerte am Hochwalde auf dem Schnee; ohne Zelte, ohne Nahrungsmittel, dem Elende und, wie es schien, einem unvermeidlichen Verderben Preis gegeben.

In dieser verzweiflungsvollen Lage stellte sich der General Rothenburg an die Spitze der zagenden Krieger; entschlossen, wenn sie angegriffen werden sollten, ihnen, mit den Waffen in der Hand, einen Weg in ihr Vaterland zu bahnen.

Sie zogen fort, und – die Sachsen wagten es nicht, sie anzugreifen. Selbst auf ihre Vertheidigung bedacht, ließen sie die Preußen ruhig vorüber ziehen. Diese setzten nun ihren Marsch fort und trafen auf ein Corps, welches der König unter dem General Nassau ihnen entgegen gesandt hatte. Von diesem unterstützt, erreichten sie endlich, ohne weitere Hindernisse, (am 13ten December,) die Grenze von Schlesien.

Hier vereinigten sie sich mit dem übrigen Heere, das eine Truppenkette, von der Lausitz an bis in die Grafschaft Glatz, bildete. Der König begab sich nach Berlin, um den künftigen Feldzug vorzubereiten.

So bald er das Heer verlassen hatte, drang der Feind in Ober-Schlesien ein; zwang die Preußischen Truppen-Abtheilungen, sich zurück zu ziehen; und folgte ihnen bis in die Grafschaft Glatz.

An eine Winterruhe war für beyde Heere noch nicht zu denken. Der König, von den Fortschritten der Oesterreicher benachrichtigt, kehrte nach Schlesien zurück, und ließ seine Trup-

pen, (im Januar 1745,) in verschiedenen Abtheilungen ins Feld rücken, um die Oesterreicher nach Mähren zurück zu treiben.

Dies gelang ihnen, über alle Erwartung, schnell und glücklich. In der heftigsten Kälte mußte sich der Feldmarschall Traun, vor dem siegreich andringenden Fürsten von Dessau, zurück ziehen. Fünf Nächte lang campirten seine Truppen, auf bloßer Erde, dem Schnee und Froste Preis gegeben. Eine beträchtliche Anzahl wurde ein Raub des schmählichsten Todes.

Nachdem auf diese Weise die Oesterreicher Schlesien geräumt hatten, bezogen beyde Heere, wiewohl auch jetzt nur auf kurze Zeit, die Winter-Quartiere.

12.

Feldzug, (im Jahre 1744,) am Ober-Rheine und in Baiern. Krankheit Ludewigs des Funfzehnten, und Einfluß derselben auf den Feldzug. Gesinnungen und Betragen der Französischen Feldherren. Freyburg wird belagert und erobert; Baiern wieder genommen. Der Kaiser hält noch ein Mahl in seine Residenz einen siegreichen Einzug.

Als Friedrich der Zweyte sich aufmachte, um in Böhmen einzudringen, sandte er den Feldmarschall von Schmettau an den König von Frankreich, um bey demselben die genaue Ausführung des verabredeten gemeinschaftlichen Operations-Plans zu bewirken.

Schmettau war ein Mann von Einsicht und rastloser Thätigkeit. Er wußte sich dem Könige von Frankreich angenehm zu machen, und würde wahrscheinlich auch auf die Thätigkeit der Französischen Heere einen wirksamen Einfluß gewonnen haben, wenn — nicht Ludewig plötzlich von einer für tödtlich gehaltenen Krankheit befallen wäre.

Nunmehr war diese, so wohl in den Lagern als in Paris, der Hauptgegenstand der

Aufmerksamkeit. An den kranken König drängte sich die Cabale und beschäftigte sich ausschließlich damit, die Maitresse des Königs, die Herzoginn von Chatauroux, von seiner Person und, — im Falle er am Leben bleiben sollte, — aus seiner Neigung zu entfernen.

Während man sich, auf diese Weise, um die Person des Königs und mit seiner Krankheit in Metz und Paris beschäftigte, wurden die Feldherren der Armee sich und ihrer Einsicht, oder ihren Grillen und Privat-Absichten, überlassen. Jetzt war an keine Einheit des Plans, an keine harmonische Ausführung desselben weiter zu denken. Eifersucht brachte die widerwärtigste Wirksamkeit hervor. Belle-Isle unterstützte die Forderungen Schmettau's, und eben deßhalb handelte ihnen Noilles, der das Französische Hauptheer anführte, gerade entgegen.

Alle Aufforderungen Schmettau's, alle Unterstützungen Belle-Isle's, konnten ihn nur geneigter machen, das Gegentheil von dem zu thun, was sie verlangten und der König zur Bedingung seines Einfalls in Böhmen gemacht

hatte. Die Wirkung davon blieb nicht aus, und machte den großen zerstörenden Strich durch die Rechnung des Königs.

So bald das Preußische Heer in Böhmen eingerückt war, hatte der Prinz von Lothringen Befehl erhalten, sich über den Rhein zurück zu ziehen und nach Böhmen, zum Entsatze dieses Königreichs, zu eilen. Dies hatte Friedrich der Zweyte vorausgesehen, und zur Bedingung gemacht, daß ein Französisches Heer dem Oesterreichischen den Rhein-Uebergang erschweren und, wenn es denselben nicht verhindern könne, ihm wenigstens auf dem Fuße folgen und es an dem Entsatze Böhmens hindern solle.

Hierauf drang nun der Feldmarschall von Schmettau, so wohl mündlich als schriftlich, mit der ganzen Kraft seiner Beredtsamkeit. Der Marschall von Noilles folgte auch dem Oesterreichischen Heere auf dem Rückzuge desselben nach, ließ es aber unangetastet seinen Marsch bis an den Rhein fortsetzen. Das Französische Heer war wenigstens um ein Drittel stärker als das Oesterreichische; gleichwohl erklärte

es Noilles für zu schwach, um die Oesterreicher ohne Gefahr angreifen zu können.

Der Prinz Karl näherte sich dem Rheine. Schmettau verdoppelte seine Aufforderungen zu einem nachdrücklichen Verfahren, und — bewirkte nichts, als eine erhöhete Empfindlichkeit des Marschalls von Noilles.

Er gerieth außer sich vor Unwillen und Ungeduld, als sich der Prinz Karl anschickte, über den Rhein zu gehen, und Noilles auch nicht den kleinsten Versuch machte, ihn, — was er in seiner Stellung so leicht und sicher gekonnt hätte, — daran zu hindern. Auf sein wiederhohltes Andringen auf die nachdrückliche Unterstützung des Marschalls von Belle-Isle hielt Noilles einen Kriegsrath, und erklärte darin: es sey zu gewagt, den Kern der Armee in einer Hauptschlacht aufs Spiel zu setzen.

Der Prinz Karl führte nun sein Heer, Angesichts des Französischen, ruhig über den Rhein und setzte seinen Marsch noch ruhiger nach Böhmen fort.

Der Französische Feldherr überließ es dem Feldmarschalle Seckendorf, mit seinem klei-

nen geschwächten, von allen Kriegsbedürfnissen entblößten, Heere den Oesterreichern, auf dieser Seite des Rheins, noch einige Märsche nachzufolgen. Er zog sich gegen den Ober-Rhein hinauf, um die Oesterreichischen Provinzen in Schwaben anzugreifen und Freyburg zu belagern. König Ludewig war indessen wieder hergestellt. Es war Noilles leicht, sein Betragen bey ihm, gegen die Beschwerden des Feldmarschalls von Schmettau, zu rechtfertigen. Die Belagerung von Freyburg interessirte den König. Er wollte ihr selbst beywohnen, und hoffte durch ihre Eroberung neue Lorbern zu ernten. An den König von Preußen und den Prinzen Karl wurde daher nicht weiter gedacht. Man überließ es Beyden, ihre Sache mit einander auszumachen.

Vergebens bemühte sich der Feldmarschall von Schmettau darauf, dem Könige die als Bundesgenosse übernommene Verbindlichkeit wieder ins Gedächtniß zu rufen. Er setzte Himmel und Erde in Bewegung, um den König von der Idee der Belagerung Freyburgs abzubringen und ihn statt dessen zur Unterstützung Frie-

drichs in Böhmen zu bewegen. Vergebens. Man fertigte ihn damit ab: der König habe selbst diese Unternehmung in Vorschlag gebracht. Daß er dieselbe unter Voraussetzung ganz anderer Umstände in Vorschlag gebracht habe, schien keiner Erwägung werth zu seyn.

Die Belagerung war indessen schon, durch den Marschall Coigny, (gegen das Ende des Septembers,) mit sechzig tausend Mann begonnen, und mit eben der Gemächlichkeit fortgesetzt worden, mit welcher die Französischen Feldherren, in diesem Kriege, ihre Unternehmungen größten Theils zu betreiben pflegten.

Erst einen Monath nachher, als der König bey der Belagerungs-Armee ankam, erhöhete man, auf seinen Befehl, die Thätigkeit und Anstrengung; und nun war die Eroberung in Kurzem vollendet. Am 5ten November übergab der Commandant die Festung, und einige Wochen nachher, (am 25sten November,) auch die Citadellen.

Diese Eroberung kostete den Franzosen gegen zwölf tausend Mann ihrer besten Krieger, und machte in den Unternehmungen der Oesterreicher keine Aenderung.

Der Marschall von Belle-Isle hatte indessen ein Corps von zwölf tausend Mann in Schwaben angeführt und verschiedene Vortheile erhalten. Sie waren gleichwohl nicht bedeutend genug, daß sie der König von Preußen als eine Diversion sich zu Gunsten hätte ansehen können.

Die Oesterreicher waren nun desto emsiger bemüht, die Wiedereroberung Böhmens zu vollenden. Sie hatten, allein in diesem Feldzuge, Beweise genug erhalten, daß die Verbindung Frankreichs und Preußens eine harmonische, kraftvolle Wirksamkeit Beyder nicht leicht erwarten lasse. Indessen betrachtete die Königinn von Ungarn Friedrich den Zweyten als ihren gefährlichsten Feind, und war entschlossen, alles aufzubieten, um ihn recht empfindlich zu demüthigen und, wo möglich, ganz zu Grunde zu richten.

Indem sie dahin fast ausschließend ihre Heereskraft richtete, mußte sie es freylich auch geschehen lassen, daß Baiern wieder in die Hände seines rechtmäßigen Besitzers gerieth. Seckendorf, von den Franzosen verlassen, und

außer Stande, dem grosen und wohl ausgerüsteten Oesterreichischen Heere sich furchtbar zu machen, ließ bald von der Verfolgung desselben ab und wandte sich nach Baiern zu. Bey Münchsroth vereinigte er einen Hessischen Heerhaufen mit dem seinigen und setzte seinen Marsch gegen die Donau fort.

Hier suchte ihm der Oesterreichische General Berenklau, dem die Vertheidigung Baierns übertragen war, den Uebergang streitig zu machen. Dennoch gelang es Seckendorf, die Wachsamkeit desselben zu täuschen. Er bemächtigte sich der Stadt Donauwerth, ging über die Donau, dann auch über den Lech, und drang immer weiter in Baiern ein.

Berenklau, zu schwach, die Fortschritte des kaiserlichen Heeres aufzuhalten, verließ einen Posten nach dem andern, die Seckendorf besetzte, wie jener sie verließ. Am 16ten October hielten die Kaiserlichen wieder in die Hauptstadt Baierns, als Sieger, ihren Einzug.

Seckendorf setzte nun die Verfolgung der Oesterreicher fort und verdrängte sie, gegen das Ende dieses Feldzuges, beynahe aus

ganz Baiern. Nur Ingolstadt, Schärdingen, Braunau und Passau blieben in den Händen des Feindes.

Bald nach der Wiedereroberung der Hauptstadt, (am 23sten October,) kehrte auch der Kaiser wieder dahin zurück. Er befahl, daß der Reichshofrath ihm folgen solle, und traf überhaupt Veranstaltungen, welche verriethen, daß er die Hoffnung mit dahin gebracht habe, dieses Mahl einen längern und ruhigern Aufenthalt in seiner erblichen Residenz zu finden. Die Folge zeigte indessen auch dieses Mahl sehr bald, wie wenig er seinem Schicksale zutrauen durfte.

14.

Neue Unternehmungen und Siege der Oesterreicher in Baiern. Tod des Kaisers. Unterhandlungen des Königs von Preußen mit Sachsen und England. Engere Verbindung Oesterreichs und Sachsens und geheime Plane und Verabredungen. Gefandtschaft und Gefangenschaft des Marschalls von Belle-Isle. Die Oesterreicher erobern noch ein Mahl beynahe ganz Baiern, das jedoch, durch den Frieden zu Füßen, dem jungen Kurfürsten gleich wieder überliefert wird.

Schon gegen das Ende des Jahrs 1744 waren die Oesterreicher wieder mit Glück thätig geworden. Sie drangen, an beyden Ufern der Donau, bis Kelheim und Straubing vor und unterwarfen sich in Kurzem die ganze Ober-Pfalz. Schon hatte man Ursache, zu fürchten, der Kaiser werde noch ein Mahl flüchtend seine Hauptstadt verlassen müssen, als — der Tod ihm diesen Kummer ersparte und seinem ganzen unruhvollen Verhängnisse ein Ziel setzte.

Am 20sten Januar, (1745,) starb Karl der Siebente, nach einer Krankheit von wenig Tagen, an den Folgen eines zurück getretenen Podagra. Ihm folgte das zweydeutige

Lob, welches, genau untersucht, nichts anderes als einen desto empfindlichern Tadel enthält: man würde ihn im Privat-Stande als einen ehrlichen, guten Mann geschätzt haben. Um ein guter Fürst, besonders in seinen Verhältnissen und bey seinem Schicksale, zu seyn, habe es ihm an Festigkeit des Characters gefehlt.

Die Wahrheit ist: er war ein beschränkter Geist und höchst schwacher Character; ohne Energie, mit kleinlichen Leidenschaften und Bestrebungen. Ohne Muth, wie ohne Kraft und ohne Selbstständigkeit, war er, was er war, that er, was er that, nur durch andere. Nur durch andere wurde er in seine Widerwärtigkeiten gestürzt; nur durch andere aufrecht erhalten. Endlich erlag er dennoch unter dem Drucke einer Krone, die ihm aufgedrungen war, und starb als ein Opfer des Ehrgeizes und Eigennutzes derer, die sich seines Vertrauens zu bemächtigen gewußt hatten.

So lange er die höchste Würde in der Christenheit bekleidete, lebte er von Almosen, die ihm ungern gereicht wurden, und ihm vielleicht in Kurzem ganz würden entzogen worden seyn.

Sein Tod war daher für ihn ein eben so glückliches, als für Frankreich und die Königinn von Ungarn gleich erwünschtes Ereigniß. Frankreich wurde dadurch von den Kosten seines Unterhalts befreyet. Es konnte jetzt eher auf einen billigen Frieden Rechnung machen. Sein Tod löf'te den Knoten der Frankfurter Union. Seine Erhaltung war das Aushängeschild dieser Verbindung gewesen. Die Integrität der Deutschen Reichsverfassung erforderte nun nicht eher wieder einen Schutz, als bis sie, durch eine erzwungene Wahl, oder in der Person eines andern Kaisers oder Reichsfürsten, aufs neue gefährdet wurde.

Für den König von Preußen war dieses Ereigniß allein unangenehm; für ihn allein konnte es von übeln Folgen seyn. Frankreich erklärte sich zwar entschlossen, den Krieg fortzusetzen; es bemühte sich sogar, den König von Pohlen, durch die Aussicht auf die Kaiserwürde, von der Verbindung mit Oesterreich abzuziehen: indessen wußte Friedrich zu gut aus Erfahrung, wie wenig er auf einen kräftigen und beharrlichen Beystand dieser Macht rech-

nen konnte, als daß er sich durch die Versprechungen derselben zu Entschließungen und Maaßregeln hätte bestimmen lassen können.

Ihn setzte seine Lage in die Nothwendigkeit, den Krieg jetzt für sich, zu seiner eignen Vertheidigung, fortzusetzen; also auch den Planen und Entwürfen Frankreichs wenigstens scheinbar die Hand zu bieten. Ueber dies hatte er noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, den König von Pohlen, oder, eigentlicher, den Grafen von Brühl, zu gewinnen. Er unterhielt daher immer noch Unterhandlungen mit demselben, und bezeigte sich den Vorschlägen Frankreichs geneigt, um sich den König von Pohlen zu verbinden.

Auch mit dem Englischen Ministerium setzte er Unterhandlungen fort. England spielte damahls eine sehr entscheidende Rolle in Europa. Es decidirte besonders noch immer über die Entschließungen der Königinn von Ungarn. Nur durch die Vermittelung Englands war auf einen Frieden mit Oesterreich, wie ihn der König wünschte, zu rechnen.

Unter den übrigen Europäischen Mächten war es Rußland vornehmlich, welches die Auf-

merksamkeit Friedrichs beschäftigte. Er hatte jetzt mehr als jemahls Uebels von seinen Feinden im Cabinette der Kaiserinn zu fürchten; es bedurfte also auch mehr als jemahls einer geschickten und thätigen Gegenwirkung. Es lag ihm alles daran, einen Krieg mit Rußland zu vermeiden: nicht so wohl, weil er fürchtete, einem Feinde mehr nicht gewachsen zu seyn; sondern weil er Rußland, als Feind, überhaupt am meisten fürchtete. „Andern Feinden kann man noch Böses mit Bösem vergelten;" sagt er selbst hierüber, „aber bey den Russen ist dies unmöglich, wenn man anders nicht eine ansehnliche Flotte hat, um ein Heer, das seine Unternehmungen gegen Petersburg selbst richten müßte, zu unterstützen und mit Lebensmitteln zu versehen."

In Sachsen, wo die Nachbarschaft und ein in manchem Betrachte gemeinsames Interesse auch am ersten einen glücklichen Erfolg der Unterhandlungen erwarten ließ, gelang es am wenigsten. Brühl war von England erkauft: an Oesterreich, theils durch Schmeicheleyen, theils durch Furcht, gefesselt. Die

mißlungene Unternehmung des Königs von Preußen in Böhmen und die jetzige Lage dieses Fürsten erregten bey dem Sächsischen Minister die Hoffnung, ihn bald völlig niedergeworfen und zu Grunde gerichtet zu sehen.

Seine Vorstellungen über das bisherige Betragen Sachsens wurden daher kalt und stolz zurück gewiesen. Der Graf Brühl pflegte mit Genugthuung die Verdrängung Friedrichs aus Böhmen besonders der Sächsischen Tapferkeit zuzuschreiben; und der König von Pohlen zeigte, bey jeder Gelegenheit, eine Abneigung gegen den König von Preußen und jede Gemeinschaft mit ihm, welche diesen endlich auch wieder gegen ihn aufbringen mußte.

Indem sich Friedrich bemühete, Sachsen von der Verbindung mit Oesterreich abzuziehen, erfuhr er, daß es sich enger als jemahls mit der Königinn von Ungarn und dem Könige von England verbunden habe. Im Januar, (1745,) war zu Warschau ein erneuerter Vertrag, zwischen diesen drey Mächten und den General-Staaten, zu Stande gekommen, wel-

cher die öffentliche Tendenz hatte: Frieden und gute Ordnung in Europa, besonders dem Deutschen Reiche, wieder herzustellen. Insgeheim war dieser Vergleich aber, — wie Friedrich erfuhr und durch die Abschrift, welche er sich davon zu verschaffen wußte, überzeugt wurde, — hauptsächlich gegen ihn gerichtet und zielte ganz eigentlich auf die Wiedereroberung Schlesiens ab.

In diesem Bündnisse verpflichtete sich der König von Pohlen, als Kurfürst von Sachsen, gegen eine Subsidie von hundert und funfzig tausend Pfund Sterling, welche die Seemächte zahlen sollten, zur Beschützung Böhmens dreyßig tausend Mann zu unterhalten. Dagegen versprachen die übrigen Bundesgenossen, ihm, wenn er angegriffen werden sollte, mit ihrer ganzen Macht beyzustehen, ihm auch einen Antheil an den Eroberungen zu geben, welche sie, unter dem Beystande Gottes, zu machen dachten.

Der König von Pohlen bemühete sich, — wiewohl vergebens, — die Republik Pohlen zur Theilnahme an diesem Bündnisse zu bewegen. Auch Rußland wurde dazu aufgefordert,

und überhaupt wurde allen Königen, so wie allen Fürsten und Ständen des Deutschen Reichs, die Theilnahme an demselben, als pflichtmäßig, ans Herz gelegt.

Zugleich mit den öffentlichen Artikeln dieses Vertrags wurden dem Könige von Preußen von dem Französischen Gesandten in Pohlen, dem Grafen von St. Severin, auch die geheimen Artikel mitgetheilt, welche ganz eigentlich auf die Wiedereroberung Schlesiens abzweckten.

In Folge dieser sollte der König von Pohlen kräftig zu diesem Zwecke mitwirken und dafür, wenn die Wiedereroberung, wie man nicht zweifelte, gelungen seyn würde, die Fürstenthümer Glogau und Sagan erhalten. Dagegen entsagte August der Dritte allen Ansprüchen auf die Kaiserwürde, und versprach, seine Wahlstimme dem Gemahle der Königinn von Ungarn zu geben.

Durch diese Verabredung wurde Friedrich sehr empfindlich, besonders gegen den König von Pohlen und seinen Minister, gereizt. Er forderte ihnen eine entscheidende Er-

klärung ab: ob die Sächsische, in Böhmen stehende, Armee auch offensiv gegen die Preußischen Besitzungen agiren werde.

Der Graf Brühl suchte dieser bestimmten Antwort auszuweichen, und redete von Beobachtung der Neutralität; jedoch in so umwundenen und auf Schrauben gestellten Ausdrücken, daß der König dadurch nur noch mehr gereizt, und noch mehr geneigt gemacht wurde, alles Ueble von ihm zu erwarten. Er erfuhr nun noch, daß der Graf Brühl so eben einen Bevollmächtigten nach Wien gesandt habe, um die Angelegenheit wegen der, in dem geheimen Artikel des Warschauer Bündnisses festgesetzten, Theilung Schlesiens völlig aufs Reine zu bringen; auch bey dieser Gelegenheit für sich selbst das Fürstenthum Teschen zu bedingen, wozu ihm von Seiten Oesterreichs bereits Hoffnung gemacht seyn sollte.

Dies veranlaßte ihn endlich, dem Sächsischen Hofe erklären zu lassen: daß, dafern seine Truppen Schlesien betreten würden, er sich für angegriffen erkennen und Gleiches mit Gleichem vergelten würde. Nur so lange könn-

ten sie erwarten, als Vertheidigungstruppen behandelt zu werden, als sie sich auf die Vertheidigung Böhmens einschränken würden.

Indessen hatten die Beschwerden des Feldmarschalls von Schmettau doch an dem Hofe Ludewigs des Funfzehnten die Besorgniß erregt, daß der König von Preußen, über die Nichterfüllung des Vertrags unmuthig, denselben durch einen Separat-Frieden wieder verlassen möchte. Man sandte daher den Marschall von Belle-Isle an ihn, um jenen übeln Eindruck auszulöschen und den Plan zu dem bevor stehenden Feldzuge zu verabreden.

Belle-Isle war von München nach Cassel gegangen, und hatte sich von hier aufgemacht, um den König von Preußen in Berlin aufzusuchen.

Er wählte den Weg am Fuße des Harzgebirges hin, ungeachtet dieser bey weitem der beschwerlichste war, und man ihn in Cassel gewarnt hatte, gegen die Hannoveraner auf seiner Hut zu seyn. Der Marschall hielt es seiner Würde zuwider, auf diese Warnungen zu achten. Weit entfernt, zu glauben,

daß man es wagen werde, Hand an ihn zu legen, glaubte er dem Könige von England zeigen zu müssen, daß er ihn nicht fürchte.

Wie sehr wurde er daher überrascht und in Erstaunen gesetzt, als zu Elbingerode, einem Hannöverischen Städtchen am Harze, der Postmeister an den Wagen trat und ihm den Paß oder seinen Degen abforderte. Er war gefangen und wurde von Hannöverischen Dragonern nach Duderstadt, und von hier nach Stade geführt.

Diese Begebenheit machte viel Aufsehen in ganz Europa und wurde von dem Könige von Frankreich als eine empfindliche Beleidigung aufgenommen. Nach eben dem Verhältnisse groß war der Triumph, welchen seine Gegner darüber empfanden. Aller Protestationen ungeachtet wurde er, als ein Gefangener, nach England geführt. Hier blieb er einige Monathe, bis er, nach der Schlacht bey Fontenai, ausgewechselt wurde.

Von allen Seiten her hatte man sich indessen zur Fortsetzung des Kriegs auf das kräftigste gerüstet. Je mehr die Eröffnung des

Feldzugs, (im Jahre 1745,) heran nahete, desto mehr schienen ein neuer Muth und neue Thätigkeit alle streitende Parteyen zu beleben.

Selbst der junge Kurfürst von Baiern, so mißlich seine Lage auch war, bezeigte sich entschlossen, das Glück, das seinen Vater so übel behandelt hatte, für sich noch ein Mahl auf die Probe zu stellen. Er widerstand den Zuredungen seiner Mutter und den Vermittelungsvorschlägen des Sächsischen Gesandten, und erklärte: er werde keine Anträge zu einem Frieden machen und anhören, an welchem seine Bundesgenossen keinen Antheil nähmen.

Diese Entschließung und dieser Muth waren größten Theils das Werk der Französischen Beredtsamkeit. Der Kurfürst war ein Jüngling von noch nicht völlig siebzehn Jahren; also in den Händen derer, die seine jugendliche Phantasie zu leiten verstanden. Auf die prächtigen Verheißungen des Französischen Gesandten sich verlassend, hoffte er die seinem Vater erwiesene Schmach zu rächen, und wenigstens einen Theil von dem noch wieder zu erobern, um dessen Gewinn sein Vater mehr als Ein

Mahl sein ganzes Erbe, und mit diesem seine Ruhe und sein Leben, aufs Spiel gesetzt hatte.

Der Französische Feldherr der für seinen Beystand bestimmten Truppen kam nach München, um mit dem Kurfürsten den Operations-Plan für den nächsten Feldzug zu verabreden. Es wurde beschlossen, mit dem Ende des Mayes die Ausführung desselben zu beginnen.

Bey dieser Verabredung hatte man freylich den Feind nicht mit zur Berathung gezogen, also auch dessen Zustimmung nicht erhalten. Schon im März rückte der Graf Bathiany, mit zwölf tausend Mann, von Braunau und Schärdingen her; überfiel die, in ihre Cantonirungen vertheilten, keinen Angriff erwartenden, Truppen der Baiern; verhinderte ihre Vereinigung mit den Franzosen; wandte sich endlich gegen diese und schlug sie, (bey Pfaffenhofen, am 15ten April 1745,) völlig in die Flucht.

Mit dem Verluste ihres Geschützes und Gepäckes und von den Oesterreichern unablässig verfolgt, zog sich der Französische Feldherr, in der größten Unordnung, nach Schwa-

ben zurück und überließ, seiner großen und sichern Verheißungen uneingedenk, Baiern und den Ueberrest der Armee des Kurfürsten dem siegreichen Feinde.

Jetzt sah der Kurfürst, daß er von seinem Schicksale und seinen Bundesgenossen nicht mehr zu erwarten hatte, als sein Vater. Seine Hauptstadt und sein ganzes Land waren wieder in den Händen des Feindes. Die Franzosen, die ihm neue Eroberungen versprochen hatten, waren geschlagen und vertrieben, und vor der Hand wenigstens war keine nachdrücklichere Unterstützung von ihnen zu erwarten.

Der König von Preußen mußte seine ganze Kraft aufbieten, um seine eignen Staaten, gegen einen übermächtigen Feind, zu sichern. Seine übrigen Bundesgenossen waren noch weniger fähig, ihn mit Nachdruck zu unterstützen und seinen Feinden das erhaltene Uebergewicht zu entreißen. Er hatte seine Residenz und seine Staaten verlassen müssen und lebte zu Augsburg, als ein Flüchtling, der erwarten mußte, im Kurzem überall keine bleibende Stätte mehr zu finden.

Diese Vorstellungen erschütterten den Muth des Jünglings. Er sah jetzt nur die Rettungslosigkeit seiner Situation und überließ sich einer gänzlichen Verzweiflung an seinem Schicksale.

In dieser Gemüthsstimmung nahete sich ihm der Graf von Seckendorf, der, seit dem Tode des Kaisers, seine Befehlshaber-Stelle und den Hof des Kurfürsten verlassen hatte. Er nahete sich als ein Freund und Vertrauter seines Vaters; äußerte ihm, als solcher, Theilnahme an seiner Lage; und zeigte ihm die Aussicht, durch einen billigen Frieden wieder zu dem Besitze seiner Erbländer und zur Ruhe zu gelangen.

Mit Freuden ergriff jetzt der Kurfürst diesen Antrag. Seckendorf unterzog sich nun, wie er äußerte, allein aus reiner Anhänglichkeit an das Haus Baiern und die Person des Kurfürsten, der Vermittelung. Durch seine Betriebsamkeit wurden zu Fueßen, zwischen dem Fürsten von Fürstenberg, als Baierschem, und dem Grafen Colloredo, als Oesterreichischem Abgeordneten, geheime Friedensunterhandlungen eröffnet; und in wenig Tagen war der Friede wirklich zu Stande gebracht.

Am 22sten April unterzeichneten die Bevollmächtigten bereits die Präliminar-Artikel, durch welche die Königinn von Ungarn dem Kurfürsten seine von ihr eroberten Erbländer zurück gab; der Kurfürst von Baiern aber allen Ansprüchen an die ihrigen entsagte und dem Großherzoge von Toscana seine Wahlstimme für die Kaiserwürde versprach.

Der Kurfürst bezeigte sich sehr dankbar gegen den Grafen von Seckendorf für die Vermittelung dieses Vertrags, der seine Erwartungen bey weitem übertraf. Nicht so zufrieden waren die Bundesgenossen des Kurfürsten mit ihm. Sie beschuldigten ihn, er sey von Oesterreich bestochen worden, um einen Friedensschluß zu Stande zu bringen, womit er doch dem Kurfürsten von Baiern eine wahre Wohlthat erzeigte. Keiner der Bundesgenossen konnte bey der Fortsetzung des Kriegs, mit Zuversicht garantiren, was ihm dieser Separat-Friede gewährte. Und wenn der König von Preußen ihm Vorwürfe darüber machen ließ, so verdiente er allerdings, — wie der Kurfürst anstatt der Rechtfertigung wirklich ge-

than haben soll, — von ihm an den Breslauer Frieden erinnert zu werden.

Der Friede zu Fueßen trennte die, ohnehin bereits gelöst'e, Frankfurter Union völlig. Pfalz und Hessen-Cassel erklärten sich für die Neutralität, welche das Deutsche Reich während dieses ganzen Kriegs behauptet hatte. Die Königinn von Ungarn behielt daher, auf dieser Seite, keine Gegner weiter, als die Könige von Frankreich und Preußen, deren Bekämpfung ihr jetzt, in der Verbindung mit ihren Bundesgenossen, Enaland, Sachsen und Holland, ein leichtes zu seyn schien.

14.

Noch engere Verbindung Oesterreichs und Sachsens, (zu Leipzig,) gegen Preußen Eröffnung des Feldzuges in Schlesien Schlacht und Sieg des Königs bey Striegau oder Hohen-Friedberg. Beyde Heere ziehen sich nach Böhmen. Gegenseitige feindselige Plane Sachsens und Preußens. Hannöverische Convention. Friedrichs Rückzug aus Böhmen. Schlacht und Sieg bey Sorr. Ende dieses Feldzuges.

Mit der Annäherung des neuen Feldzuges war nun auch die nähere besondere Verbindung zwischen Oesterreich und Sachsen zur Vollendung gediehen, und ganz eigentlich und ausschließlich gegen den König von Preußen gerichtet.

Die Königinn von Ungarn schränkte ihre Entwürfe, in dieser Verbindung, nicht mehr auf die Wiedereroberung Schlesiens ein, — welche ihr jetzt bereits so gut als vollendet schien. — Sie wollte Genugthuung für das Vergangene haben und deßhalb den kleinen übermächtigen und unruhigen König von Preußen völlig demüthigen; — ihn wieder in die Schranken eines Reichsfürsten zurück weisen,

in welchen er sich vor der Erwerbung der Königswürde gehalten hatte.

Sachsen stimmte mit diesem Plane völlig überein und versprach die kräftigste Mitwirkung. August der Dritte empfand gegen Friedrich den Neid und die Eifersucht, mit welchen beschränkte Köpfe große Geister gewöhnlich verfolgen; und der Graf von Brühl haßte den König persönlich und war ein bereitwilliger Diener des Hauses Oesterreich.

Diese gleichartigen Gesinnungen erleichterten die Uebereinkunft ungemein, welche zu Leipzig, (den 18ten May 1745,) zu Stande gebracht wurde. Beyde verbanden sich dahin: die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis der Zweck dieser Vereinigung erreicht sey. Außer Schlesien und der Grafschaft Glatz sollten dem Könige auch noch das Herzogthum Magdeburg, der Saalkreis, das Fürstenthum Crossen und mehrere andere bezeichnete Districte entrissen und unter die Verbündeten verhältnißmäßig vertheilt werden

Nach dieser Verabredung setzten sich beyde Heere in Bewegung, die Ausführung derselben

zu beginnen. Der König von Preußen war gerüstet und erwartete ihren Angriff. Er hatte sein Heer durch Ruhe und Pflege gestärkt und durch beträchtliche Truppen-Vermehrungen ergänzt. Für den Unterhalt desselben, während des Feldzuges, war reichlich gesorgt; guter Muth und Streitbegierde belebten das Heer; es harrte des Königs, um durch ihn zu neuen Siegen geführt zu werden.

Der König, durch die Erfahrungen des vorigen Feldzüge belehrt, reis'te mit dem festen Vorsatze, (am 15ten März,) von Berlin zur Armee ab: in diesem Feldzuge die Fehler wieder gut zu machen, welche er, wie er selbst am hellesten erkannte und sich am lebhaftesten vorwarf, in dem vorigen begangen hatte.

Ehe er diesen neuen Feldzug begann, hatte er seine Lage reiflich überdacht und seinen Plan genau entworfen. Von Rußland durfte er zwar, für diesen Feldzug, ebenfalls keinen Beystand erwarten, aber auch keine Theilnahme an den Feindseligkeiten gegen ihn befürchten. In England war, durch den Minister-Wechsel, eine glückliche Veränderung der polit-

schen Gesinnungen der Regierung gegen ihn hervor gebracht. Man machte sich gegenseitig freundschaftlichere Aeußerungen; und es schien, als ob eine Annäherung nicht mehr fern seyn könne.

Bey dem allen stand der König allein, gegen einen überlegenen zwiefachen Feind. Der König von Frankreich nannte sich zwar nach seinen Bundesgenossen und legte, seiner Seits, eine nicht geringe Wichtigkeit auf seinen Beystand: allein dem Könige von Preußen kam davon wenig oder gar nichts zu Gute. Ludewig der Funfzehnte war in den Niederlanden so beschäftigt, daß er für anderweitige Ereignisse wenig Aufmerksamkeit, für seinen Bundesgenossen keinen Beystand übrig hatte. Der König von Preußen machte zwar Anforderungen darauf; sah aber bald, daß sie unwirksam blieben.

Er wiederhohlte sie dennoch in der Folge mehrere Mahl und dringend; und nun brachte man ihm den Sieg bey Fontenai und die Eroberung der Festung Doornik in den Niederlanden als einen bundesmäßig geleisteten Beystand und eine wichtige Diversion in Rechnung.

Friedrich schrieb dem Könige von Frankreich, daß dieser Sieg zwar ruhmvoll und für Frankreich nützlich seyn möchte, für ihn aber eben so wenig gewirkt habe und wirken könne, als ein Sieg an den Ufern des Scamanders oder die Eroberung von Peking.

Diesen Einfall empfand nun Ludewig wieder übel und antwortete in einem hohen Tone, der dann wieder die Empfindlichkeit Friedrichs reizte. So entstand eine Kälte zwischen beyden Bundesgenossen, welche eine nahe Auflösung des Bündnisses anzukündigen schien.

Indessen waren die Feindseligkeiten zwischen den Preußen und Verbündeten, gleich nach der Ankunft des Königs bey der Armee, wieder begonnen. Die Ungarischen Insurgenten waren zuerst, von dem Schlesischen Gebirge her, wieder eingedrungen und hatten den so genannten kleinen Krieg, mit vieler Lebhaftigkeit, unterhalten. Beyde Theile hatten dabey wenig gewonnen, wiewohl einige wichtigere Actionen zur Ehre der Preußen ausgefallen waren.

Der Plan der Oesterreichischen Feldherren ging dahin: durch die Neckereyen, von Ober-Schlesien her, den König von Preußen zu verleiten, daß er wenigstens einen beträchtlichen Theil seines Heeres dorthin senden, wohl gar von dort her den Hauptangriff erwarten sollte.

Dieser Anschlag der List entging indessen dem scharfsichtigen Auge Friedrichs nicht. Er erkannte, aus der Art, wie sie ihre Magazine anlegten, und den Sammelplätzen für ihre Linien-Truppen, ihre Absicht, und beschloß, Hintergehung mit Hintergehung zu vergelten.

So bald die Oesterreichischen und Sächsischen Heere, von Königinnengrätz und von Bunzlau her, sich bey Trautenau vereinigt hatten, befahl er dem Markgrafen Karl von Baden, der, mit zwölf tausend Mann, in Ober-Schlesien stand, sich zurück zu ziehen und den eindringenden Feinden diese Provinz ganz zu überlassen. Zugleich sandte er den Truppen-Abtheilungen der Generale Winterfeld und du Moulin den Befehl, sich von Landshut nach Schweidnitz zurück zu ziehen und überall die Sage zu verbreiten: daß er die Absicht habe, sich unter den Ka-

nonen von Breslau zu lagern. Als Ursache wurde angegeben, daß er sich zu schwach fühle, einem überlegenen Feinde zu widerstehen; daß sein Heer muthlos, und er schon deßhalb außer Stande sey, etwas entscheidendes zu wagen.

Um den Oesterreichischen Feldherrn recht sicher zu täuschen, bediente sich der König des eignen Spions desselben. Dieser Mensch, ein Italiäner, trieb dieses Handwerk, wie dem Könige bekannt war, für beyde Armeen; — war indessen dem Prinzen Karl hauptsächlich ergeben, und bey ihm ganz eigentlich, in dieser ehrenvollen Qualität, im Dienste. Der König ließ ihn ansehnlich beschenken und zugleich auftragen: er möge dem Könige Nachricht geben, wenn das Oesterreichische Hauptheer aus dem Gebirge hervor kommen würde. Zugleich wurde ihm zu verstehen gegeben: der König wünsche diese Nachricht zu erhalten, um sich in Zeiten mit Sicherheit zurück ziehen zu können. Der Spion nahm diese Eröffnung um so mehr für zuverlässig an, da er bemerkte, daß die Wege, nach Breslau zu, mit vieler Thätigkeit von den Preußen ausgebessert wurden.

Für diese wichtige Nachricht war auch von dem Oesterreichischen Feldherrn eine reiche Belohnung zu erhalten; daher eilte der Spion, sie ihm zu überbringen.

Die Oesterreichischen Feldherren fanden diese Absicht des Königs um so weniger unwahrscheinlich, da sie ihn für schwächer hielten, als er war, und von dem Rückzuge der kleinern Truppen-Abtheilungen bereits Nachricht erhalten hatten. Das Heer setzte sich daher zum Vorrücken in Bewegung und drang, (am 25sten May,) von Landshut her, aus dem Gebirge vor.

Der König zog sich nach Reichenbach und, von da, über Schweidnitz, wo er sich mit Winterfeld und du Moulin vereinigte, in die Ebenen von Striegau zurück.

Hier beschloß er den Feind zu erwarten, und ihm eine entscheidende Schlacht zu liefern. Er ließ zu dem Ende einige Anhöhen umher vortheilhaft besetzen, die Wege genau erkunden und ausbessern, und überhaupt jede Maasregel treffen, welche ihm den Angriff erleichtern und den Sieg sichern konnte.

Indessen näherten sich der Prinz Karl und der Herzog von Weißenfels, über Reichenau und Hohen-Hennersdorf, und lagerten sich, (am 3ten Junius,) auf den Anhöhen zwischen hier und Hohen-Friedberg. Die Feldherren übersahen aus ihrem Haupt-Quartiere von diesem Dorfe aus, die ganze Ebene, bemerkten aber nur kleine Abtheilungen der Preußen. Das Heer war theils von einem Gehölze, theils von Erdwällen, die zu diesem Zwecke aufgeworfen waren, bedeckt.

Immer noch von der Vorstellung begleitet, daß die Preußen, schwach und muthlos, nur auf ihren Rückzug bedacht wären, rechneten die Oesterreicher nicht darauf, bey fernerm Vordringen einen erheblichen Widerstand zu finden. Die Feldherren beschlossen: der Vortrab solle am andern Tage die in Schweidnitz befindlichen Magazine wegnehmen, indeß der Herzog von Weißenfels, mit seinen Sachsen, sich Striegau's bemächtigen wollte. Als das nächste Unternehmen bestimmte man dann: die Belagerung Glogau's.

Während man hier, mit der vollkommensten Zuversicht eines glücklichen Erfolgs, diese Unternehmungen für den andern Tag verabredete, entwarf der König von Preußen den Plan der Schlacht, wodurch er die Oesterreicher, noch vor Sonnen Aufgang, aus dem Schlafe zu wecken beschlossen hatte. Er beobachtete die Stellung des Feindes; untersuchte selbst alle Abtheilungen seiner Armee, bis auf die Vorposten; und gab dann die Befehle zum Aufbruche und zur Postirung der Armee zum sichern und kräftigern Angriffe des Feindes.

Abends um acht Uhr brach das Heer aus seinem Lager auf und zog, in größter Stille, bis an die Brücke über dem Flusse, in der Nähe der Stadt. Um Mitternacht war der Kopf des Heeres bey der Brücke angelangt. Der General dû Moulin hatte sich mit seinem Corps auf einem Felsen vor der Stadt postirt. Alle Truppen-Abtheilungen waren beysammen. Man erwartete, in feyerlicher Todtenstille, die Annäherung des Morgens und die Losung zur Schlacht.

Es war eine schauerliche Nacht. Viele tausend Wachfeuer schimmerten umher; die Oesterreicher und Sachsen hatten sich, von dem Marsche ermüdet, der Sicherheit und dem Schlafe überlassen. Tausende, dem nahen Tode geweiht, ahneten nicht, daß er der letzte Schlummer sey, den das eiserne Verhängniß ihnen bestimmt hatte.

Um zwey Uhr in der Nacht versammelte der König die Anführer seines Heeres und theilte ihnen den Entwurf zu der Schlacht mit. Einer Aufmunternng zur Tapferkeit bedurfte es für sie so wenig, als für ihre Truppen. Alle wünschten zu kämpfen; denn alle waren gewiß, zu siegen.

Jeder Anführer war wieder auf seinen Posten zurück gekehrt; und nun ging das Heer über den Fluß, defilirte bey Striegau vorüber und ordnete sich für die Schlacht. Der Morgen grauete; und nun kam auch die Nachricht, daß man die Annäherung feindlicher Truppen wahrnehme. Es waren die Sachsen, die sich in Bewegung setzten, um Striegau zu erobern. Sie erstaunten, als sie sich angegriffen sahen

und von dem Felsen herab, den dû Moulin besetzt hatte, die Vier- und -zwanzig-Pfünder ihre Reihen zerstörten.

Noch hatten sie sich von ihrer Bestürzung nicht erhohlt, als die Preußische Reiterey, mit unglaublicher Gewalt, die Sächsische angriff und nach einem kurzen Widerstande zurück warf. Die Preußischen Grenadiere drangen dann, mit gesenktem Bajonette, auf die Sächsische Infanterie ein. Es entstand ein fürchterliches Morden. Die Sachsen vermochten der Tapferkeit und Erbitterung der Preußen nicht länger zu widerstehen. Unordnung und Zurückweichen wurden allgemein.

So war hier ein völliger Sieg erfochten; und noch sah der linke Flügel der Preußischen Armee noch keinen Feind vor sich.

Die Oesterreicher eilten zwar herbey, so bald die Nachricht von dem Angriffe der Preußen zu ihrem Anführer gelangt war; allein sie fanden ihre Bundesgenossen bereits fliehend und den Sieg über dieselben für den Feind entschieden. Dennoch warfen sie sich ihm mit Ungestüm und dem Vorsatze, zu siegen, entgegen.

Ein neues, doch nicht so schreckliches, Morden begann. Die Garde des Königs drang, mit gefälltem Bajonette, unwiderstehlich auf die Oesterreichischen Grenadiere ein. Der rechte Flügel der Preußischen Infanterie durchstreifte Moräste und Gebüsche, um das Oesterreichische Heer zu überflügeln. Die Reiterey unterstützte sie und warf alles vor sich nieder. Die Oesterreicher wichen, aber vertheidigten sich mit Muth und Beharrlichkeit. Endlich drang eine Abtheilung der Preußischen Reiterey, unter Anführung des Generals Geßler, mit unwiderstehlichem Ungestüm, auf den Feind ein und zerrüttete seine Linien. Unordnung und Flucht verbreiteten sich von hier aus durch das ganze Heer. Geßler machte mit seiner Abtheilung allein gegen vier tausend Gefangene; der Todten deckte eine verhältnißmäßig große Zahl das Schlachtfeld.

Oesterreicher und Sachsen flohen nun gemeinschaftlich dem Gebirge zu. Der Sieg war errungen. Die Preußen zählten an sieben tausend Gefangene und vier tausend feindliche Todte. Bey weitem die meisten der Todten waren Sachsen.

Nie wurde vielleicht mit mehr Erbitterung gefochten, als zwischen den Preußen und Sachsen in dieser Schlacht. Die Preußen konnten es diesen nicht verzeihen, daß sie, ihre Nachbarn, Protestanten, die ehemahls mit den Preußen fochten, jetzt wider sie kämpften. Die Sachsen unter der Preußischen Armee kämpften mit noch erhöheter Wuth gegen ihre Brüder. So zeigte diese Schlacht Scenen, die nur Schauder und Empörung erregen können; von welchen daher die Geschichte ihr Auge abwendet, indem sie dieselben mit dem Schleyer der Vergessenheit bedeckt.

„Dies war die dritte Schlacht, welche geliefert wurde, um zu entscheiden, wem Schlesien zugehören sollte; und es war nicht die letzte. Wenn die Fürsten um Provinzen spielen, so sind die Unterthanen die Marken, mit denen sie bezahlen.“ *)

Die Tapferkeit der Preußischen Armee hatte sich in dieser Schlacht in ihrem schönsten Glanze gezeigt. Kein Corps war zum Weichen ge-

*) Eigne Worte Friedrichs des Zweyten.

bracht. Von vier und sechzig Bataillons hatten nur sieben und zwanzig gefochten, und diese hatten den Sieg erfochten.

Die Oesterreicher sahen sich nun, für jetzt wenigstens, genöthigt, auf die Wiedereroberung Schlesiens Verzicht zu leisten und sich nach Böhmen zurück zu ziehen. Doch gab weder der Oesterreichische Feldherr noch die Königinn von Ungarn ihren Plan ganz auf. Der Prinz Karl forderte Verstärkung, um, mit desto überwiegender Kraft, wieder vorzudringen. Da er dieselbe indessen nicht so bald erhielt, als er wünschte, mußte er sich begnügen, in Böhmen, bey Königinngrätz, ein Lager zu beziehen, um das Eindringen der Preußen, in das Herz dieses Königreichs, zu verhindern.

Der König von Preußen folgte ihm mit seinem Heere auf dem Fuße nach und lagerte sich ihm gegen über. Seine Absicht war: die Schlesische Grenze zu decken, in Feindes Lande zu leben, und diesen Theil desselben so auszuzehren, daß es der feindlichen Armee unmöglich gemacht werde, ihre Winter-Quartiere in diesen Gegenden zu beziehen.

In dieser Absicht ging das Bestreben des Königs dahin, in den möglichst vortheilhaften Stellungen sich so lange als möglich in Böhmen zu halten. Offensiv zu agiren, war nicht in seinem Plane. Der vorige Feldzug hatte ihn belehrt, wie schwierig und gefahrvoll es sey, in diesem Lande einen Eroberungskrieg zu führen.

Auch Prinz Karl wagte es nicht, da er noch immer vergebens auf die Verstärkung hoffte, um welche er nicht aufhörte, auf das dringendste anzuhalten. Man war in Wien jetzt so sehr mit der Kaiserwahl beschäftigt, daß man nicht Zeit übrig hatte, für die Armeen und deren Unterstützung zu sorgen.

Beyde Heere begnügten sich daher, sich gegenseitig zu beobachten und zu beunruhigen. Die Hauptsorge des Königs ging dahin, sich die Zufuhr zu sichern; und die des Prinzen von Lothringen, ihm die Zufuhr abzuschneiden. Täglich wurden Fouragirungen angestellt und Fouragirungen gestört. Bey diesen Neckereyen gewannen die Preußen manche kleine Vortheile über die Oesterreicher; doch ereignete sich, mehrere Monathe hindurch, nichts, was, in der

Uebersicht der merkwürdigsten Kriegsbegebenheiten, einer Erwähnung verdiente.

Um jedoch die Zeit nicht ganz ungenutzt vorüber gehen zu lassen, sandte der König den General Nassau, mit zwölf tausend Mann, nach Ober-Schlesien. Die Bestimmung dieser Truppen-Abtheilung war: die Ungarischen Insurgenten, welche dieses Land noch immer durchstreiften, zu vertreiben. General Nassau entledigte sich dieses Auftrags mit der bey ihm längst erprobten Einsicht und Tapferkeit. Er eroberte die Festung Cosel und trieb die Panduren und Croaten nach Mähren zurück.

Nunmehr langte endlich die Verstärkung bey dem Oesterreichischen Heere an, welche der Feldherr längst so sehnlich erwartet hatte. Einen Zuwachs erhielt es gleichwohl dadurch nicht, weil der Herzog von Weißenfels, mit dem größten Theile der Sachsen, sich von demselben trennte und nur sechs bis sieben tausend Mann zurück ließ.

Den bey weitem größten Theil des Hülfsheers führte er nach Sachsen zurück. Der Graf Brühl hatte diese Truppen zu einem Einfalle

in die Preußischen Staaten bestimmt. Er hatte eine Negotiation mit Baiern eröffnet, um sechs tausend Mann in Sold zu nehmen, welche zu eben dieser Unternehmung gebraucht werden sollten.

Der König von Preußen erhielt von diesem Plane Kenntniß und wurde aufs heftigste dadurch gereizt. Er beschloß nun, allen Versuchen, zur Wiederherstellung eines friedlichen Verhältnisses, durch friedliche Mittel, zu entsagen, und den König von Pohlen und seinen Minister empfinden zu lassen, was ihre hartnäckige Feindseligkeit verdiene.

Er erklärte ihnen und ganz Europa, durch ein öffentliches Manifest: er werde von nun an die Sachsen als seine Feinde behandeln; theils weil sie sich durch den Einfall in Schlesien als seine Feinde bewiesen hätten, theils weil die Königinn von Ungarn die Hülfstruppen des verstorbenen Kaisers eben so behandelt habe.

Um dieser Erklärung Nachdruck zu geben, mußte der Fürst von Anhalt bey Halle ein beträchtliches Truppen-Corps zusammen ziehen. Es hatte die Bestimmung: so bald der König

einen Offensiv-Krieg gegen Sachsen für gut finden würde, über die Grenze zu gehen und sich Leipzigs zu bemächtigen. Die Sachsen fürchteten dies, nach jener Erklärung, jeden Augenblick. Auch würde es jetzt wirklich geschehen seyn, wenn nicht die Negotiation und Unterzeichnung der Hannöverischen Convention noch einen Aufschub veranlaßt hätten.

Friedrich der Zweyte wünschte jetzt lebhafter als je, durch einen sichern Frieden den Zweck zu erreichen, den er durch einen unsichern Krieg zu erzwingen strebte. Sein Bundesgenosse bekümmerte sich immer weniger um ihn und sein Schicksal. Seine Feinde wurden immer mächtiger; der Kampf gegen sie erforderte eine immer höhere Anstrengung. Er sah ein, daß nur durch eine Ueberspannung der Kräfte seines Staats der Widerstand möglich war, und daß diese Ueberspannung eine Erschöpfung zur unvermeidlichen Folge haben müsse. Schon jetzt waren seine Finanzen erschöpft. Die neue Rüstung hatte nur durch außerordentliche Beyträge geschehen können, und diese außerordentlichen Beyträge konnten nicht oft mehr erneuert werden.

Nur durch Englands Vermittelung konnte er erhalten, was er für sich als Bedürfniß erkannte. Unabläßig war er daher bemüht gewesen, die gute Stimmung zu benutzen, welche das neue Ministerium in Rücksicht seiner geäußert hatte. Die Unterhandlungen, die in England eingeleitet waren, wurden zu Hannover fortgesetzt. Der König schwankte einige Zeit zwischen den Rathschlägen seines Englischen und denen seiner Hannöverischen Minister. Endlich siegte der erstere. Die Convention zwischen Preußen und England kam zu Stande und wurde, (den 26sten Julius,) zu Hannover unterzeichnet.

Die Grundlage dieses Vergleichs war der Breslauer Friede. Der König von England machte sich verbindlich, die Anerkennung und Sicherung desselben bey den Europäischen Mächten zu bewirken. Dagegen verpflichtete sich der König von Preußen, dem Großherzoge Franz seine Stimme zur Kaiserwahl zu geben.

Der König von England bemühte sich nun recht ernstlich, der übernommenen Verbindlichkeit eine Genüge zu leisten. Er wandte sich zunächst an die Königinn von Ungarn und den

König von Pohlen und forderte sie zur Theilnahme an der mit dem Könige von Preußen geschlossenen Convention auf.

Allein dieser Antrag hätte bey Maria Theresia keinen ungünstigern Zeitpunct treffen können, als gerade diesen. Sie war jetzt dem Augenblicke nahe, in welchem sie die Kaiserkrone auf dem Haupte ihres Gemahls sehen sollte. Die meisten Deutschen Reichsfürsten schlossen sich wieder, mit der gewohnten Unterwürfigkeit, an Oesterreich an. Die Idee, daß sie jetzt, auf dem Gipfel des Glücks, einer so schönen Provinz freywillig entsagen, da sie die Kaiserkrone wieder an ihr Haus gebracht hatte, nicht auch Schlesien wieder damit verbinden sollte, — war ihr unerträglich. Sie verwarf die Hannöverische Convention unbedingt; und Sachsen, durch den Leipziger Vertrag gefesselt, ebenfalls.

Einige Aeußerungen, welche sich die Königinn von Ungarn entfallen ließ, verriethen eine hohe Empfindlichkeit gegen die Person des Königs von Preußen, welche ebenfalls ihren Antheil an der beharrlichen Zurückweisung der Vergleichsvorschläge ihres Bundesgenossen haben mochten.

In dieser Gemüthsstimmung konnten die fortgesetzten Ermahnungen zum Frieden nur einen Reiz zur kräftigern Betreibung des Krieges bewirken. Nur ein entscheidender Sieg konnte sie von diesem lästigen Zudringen Englands befreyen. Ein Sieg, durch welchen die ohnehin geschwächte Preußische Macht völlig zu Grunde gerichtet wurde, mußte ihr den Weg nach Schlesien wieder eröffnen, und die Wiedereroberung Schlesiens mußte den gültigsten Grund zur Ablehnung aller Friedensanträge gewähren. Der Prinz von Lothringen erhielt daher Befehl, wieder offensiv zu verfahren und den König zu einer Feldschlacht zu nöthigen.

Prinz Karl, dessen Neigung dieser Befehl völlig entsprach, säumte nicht, ihn zu befolgen. Er suchte sich in den Besitz der Stadt Neustadt zu setzen, um dadurch dem Könige die Zufuhr abzuschneiden und ihn, auf diese Weise, zur Veränderung seiner Stellung zu bewegen.

Mehrere Versuche mißlangen; endlich mußte sich der Ort ergeben, weil man ihm das Wasser abschnitt. Der König brach nun auf, ging bey Jaromirs über die Elbe, um sich allmäh-

lig nach Schlesien zurück zu ziehen. Seine Lage hatte ihn genöthigt, so viele kleine Truppen-Abtheilungen von seinem Heere abzusondern, daß ihm kaum achtzehn bis neunzehn tausend Mann übrig waren. Mit diesem kleinen Heere hielt er es nicht für rathsam, gegen einen weit überlegenern Feind sich in das gefährliche Spiel einer Schlacht einzulassen. Den Prinzen Karl hingegen bestimmten Befehl und eigne Neigung, ihn nicht ungeschlagen entkommen zu lassen. Er folgte ihm, bis in die Gegend von Studenz, wo der König ein Lager bezogen hatte.

Hier versuchte dieser vergebens, sich einige Zeit zu halten. Es fehlte an Allem, was zu der Subsistenz eines Heeres erfordert wird; besonders aber an Futter für die Pferde. Die zahlreichen leichten Truppen des Feindes machten die Fouragirungen äußerst beschwerlich. Sie konnten nie ohne eine Bedeckung von zehn bis zwölf tausend Mann geschehen, und nie konnte etwas erlangt werden, ohne daß darum nicht hätte gekämpft werden müssen.

Der König faßte daher den Entschluß, sich völlig nach Schlesien zurück zu ziehen.

Der 30ste September war zum Aufbruche bestimmt. Die Generale waren, am Morgen dieses Tages, bey dem Könige versammelt, um die Anweisung zum Marsche zu erhalten, — als ein Officier die Nachricht brachte, daß man feindliche Truppen wahrnehme, welche sich, dem Lager gegen über, in Schlachtordnung zu stellen schienen.

Und so war es auch in der That. Der Prinz Karl hatte beschlossen, den König nicht ungeschlagen abziehen zu lassen. Er hatte alle Aussicht zu einem Siege, weil er an Anzahl weit überlegen und durch das Terrein begünstigt war.

Die Stellung des Königs hingegen war sehr unvortheilhaft. Daß er sich entschließen werde, hier zu schlagen, war dem Oesterreichischen Feldherrn sehr unwahrscheinlich. Wollte er einer Schlacht entgehen, so konnte er dies nur auf zwey Wegen. Beyde zogen sich durch Vertiefungen, die von den benachbarten Anhöhen beherrscht wurden. Ihn hierin anzugreifen, mußte sehr vortheilhaft für die Angreifenden ausfallen. Dahin ging also auch der Plan des Oesterreichischen Feldherrn.

Allein der König erkannte dies eben so gut, als seine Feinde. Er wollte daher lieber eine Feldschlacht wagen, als diesen gefahrvollen Rückzug unternehmen. Er rechnete dabey auf Fehler seines Gegners, auf sein Glück und, vor allem, auf die Tapferkeit seiner Soldaten.

Und in der That haben sie dieses Vertrauen fast nie glänzender gerechtfertigt, als an diesem unvergeßlichen Tage, in dem Treffen bey Sorr. Sie mußten ihre Schlachtordnung unter den Kanonen des Feindes formiren; sie konnten sie nur auf einem Terrein bilden, welches Gebüsche, Anhöhen, Vertiefungen und Hohlwege zu diesem Zwecke, wie zu jeder Bewegung, fast ganz unfähig machten. Dennoch überwanden ihr Muth und ihre Geschicklichkeit alle diese Hindernisse. Mit beyspielloser Gewandtheit machten sie die von dem Könige befohlne Schwenkung und verschafften sich dadurch eine vortheilhaftere und fast überlegene Stellung gegen den Feind. Eben so vortheilhaft wurden schnell einige Batterien aufgepflanzt und mit eben so vieler Geschicklichkeit als glücklichem Erfolge bedient. Die Reiterey der Preu-

ßen wurde zur rechten Zeit in Thätigkeit gesetzt, und wirkte um so entscheidender, da die Reiterey des Feindes, durch ihre übel gewählte Stellung verhindert, sich kaum bewegen konnte. Ein Reserve-Corps erschien ebenfalls, gerade in dem Augenblicke und gerade da, als und wo es mit dem größten Effecte wirksam werden konnte. — So war, nach einem fünfstündigen Kampfe, der Sieg für die Preußen entschieden. Flucht und Verwirrung wurden bey dem Feinde allgemein. Ueber sechs tausend Mann waren das Opfer, welches dieser Tag der Eitelkeit und dem Eigennutze der streitenden Mächte brachte.

Während die Preußen die Linien-Truppen der Oesterreicher in die Flucht schlugen, erstürmten die Oesterreichischen Husaren und Panduren das Preußische Lager und plünderten es aus. Das Gepäck, die Kanzley des Königs, die Kriegscasse gingen fast gänzlich verloren. Verluste dieser Art werden indessen, nach einem erfochtenen Siege, wenig geachtet. Die Ehre und die Wirkung des Sieges werden durch sie weder vernichtet noch geschmälert.

Der König ließ seinem Heere für die in der Schlacht gezeigte Tapferkeit öffentlich danken. Fünf Tage verweilte er noch mit demselben auf dem Schlachtfelde und setzte dann seinen Marsch nach Trautenau fort. Hier ließ er das Heer ruhen, bis die Lebensmittel völlig in der Gegend umher völlig aufgezehrt waren. Dann führte der König dasselbe nach Schlesien zurück, in die Winter-Quartiere; übergab dem Prinzen Leopold von Dessau das Commando und reiste nach Berlin.

Das Oesterreichische Heer bezog nun auch die Winter-Quartiere in Böhmen, in der Gegend von Königshofen. Allein diese Winterruhe war es wenigstens nicht für die Einwohner. Eine feindliche Armee würde sie sich zum Glücke haben rechnen können, an der Stelle dieser freundschaftlichen. Die wilden, undisciplinirten leichten Truppen plagten und drückten sie auf so mannigfaltige Weise, daß sie täglich Ursache hatten, diese Retter und Beschützer in die entfernten Gegenden zurück zu wünschen, aus welchen man dieses Raubgesindel zusammen gerafft hatte.

15.

Neuer Plan der Kaiserinn und des Königs von Pohlen zu einem Winter-Feldzuge gegen den König von Preußen. Friedrich kommt ihnen zuvor und rückt von der einen Seite in die Ober-Lausitz, (Sieg bey Hennersdorf,) von der andern in Kursachsen ein, (Besitznahme von Leipzig.) Abermahliger vergeblicher Friedens-Antrag des Königs und Vermittelungen. Eroberung der Lausitz und Sachsens. Schlacht und Sieg bey Kesselsdorf. Eroberung der Hauptstadt. Dresdener Friede.

Indem König Friedrich die einstweilige Waffenruhe dazu benutzte, um die Unterhandlungen von den verschiedenen Höfen zu einem dauerhaften Frieden neu zu beleben und die Hülfsmittel zu einem neuen Feldzuge, für den Fall, daß er nöthig seyn sollte, herbey zu schaffen; entwarfen seine Feinde einen neuen Operations-Plan, um ihn völlig zu Grunde zu richten. Die Verbündeten wollten ihn, von vier Seiten her zugleich, in seinen eignen Staaten angreifen und ihm, durch Ueberraschung und Uebermacht, eine wirksame Vertheidigung unmöglich machen.

Prinz Karl sollte nämlich mit dem Oesterreichischen Hauptheere aus der Lausitz, und der General Grün, mit einem vereinigten Oesterreichischen und Sächsischen Corps, aus Sachsen her, in die Mark eindringen und sich der Hauptstadt bemächtigen. Zu eben der Zeit würde dann der General Rutowsky, mit dem Sächsischen Hauptheere, die in der Gegend von Halle, unter dem Oberbefehle des Fürsten von Dessau, cantonirenden Preußen überfallen und zerstreuen; und eine vierte Truppen-Abtheilung in Schlesien einrücken.

Die Idee zu diesem Plane rührte von dem Grafen von Brühl her. Er war im höchsten Geheim von dem Sächsischen Generale Rutowsky ausgearbeitet und von Oesterreich gebilligt. Der Zeitpunct war nahe, in welchem er zur Ausführung gebracht werden sollte. Der Graf von Brühl rechnete so sicher auf das Gelingen und empfand seinen Triumph darüber schon so lebhaft, daß er ihn nicht ganz zu verbergen vermochte.

Brühl, der dem Könige von Preußen nie hold gewesen war, war jetzt, nach dem

Manifeste des Königs und durch dasselbe, auf das äußerste gegen ihn erbittert. Der König hatte darin von „schändlicher Treulosigkeit der Minister gesprochen, wodurch der König von Pohlen auf die strafwürdigste Weise hintergangen werde"; — und Brühl hatte dies auf sich gedeutet. Seine Rachbegierde erhöhete den Vorgenuß seines Triumphs, und ließ ihn denselben um so leichter und deutlicher gegen diejenigen verrathen, die einen Zutritt zu den kleinern Zirkeln seines Hauses genossen. So erhielt der Schwedische Gesandte, Wolfenstierna, Kenntniß von diesem Plane. Von diesem, der dem Könige von Preußen persönlich sehr ergeben war, erhielt ihn der Schwedische Gesandte am Berliner Hofe, Rudenskiöld, um ihn dem Könige mitzutheilen.

Der König erkannte die Größe der Gefahr, welche ihm in der Ausführung dieses Operations-Plans drohete, und entschloß sich in demselben Augenblicke, sie dadurch abzuwenden, daß er seinen Feinden, durch die Ausführung eines ähnlichen, zuvor käme.

Man weiß, daß er die Idee, Sachsen anzugreifen, schon längst gehegt hatte, und nur, theils durch sein inneres Widerstreben gegen einen seinem Gefühle nach in diesen Verhältnissen unnatürlichen Krieg, theils durch die Dazwischenkunft der Hannöverischen Convention, an der Ausführung verhindert war. Jetzt, wie es ihm schien, in den Stand der Nothwehr gesetzt, schwiegen alle andere Gefühle und Betrachtungen. Er hörte nur die Stimme der Selbstvertheidigung und erkannte die Nothwendigkeit, ihrem Rufe schnell zu gehorchen.

Der Angriffsplan war eben so schnell entworfen, als der Angriff beschlossen. Er selbst wollte, an der Spitze seines Hauptheers, von Schlesien her, durch die Lausitz gehen und hier dem Prinzen Karl die Spitze bieten. Zugleich sollte der alte Fürst von Dessau, mit den Truppen, welche in der Gegend von Halle cantonirten, nach Leipzig vordringen und sich, in dem Herzen von Kursachsen, mit dem Hauptheere vereinigen.

Indem der König sich mit den Anordnungen für dieses gefahrvolle und wichtige Unter-

nehmen beschäftigte, machte ihm der Russische Gesandte officiell bekannt: wie die Kaiserinn wünsche, er möge von dem Angriffe auf Sachsen abstehen; widrigen Falls sie sich genöthigt sehen würde, dem Könige von Pohlen den Beystand zu leisten, welchen die zwischen ihr und ihm bestehenden Verträge ihr zur Pflicht machten. Diese Drohung schreckte den König nicht. Sie reizte ihn nur zur Beschleunigung seines Unternehmens. Er beantwortete sie, auf eine seiner würdige Weise; traf die nöthigen Verfügungen zur Sicherung seiner Familie, der Cassen, der Landes-Collegien, für den Nothfall; ließ eine Besatzung von fünf tausend Mann in der Hauptstadt zurück; und reis'te, nachdem er eine dringende Aufforderung zum bundesmäßigen Beystande an den König von Frankreich gesandt hatte, (am 14ten November,) nach Schlesien ab.

So bald er angekommen war, setzte sich das Heer, dreyßig tausend Mann alter, versuchter und erprüfter Truppen, in Bewegung. Er suchte die Absicht gegen Sachsen zu verhehlen, und bemühete sich auf alle Weise, glaubend zu ma-

chen: als ob die Unternehmung gegen den Prinzen Karl, der noch in Böhmen stand, allein gerichtet sey.

Der Prinz Karl, der von den Preußen keine Kunde hatte, und der Meinung war, daß sie in ihren Winter-Quartieren der Ruhe pflegten, auch weder Lust noch Kräfte zu neuen Unternehmungen hätten, rückte ruhig, der Verabredung gemäß, in die Lausitz ein und breitete sich bis Lauban und Görlitz aus. Der König ließ nun auch sein Heer einrücken, ging bey Naumburg über den Queis und drang, drey Tage nach dem Prinzen Karl, in die Lausitz ein.

In dem Dorfe Hennersdorf traf der Vortrab der Preußischen Armee auf einige tausend Mann Sachsen, überwältigte sie, und machte den größten Theil derselben zu Gefangenen.

Dieser glückliche Anfang erregte eine allgemeine Bestürzung, welche sich sogar bis in die Armee des Prinzen Karl und bis zu dem Feldherrn selbst fortpflanzte. Er zog sein Heer schleunig aus den Cantonirungen zusammen. Der König von Preußen, der davon Nachricht

erhielt, rückte vor und schickte sich an, ihm eine Schlacht zu liefern. Allein der Prinz zog sich, in großer Eil und Unordnung, über Zittau und Gabel, nach den Böhmischen Gebirgen zurück. Die Preußen besetzten nun Görlitz und erhielten darin ein reiches Magazin und drey hundert Sachsen als Gefangene.

Dieser Rückzug der Oesterreicher war für die Preußen, an Ehre und Folgen, gleich dem glänzendsten Siege. Die Unternehmung der Verbündeten, auf die Preußischen Staaten, war dadurch vernichtet: die Preußen hatten in der Lausitz festen Fuß gefaßt und lebten auf fremdem Boden. Das Oesterreichische Heer hatte beynahe sein ganzes Gepäck und eine beträchtliche Anzahl Truppen durch Desertion verloren, war in Schrecken gesetzt und von den Sachsen völlig abgeschnitten.

Friedrich unterwarf sich nun ohne Widerstand die ganze Lausitz, bemächtigte sich noch eines großen Magazins zu Guben, trieb Brandschatzungen ein, und schickte sich an, nach Sachsen vorzudringen.

Indessen war nun auch der Fürst von Anhalt in Kursachsen eingedrungen und hatte sich, ohne erheblichen Widerstand, Leipzigs bemächtigt. Dadurch war der General Grün veranlaßt, seine Unternehmung, auf die Kurmark und die Hauptstadt, für jetzt noch auszusetzen und sich, auf das Hauptheer der Sachsen, nach Meißen zurück zu ziehen. Der Fürst von Anhalt folgte ihm; aber nicht mit der Schnelligkeit, wie es der König wünschte. Dieser Feldzug war wider seinen Rath unternommen, wurde daher von ihm auch mit Unlust unterstützt. Binnen acht Tagen legte er nur acht Meilen zurück, und war erst in Torgau, da ihn der König längst bey Meißen erwartete.

Diese Zögerung erregte die Besorgniß bey dem Könige, seine so glücklich angefangene Unternehmung durch dieselbe verdorben zu sehen. Er gab daher dem Fürsten von Dessau auch sein Mißfallen deutlich genug zu erkennen, und bestimmte ihm einen Tag, an welchem er in Meißen eintreffen und sich mit einem Corps seiner Armee vereinigen sollte.

Während der König, durch die Unthätigkeit des Fürsten von Anhalt, ebenfalls in einer äußern Unthätigkeit erhalten war, war er gleichwohl nichts weniger als unthätig gewesen. Mitten unter Siegen that er Vorschläge zum Frieden. Einen Geist, wie der seinige, konnten das Glück und niedrige Leidenschaften nicht blenden. Stets betrachtete er den Krieg gegen Sachsen „als eine Feuersbrunst in dem Hause des Nachbars, die sich auch auf sein eignes fortpflanzen könnte.“ Mitten im Glücke erwog er sehr weise den Wechsel des Glücks. Er wollte nichts erobern, sondern nur seine Besitzungen sichern, und erkannte, wie längst, auch jetzt, nur in einem wohl begründeten Frieden eine wahre und dauernde Sicherheit.

Deßhalb schrieb er an den Englischen Gesandten in Dresden, Thomas Villers, Grafen von Clarendon, und äußerte diesem seine friedlichen Gesinnungen und den Wunsch nach der Vermittelung des Englischen Hofes, um durch dieselbe den Beytritt Sachsens zur Hannöverischen Convention zu erhalten.

Villers säumte nicht, davon bey der Behörde Gebrauch zu machen. Er wandte sich an den König von Pohlen, an den Grafen von Brühl; und erhielt — sehr wenig befriedigende Antworten. Graf Brühl legte die Friedensanträge des Königs von Preußen als Zeugnisse des Gefühls seiner Schwäche aus, und spannte die Forderungen hoch, um eine abschlägige Antwort in dieselben zu hüllen.

In dem Memoire, welches er Villers, als Antwort auf seine Anfrage, übergeben ließ, machte er zur Grundlage aller friedlichen Unterhandlungen: daß der König von Preußen unverzüglich Sachsen räumen, jede Feindseligkeit einstellen, alle eingetriebene Brandschatzungen zurück zahlen, und jeden Schaden und Aufwand, den sein Einmarsch verursacht habe und sein Rückmarsch verursachen werde, ersetzen solle. Bedingungen dieser Art, an einen siegreichen Feind gemacht, konnten nur dazu dienen, ihn noch mehr zum Kriege zu reizen. Ohne Zweifel erwartete der Graf Brühl auch nichts anderes von den seinigen. Noch immer versprach er sich von einer standhaften Fort-

setzung des Kriegs die Ausführung des, zum Verderben Preußens entworfenen, Plans.

Er hatte den Prinzen Karl nach Sachsen zurück gerufen und glaubte schon, durch die Vereinigung der Oesterreichischen mit der Sächsischen Armee, dem eindringenden Feinde völlig gewachsen zu seyn. Daneben rechnete er noch auf den Beystand der Seemächte, (welcher dem Könige von Pohlen, gegen die Verzichtleistung auf die Kaiserkrone, allerdings zugesagt war,) und die Bundeshülfe Rußlands.

Als er seine Friedensbedingungen übergeben ließ, war der König, mit seiner Gemahlinn und seinen ältesten Kindern, ingleichen der Graf Brühl, bereits Tages vorher, (am ersten December,) nach Prag abgereist. Dies verrieth deutlich genug, wie wenig Brühl von seinen Forderungen erwartete. Die Sorge für die Sicherheit der Hauptstadt und des Landes, so weit es noch nicht in den Händen des Feindes war, blieb den Conferenz-Ministern, besonders dem Unter-Minister des Premier-Ministers, Heiniken, überlassen. Die Sächsische Armee stand, unter Anführung des Gra-

fen Rutowsky und mit dem Oesterreichischen Corps des Generals Grün vereinigt, in der Gegend von Dresden; und der Prinz Karl ging über die Elbe, um sich ebenfalls in die Gegend der Hauptstadt und, — wie man erwarten konnte, — zur Vereinigung mit den Sachsen, zu ziehen.

Der König von Preußen beurtheilte das Betragen und die Absichten des Grafen Brühl sehr richtig; wollte indessen seine Neigung zum Frieden gegen jeden Zweifel, gegen jede falsche Darstellung sichern. Er erbot sich daher, in einem zweyten, nach Prag gerichteten, Schreiben an Villers, einen Bevollmächtigten zur Vollendung des Friedensgeschäfts abzuordnen, und verlangte von dem Könige von Pohlen, daß er ein Gleiches thun möge. Nunmehr hielt Brühl eine fernere Verhehlung für unnütz. Er erklärte: der König von Pohlen sey nicht geneigt, einen Bevollmächtigten abzuordnen, dafern nicht der König von Preußen die von ihm gemachten Bedingungen zuvor unterschriebe. Er fürchte ihn nicht, indem er auf beträchtliche Verstärkungen und den Beystand seiner Bundesgenossen rechnen könne.

Nunmehr wandte sich Friedrich, in einem Memoire, das er an alle Europäische Höfe vertheilen ließ, an das Publicum und legte ihm sein und das Betragen des Sächsischen Hofes zur Beurtheilung vor. Zugleich aber schickte er sich an, durch die Verfolgung seiner Siege zu erringen, was er durch friedliche Unterhandlungen nicht erlangen konnte.

Die Annäherung des Oesterreichischen Heeres unter dem Prinzen von Lothringen schien eine beschleunigte Unternehmung gegen die Sachsen nothwendig zu machen. Der König wollte sie schlagen, ehe sie von den Oesterreichern Unterstützung erhalten möchten, um sich dann mit seiner ganzen Macht auch mit Erfolg gegen diese wenden zu können.

Diese Unternehmung hing von der Ankunft des Fürsten von Dessau bey Meißen ab, die daher der König mit Sehnsucht erwartete. Sie erfolgte an dem bestimmten Tage, (am 12ten December.) Er bemächtigte sich der Brücke und der Stadt ohne Schwierigkeit. Durch das Corps des Generals Lehwald, (am 13ten,) verstärkt, durch den Tadel und die Anmahnungen des Kö-

nigs gereizt, rückte er nun gegen Dresden vor, um die Sachsen aufzusuchen und anzugreifen, wo und in welchen Positionen er sie auch finden möchte.

Das Sächsische Heer, in Verbindung mit dem Oesterreichischen Corps des Generals Grün, stand zwischen Kesselsdorf und Bennerich, in einem verschanzten und durch die Befestigungen der Natur gegen jeden wirksamen Angriff, wie es schien, hinlänglich gesicherten Lager. An dem Tage, an welchem der Fürst von Anhalt von Meißen aufbrach, war der Prinz Karl, mit seinem Heere, bey Dresden angelangt. Die Sachsen glaubten daher auf seinen Beystand rechnen zu können, und durch diesen und die Unüberwindlichkeit ihrer Position im Stande zu seyn, jeden Angriff mit dem entschiedensten Verluste, wo nicht mit dem gänzlichen Untergange, des Feindes zurück zu weisen.

Sie erwarteten daher die Annäherung des Fürsten von Anhalt mit der größten Ruhe. Ihr linker Flügel war durch das Dorf Kesselsdorf gedeckt, vor welchem sich ein morastiger Grund ausdehnte und das durch Batterien von

hier und zwanzig Stücken groben Geschützes gegen jeden Angriff, wie es schien, hinlänglich gesichert wurde. Der rechte Flügel lehnte sich an Bennerich; ein Dorf, das zwischen Felsenklüften liegt, also für völlig unangreifbar gehalten wurde.

Am Morgen des 15ten war der Fürst von Anhalt aus seinem Lager aufgebrochen, um die Sachsen zu erreichen und anzugreifen. Das Feuer eines jugendlichen Muths hatte sich in dem Greise wieder entzündet. Er wollte seinen alten Heldenruhm erneuern und die Vorwürfe des Königs, über seine Langsamkeit, durch einen entscheidenden und glänzenden Sieg beschämen.

Die Stellung der Sachsen hielt ihn daher nicht ab, sie anzugreifen; auch nicht die Nähe des Oesterreichischen Hauptheers unter dem Prinzen Karl. Er kannte die Tapferkeit seiner Truppen und rechnete auf sein Glück und auf die Fehler seines Gegners. Unterstützung von dem Könige konnte er für den Nothfall nicht erwarten; denn der König war an eben diesem Tage erst bey Meißen über die Elbe gegangen.

Auch konnte dies dem Fürsten kaum bekannt seyn.

So bald er angelangt war, (gegen zwey Uhr des Nachmittags,) begann er das Treffen und richtete seinen Angriff zunächst auf das Dorf Kesselsdorf. Zwey Mahl griffen die tapfern Grenadiere an, und zwey Mahl war es ihnen unmöglich, gegen das schreckliche Kartätschen-Feuer Stand zu halten. Endlich rückten die Sachsen, durch die vergebenen Angriffsversuche der Preußen kühn gemacht, aus ihren Verschanzungen hervor; — und nun wurden sie von der Preußischen Reiterey in der Seite angegriffen und zurück geworfen. Die Angreifer drangen mit den Fliehenden zugleich in die Verschanzungen, in das Dorf ein. Ein schreckliches Morden, eine grausenvolle Verwirrung entstand. Die Preußen eroberten das Dorf, drängten die weichenden Sachsen mit unwiderstehlicher Kraft zurück, erklimmten die Felsen bey Bennerich, griffen nun auch den linken Flügel mit erhöhetem Muthe an, und bereiteten so dem ganzen Sächsischen Heere eine völlige und gräßliche Niederlage.

Der Sieg für die Preußen war erfochten; aber auch beynahe eben so theuer erkauft, als die Niederlage der Sachsen gebüßt wurde. Zehn tausend Mann Todte und Gefangene wurden von diesen; acht tausend von jenen verloren gegeben und die größere Anzahl der Gemordeten auf Seiten der Preußen berechnet. Die Oesterreichischen Hülfstruppen hatten nur einen sehr geringen Antheil an dem Verluste; auch hatten sie nur einen sehr geringen Antheil an der Schlacht genommen.

Noch weniger Beystand wurde ihnen von dem größern Oesterreichischen Heere des Prinzen von Lothringen, ungeachtet es in der Nähe und während des ganzen Treffens, im Plauischen Grunde, in Schlachtordnung stand. Schon am Tage vorher war sein Anführer von dem Herzoge von Weißenfels dringend aufgefordert, sich mit den Sachsen zu vereinigen und, gemeinschaftlich mit ihnen, den anrückenden Feind zurück zu treiben. Prinz Karl erwiederte: er sey zu schwach und würde, nach einer verlornen Schlacht, nicht Truppen genug behalten, um die Päße auf dem Wege nach Prag zu gehörig besetzen zu können.

Er hatte Befehl, seine Truppen zu andern Unternehmungen zu sparen.

Der König von Preußen erhielt nicht eher sichere Nachricht von der Schlacht, als bis er zugleich die Nachricht von dem ihm erfochtenen entscheidenden Siege erhielt. Er hörte das Kanoniren, sah das Feuer am Horizonte und war in der lebhaftesten Unruhe über den Ausgang.

Als er des Sieges gewiß war, brach er, (am 16ten,) mit seinem Heere auf, vereinigte sich mit dem Fürsten von Dessau und bot dem Prinzen Karl eine Schlacht an. Dieser indessen noch weniger geneigt, dieses Anerbieten anzunehmen, als sich in den gestrigen Kampf zu mischen, zog sich nach Böhmen zurück, nachdem seine leichten Truppen das Dorf Plauen und die äußern Vorstädte von Dresden ausgeplündert hatten.

Die Sachsen dachten ebenfalls nicht weiter daran, Stand zu halten. Sie überließen Dresden der Discretion des Siegers und folgten den Oesterreichern, nach der Böhmischen Grenze.

Der König von Preußen ließ nun unverzüglich die Vorstädte von Dresden besetzen und

die Stadt auffordern. Sie hatte niemand zu ihrer Vertheidigung, als einige tausend Mann Land-Miliz, die eben so wenig Lust als Fähigkeit hatten, Widerstand zu leisten. Die Minister sandten dem Könige eine Capitulation, die er mit einigen Veränderungen annahm. Die jüngsten Kinder des Königs von Pohlen und das ganze Regierungs-Personale fielen, mit der Hauptstadt, in die Hände des Siegers und wurden gütig und leutselig von ihm behandelt. Er ließ den königlichen Kindern mit der größten Achtung begegnen und besuchte sie, gleich nach seiner Ankunft, selbst, um sie zu beruhigen. Von den Truppen ließ er die strengste Mannszucht beobachten, und bemühete sich, seine friedlichen Gesinnungen gegen Sachsen durch sein ganzes Betragen zu erkennen zu geben.

Gerade am Tage, da die Schlacht bey Kesselsdorf vorfiel, hatte der König einen Brief von dem Englischen Minister erhalten, worin dieser ihm anzeigte: daß der König von Pohlen jetzt mehr Geneigtheit für den Frieden äußere; auch die Königinn von Ungarn sich bereitwillig erklärt habe, der Hannöverischen Convention bey-

zutreten. Durch den Sieg bey Kesselsdorf war jeder fernern Zögerung vorgebauet. August der Dritte war ohne Land, ohne Einkünfte, ohne Mittel, einen Krieg weiter fortzuführen, der ihn so schnell zu Grunde gerichtet hatte.

Villers und der Graf von Harrach, als Bevollmächtigter der Kaiserinn, trafen bald nachher in Dresden ein, und die Friedensunterhandlungen waren sehr bald beendet. Der König zeigte dabey aber so viel edle Mäßigung, als wahre politische Klugheit. Die Hannöverische Convention wurde zum Grunde gelegt und durch dieselbe der Breslauer Friede erneuert und bestätigt. Der König von Pohlen verbürgte noch die Zahlung einer Million Thaler Kriegssteuer, für das Kurfürstenthum. Von dem Augenblicke der Unterzeichnung dieses Vertrags an hörte jede Art feindseliger Behandlung völlig auf. Der König von Preußen führte sein Heer wieder in seine Staaten zurück, und die Bewunderung seiner Mäßigung und Humanität, wie das Zeugniß der Gesittetheit und Disciplin seiner Truppen, folgte ihm dahin.

16.

Fortgesetzter Krieg in den Niederlanden, (1745.) Belagerung der Festung Doornik, (Tournay.) Schlacht und Sieg der Franzosen bey Fontenai, und Folgen derselben. Eduard Stuart tritt in Schottland, im Nahmen seines Vaters, des Prätendenten, auf, und nöthigt den König Georg den Zweyten, einen Theil seines Heeres nach England zurück zu rufen. Feldzug in Italien und Eroberungen der Franzosen und Spanier.

Das Jahr 1745 war überhaupt eins der thatenreichsten, wo nicht das thatenreichste, in diesem merkwürdigen Kriege. Der König von Frankreich, durch seine, im Feldzuge des vorigen Jahrs, errungenen Siege aufgemuntert, hatte sich geneigt bezeigt, diesen mit erhöheter Anstrengung zu betreiben und durch seine Gegenwart den Muth seiner Truppen zu beleben. Bey aller seiner Stumpfsinnigkeit war er doch nicht ganz gleichgültig gegen die Lorbern geblieben, welche sie für ihn errungen hatten; oder vielmehr gegen die Schmeicheleyen, welche ihm von seinen Höflingen und Maitressen darüber gesagt wurden. Der Marschall von Sach-

sen, *) einer der ersten Feldherren seiner Zeit und der Wiederhersteller des Französischen Kriegsruhms, führte das Heer, unter dem Könige; freylich eigentlich nur von dem Könige begleitet.

Die Unternehmungen dieses Feldzugs wurden, Französischer Seits, mit der Belagerung der Festung Doornik eröffnet. Acht tausend Mann Holländischer Truppen vertheidigten dieselbe und ein Heer, Englischer, Holländischer und Oesterreichischer Truppen, rückte, unter der Anführung des Herzogs von Camberland und des Grafen von Königseck, heran, um sie zu entsetzen.

Es war am 11ten May, als beyde Heere gegen einander anrückten, um, durch eine Feldschlacht, das Schicksal, — nicht nur Doorniks, sondern, höchst wahrscheinlich, auch ganz Flanderns, — zu entscheiden. Das Französische Heer, achtzig tausend Mann stark, hatte sich

*) Sohn der Gräfinn Maria Aurora von Königsmark und Königs Augusts des Zweyten von Pohlen.

in eine Linie ausgebreitet; deren Mittelpunct Fontenai war und deren beyde Enden durch verschanzte Dörfer gedeckt wurden. Hundert und zwanzig Kanonen standen vor demselben aufgepflanzt, um den angreifenden Feind zu empfangen. Der Marschall von Sachsen, obwohl an einer schmerzhaften Krankheit leidend, führte den Oberbefehl, und der König war mit seinem Sohne, bereits einige Stunden vor Sonnen Aufgange, auf dem Schlachtfelde zugegen.

Das Heer der Verbündeten zählte kaum funfzig tausend Krieger und seine Artillerie stand noch weit weniger als die Mannschaft mit der Französischen im Verhältnisse. Dennoch zog es in festen, geschlossenen Reihen ruhig und kraftvoll, (am 11ten May Morgens um sechs Uhr,) daher, um den überlegenen Feind anzugreifen. Dieser Angriff war auf das Dorf Fontenai, als den Mittelpunct des Treffens, gerichtet und wurde mit einem mörderischen Kartätschen-Feuer zurück gewiesen. Mit verstärkten Kräften drangen die Verbündeten, an ihrer Spitze die Engländer, aufs neue vor und wurden noch ein Mahl zum Rückzuge genöthigt. Nun

wandten sie den Angriff; stürmten, in einiger Entfernung von dem Dorfe, auf die Reihen des Feindes; und waren glücklicher. Die Franzosen wichen zurück, öffneten ihre Reihen, und die Verbündeten drangen rasch und ungestüm vor. Von beyden Seiten rückten die Franzosen näher, und die Kanonenkugeln stürmten in ihre Glieder und rissen sie schaarenweise zu Boden. Die Englischen Krieger sahen ihre Brüder fallen und drangen dennoch nur kräftiger vorwärts. Schon behaupteten sie das Schlachtfeld eine Stunde lang, als der Marschall von Sachsen die königlichen Haustruppen zum Angriffe beorderte und dadurch den Sieg wieder auf seine Seite zog. Die Alliirten wurden zurück gedrängt, in Unordnung gebracht, in die Flucht geschlagen.

Diese Schlacht war eben so blutig, als für die Eroberung Flanderns entscheidend. Zehn tausend Mann, größten Theils Engländer, rafften Tod und Gefangenschaft von dem alliirten Heere hin. Die Franzosen berechneten ihren Verlust auf die Hälfte. Sie gewannen mit dieser Schlacht zugleich die Festung Doornik, (am

23sten May,) und ein leichtes Spiel in ihren Unternehmungen auf die übrigen festen Plätze, die sie bey ihrem Vordringen berührten.

Kurz nach einander und ohne durch das feindliche Heer gehindert zu werden, nahm der Marschall von Sachsen Gent, Brügge, Deinze, Damme, Alost, Oudenaarde, Ostende, Nieuwport und Ath.

Durch einen kühnen und unerwarteten Streich eroberte er noch, mitten im Winter, wider alles Erwarten, Brüssel; erhielt dadurch eilf tausend Kriegsgefangene und den sichern Besitz des größten und schönsten Theils der Oesterreichischen Niederlande.

So mußte König Georg in diesem Feldzuge, zu seiner bittern Kränkung, den Lorber verdorren sehen, welchen ihm der vorige zuwege gebracht hatte. Allein es waren ihm noch weit empfindlichere Kränkungen und Unruhen für dieses Jahr bestimmt. Ein Feind in dem Innern seiner Staaten, und die Gefahr, sein Königthum einzubüßen, zwangen ihn, seine Aufmerksamkeit und einen großen Theil seiner Heeresmacht von dem Streite auf dem festen Lande zurück zu ziehen.

Schon im vorigen Jahre hatte Frankreich eine Rüstung gemacht, um den Sohn des Prätendenten, Eduard Stuart, durch Truppen und Kriegsbedürfnisse unterstützt, nach Schottland zu senden. Indessen mochte es vielleicht mehr die Absicht seyn, zu drohen, als die Unternehmung selbst auszuführen. Sie unterblieb, wie es hieß, weil widrige Winde die Schiffe verhindert hatten, auszulaufen.

In diesem Jahre dachte man in Frankreich ernstlicher an diese Expedition; unternahm sie jedoch auf eine ganz andere und unstreitig für den König von England weit gefährlichere Weise, als im vorigen. Eduard Stuart begab sich, (im Julius,) im Geheim, nach Schottland; fand, besonders unter den Bewohnern des nördlichen Theils dieses Reichs, in Kurzem einen zahlreichen Anhang. Die rauhen und biedern Söhne Fingals, treue und unerschütterliche Anhänger des Hauses Stuart, versammelten sich um den Jüngling, den Sohn ihres, wie sie glaubten, rechtmäßigen Königs, der lebte, wie sie, sich kleidete, wie sie. — Durch ihre Kraft eroberte er Edinburg und drang

selbst in England ein. Er würde die Hauptstadt und mit ihr vielleicht das ganze Königreich erobert haben, wenn er rascher fortgerückt und seine Anhänger eben so einig als muthig gewesen wären.

Die Gefahr wurde ernstlich und erforderte die kräftigsten Maaßregeln. Auch in England waren noch der so genannten Jakobiten, oder heimlichen Anhänger des Hauses Stuart, viele. Frankreich unterstützte den kühnen Abenteurer; zwar nicht öffentlich, aber doch heimlich, mit Geld und Waffen. An der Spitze fremder Truppen konnte er nicht so gefährlich werden, als an der Spitze einer Schaar, für Haus und Heerd streitender, Bürger.

König Georg war selbst nach England gekommen und rief nun auch seinen Sohn, den Herzog von Cumberland, mit einem Theile seines Heeres, aus den Niederlanden, dahin zurück. Auf seine Requisition sandten ihm die vereinigten Staaten sechs tausend Mann bundesmäßiger Hülfstruppen. Eine beträchtliche Armee rückte, unter der Anführung des Herzogs von Cumberland, gegen den Prä-

tendenten, und zwang ihn, obwohl nicht ohne ein kräftiges Widerstreben, zum Rückzuge nach Schottland.

Der Krieg war indessen so bald nicht geendet und, so lange der Krieg dauerte, die Gefahr auch noch nicht vorüber. Erst im folgenden Jahre, in der Schlacht bey Culladea, (am 18ten April 1746,) wurde die Kraft des Prätendenten völlig vernichtet und der Thron dem Hause Hannover aufs neue zugesichert. Eduard rettete seine Ansprüche, seinen Muth und sein Leben auf einer abenteuerlichen und gefahrvollen Flucht nach Frankreich. *)

Nicht Georg der Zweyte allein sollte in diesem Jahre sich vor der Macht und dem Glücke Ludewigs des Funfzehnten beugen; auch Maria Theresia und den Vertheidiger ihrer Besitzungen in Italien, den König von Sardinien, traf dieses Loos.

*) Die Leser des ersten Theils dieses Werks kennen diesen unternehmenden Prinzen und seine Schicksale, also auch diese Begebenheiten, bereits genauer; weßhalb wir hier dieselbe nur berühren und dorthin zurück weisen dürfen.

In Italien hatten sich Neapel und Genua mit den Franzosen und Spaniern verbunden und die Bourbonnische Armee mit zehn tausend Mann verstärkt. Achtzig tausend Mann stark, drang nun dieses verbündete Heer, unter der Anführung des Infanten Don Philipp von Spanien, und des Marschalls von Maillebois, in Mailand und Parma ein, und eroberte diese Fürstenthümer, ohne Schwierigkeit.

Weiter vorzudringen versuchte man jedoch vergebens. Auch wurde endlich, (im November,) die Republik Genua, theils durch einen Angriff des Königs von Sardinien, theils durch eine Englische Flotte, genöthigt, die Hülfstruppen von dem Bourbonnischen Heere zurück zu ziehen, um sie zu ihrer eignen Vertheidigung anzuwenden.

17.

Fortgesetzte Eroberungen der Franzosen in den Niederlanden. Wechselndes Kriegsglück in Italien. Verlust der Franzosen. Schicksale Genua's und Unternehmungen der Oesterreicher; mit ihren Erfolgen.

Mit der Beendigung des Jahrs 1745 hatte sich das Kriegsfeuer ganz aus Deutschland hinweg gezogen und brannte, auf dem festen Lande, nur noch in den Niederlanden und in Italien fort.

Genau genommen war auch, mit diesem Jahre und dem Dresdner Frieden, der Oesterreichische Erbfolge-Streit beendet. Karl der Siebente war todt, der junge Kurfürst von Baiern zur Entsagung aller Ansprüche seines Vaters gezwungen, Friedrich der Zweyte abgefunden, und August der Dritte längst versöhnt. Der Vorwand, unter welchem Frankreich den Krieg angefangen hatte, war auf diese Weise beynahe gänzlich vernichtet. In den Niederlanden wenigstens setzten die streitenden Mächte ihn ganz zwecklos fort. Man führte Krieg, um Krieg zu führen. Der

König von Frankreich machte eine Eroberung nach der andern, ohne zu wissen, wie weit er gehen und wozu diese Eroberungen eigentlich führen sollten.

Nachdem der Marschall von Sachsen Brüssel genommen hatte, wagten es die Verbündeten nicht, Mecheln, Antwerpen und die übrigen festen Plätze in dem Oesterreichischen Brabant gegen einen ernstlichen Angriff ernstlich zu vertheidigen. In Kurzem war auch diese Provinz der Oesterreichischen Niederlande ganz in der Gewalt der Franzosen. Die Angriffe auf Mons, St. Guislin, Charleroi, Namour wurden ebenfalls mit einem schnellen und glücklichen Erfolge gekrönt. Am Ende dieses Feldzuges war, von den gesammten Oesterreichischen Niederlanden, für die Franzosen nichts mehr zu erobern übrig, als Luxenburg und Limburg.

Der Marschall von Sachsen hoffte nun den Krieg, auch über den Besitz dieser Provinzen, durch eine Feldschlacht und gänzliche Niederlage der Verbündeten zu entscheiden. In dieser Absicht griff er sie, (am 11ten October,)

bey dem Dorfe Raucoux, mit eben so viel Ungestüm als Ueberlegenheit, an. Wider seine Erwartung fand er den hartnäckigsten Widerstand. Nur die Mitte und der linke Flügel der Verbündeten konnten zum Treffen gelangen, und dennoch wurden sie, erst nach der hartnäckigsten Vertheidigung und einem schrecklichen Blutvergießen auf beyden Seiten, zum Weichen gebracht. Die Franzosen gewannen durch diesen Sieg nichts als die Dörfer Varoux und Raucoux, in welchen der Streit am hitzigsten geführt war. Beyde Armeen verloren zusammen gegen funfzehn tausend Menschen, deren größerer Theil wohl allerdings auf Seiten der Verbündeten seyn mochte.

Nicht leicht ist eine so große Anzahl tapferer Krieger so unnütz und zwecklos gemordet worden. Diese Schlacht entschied für den Krieg gar nichts. Beyde Heere zogen sich in ihre Standpuncte, für die Winterruhe, — um ihren Verlust zu verschmerzen und zu ersetzen.

Das Glück wollte, daß die Königinn von Ungarn, was sie hier verlor, in Italien, in diesem Feldzuge, zum Theil wenigstens, wie-

der gewinnen sollte. Nach dem Frieden mit Preußen und der Ruhe in Deutschland hatte sie ihr, in Italien bisher unglücklich kämpfendes, Heer beträchtlich verstärkt. So war es dem Feldmarschalle Browne, an der Spitze desselben, gelungen, Mailand, Parma und Piacenza wieder zu erobern.

Auf dem Rückzuge, aus dem letztern Fürstenthume, wagten es die vereinigten Franzosen und Spanier, das Oesterreichische Heer anzugreifen. Allein — sie opferten nur zehn tausend Mann braver Streiter, und waren genöthigt, sich, vor dem siegenden Feinde, nach Roveredo und so fort, durch das Genuesische, längs der Seeküste, nach Nizza, zurück zu ziehen.

Die Oesterreicher und Piemonteser folgten ihnen auf dem Fuße, bemächtigten sich der Bochetta, bald darauf auch der Stadt Genua, von welcher sie sich gegen sechs Millionen Thaler Contribution zahlen ließen.

Indem die Franzosen und Spanier nach der Französischen Grenze zu eilten, langte der Befehl, für die letztern, an: sich von den Fran-

zosen zu trennen und einer fernern Theilnahme an dem Kriege zu enthalten. Dieser Befehl war eine Wirkung des Regierungswechsels in Spanien und hatte eine Abneigung des neuen Königs, Ferdinands des Sechsten, gegen den König von Frankreich, und den Wunsch nach einer schleunigen Beendigung des Krieges zum Grunde.

Für jetzt war indessen nicht sogleich daran zu denken. Die Oesterreicher und Sardinier säumten nicht, den weichenden Franzosen und Spaniern zu folgen und sie ganz nach Frankreich zurück zu drängen. Auf verschiedenen Wegen zogen sich beyde Heere nach der Provence, und auf beyden verschiedenen Wegen wurden sie von den Oesterreichern und Sardiniern dahin verfolgt.

Der Feldmarschall Brouwne hatte nämlich den Entschluß gefaßt, den Krieg über Frankreichs Grenze hinüber zu tragen und die Eroberung der Provence zu versuchen. Drey Mahl*) war dieser Versuch, in ehemahligen Zei-

*) Im Jahre 1524 und 1536, von Karl dem Fünften; und 1707, von dem Herzoge von Savoyen.

ten, bereits gemacht; und drey Mahl war er verunglückt. Dennoch hoffte der kühne und seinem Glücke vertrauende Feldherr, ihm werde es gelingen.

Allein das Schicksal hatte beschlossen, daß er nicht einmahl so weit kommen sollte, als seine Vorgänger. Die Genueser, empört, durch den Druck und die Räubereyen der Oesterreicher und Sardinier, überfielen die zurück gelassene Besatzung und zwangen sie, Genua zu verlassen. Dadurch wurde dem Oesterreichischen Feldherrn die Verbindung mit dem Meere und die Zufuhr der Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse abgeschnitten. Und dadurch wurde er wieder genöthigt, sein Unternehmen auf Frankreich aufzugeben und sich in die Lombardey zurück zu ziehen.

18.

Friedens-Congreß zu Breda. Fortgesetzte glückliche Kriegsunternehmungen der Franzosen in den Niederlanden, jetzt hauptsächlich gegen die vereinigten Staaten gerichtet; und Wirkung. Schlacht bey Laffeld. Neue Anstrengung der Kräfte der Franzosen in Italien. Ruin der Französischen Seemacht. Theilnahme Rußlands für Oesterreich. Congreß und Friede zu Achen.

Die General-Staaten hatten es sehr ungern wahrgenommen, daß sich der Krieg, von Deutschland aus, nach den Niederlanden hingezogen und sich hier, durch die Fortschritte der Franzosen, ihren Grenzen immer mehr genähert hatte. Der Antheil, welchen sie, mehr durch England dazu genöthigt, als aus eigner Neigung, daran nahmen, konnte leicht zu einer Veranlassung werden, daß die Franzosen, wenn sie die Eroberung der Oesterreichischen Niederlande vollendet hatten, sich gegen die ihrigen wandten. Der große Haufe nahm dies bereits für gewiß und wurde hin und wieder unruhig und laut. Die Anhänger des Prinzen von Oranien bemerkten diese Stimmung und suchten sie für ihn zu benutzen. Die Gefahr,

welche daraus für die herrschende Partey entstehen mußte, darf nicht erst entwickelt werden.

So lange der Krieg in den Niederlanden geführt wurde, hatten die Staaten daher dem Französischen, Oesterreichischen und Englischen Hofe, als den eigentlichen kriegführenden Parteyen, Vorschläge zum Frieden gethan und ihre guten Dienste, als Vermittler, angeboten. Sie schlugen vor, einen Congreß zu veranstalten; zuvor aber sich über einige Haupt-Artikel, als Grundlage der Unterhandlungen, zu vereinigen.

In Paris war man nicht abgeneigt, diesen Vorschlägen zu entsprechen. Der Marquis von Puisieux begab sich, als geheimer Abgeordneter, unter dem Vorwande, einen berühmten Holländischen Arzt zu consuliren, nach dem Haag, um diese Friedensunterhandlungen zu betreiben. Die Folge davon war: daß die Regierungen von Frankreich, England und Holland überein kamen, zu Breda einen Congreß zu eröffnen.

Die Kaiserinn hatte die Anträge der General-Staaten abgelehnt und blieb daher, so

wie ihr Bundesgenosse, der König von Sardinien, vorerst von diesem Congresse ausgeschlossen. Die Unterhandlungen wurden, im Herbste des Jahrs 1746, (am 4ten October,) eröffnet, verloren sich aber gleich anfangs in Nebendingen. Fruchtlos dauerten sie, den Winter über, fort, bis endlich, (im April des Jahrs 1747,) zwischen Frankreich und den vereinigten Staaten ein Project zum allgemeinen Frieden verabredet, — von den übrigen streitenden Mächten aber verworfen wurde. Der Angriff des Französischen Heeres auf die Generalitäts-Lande machte den Unterhandlungen plötzlich ein Ende.

Bisher waren die vereinigten Staaten von Frankreich nicht als Feinde behandelt worden. Auch jetzt, da die Französische Armee in die Besitzungen derselben eindrang, erklärte Ludewig der Funfzehnte, in einem Schreiben an die General-Staaten: daß er nicht die Absicht habe, den mit ihnen bestehenden Frieden zu brechen. Er lasse nur einen Theil ihrer Besitzungen occupiren, um ihnen zu zeigen, welche nachtheilige Folgen ihr den Oesterreichern und Engländern geleisteter Beystand für sie haben könne.

Seit mehrern Jahren hatte Frankreich die vereinigten Staaten beständig zur Beobachtung der Neutralität ermahnt und ihnen die Vortheile davon vorzustellen sich bemüht. Die General-Staaten erkannten dieselben auch ohne diese Vorstellung; allein ihr Verhältniß zu England erlaubte ihnen bisher nicht, davon Gebrauch zu machen. Der Marschall von Sachsen schlug nun dem Könige vor: anstatt der Vorstellungen durch Worte, sich der eindringlichern Beredtsamkeit der Waffen zu bedienen; den Krieg in die Besitzungen der vereinigten Staaten zu tragen, um den Neutralitäts-Vertrag mit ihnen zu schließen.

Unter der Anführung des Generals Löwendal drang, (am 17ten April 1747,) ein Französisches Corps von zwanzig tausend Mann in das Holländische Flandern ein und bemächtigte sich desselben in wenig Wochen völlig.

Indessen war die Wirkung nicht, wenigstens nicht gleich, diejenige, welche man sich davon versprochen hatte. Anstatt von den General-Staaten Anträge zur Neutralität zu erhalten, sahen sie vielmehr, im Innern dieses

Staats, ein längst unter der Asche glimmendes Feuer hervor brechen und die Kriegsflamme verstärken und nähren.

Das Volk, in den Provinzen Holland und Seeland, forderte eine kräftigere Vertheidigung gegen den eindringenden Feind und zugleich die Wiederherstellung der Würde eines Statthalters und General-Capitains, (die seit dem Tode Wilhelms des Dritten abgeschafft war,) in der Person des Statthalters von Geldern, Friesland und Gröningen, des Prinzen Wilhelms des Vierten von Oranien.

Die Partey dieses Prinzen hatte das Volk glaubend gemacht, daß die bisherigen Administratoren der Regierung mit den Franzosen in verrätherischen Verhältnissen standen und die Rettung des Staats nur durch die Wiederherstellung der Würde eines General-Capitains der Truppen und Groß-Admirals der Flotte möglich sey.

Der Erfolg bestätigte freylich diese Vorspiegelung nicht. Diese Würden wurden wieder hergestellt und — die Franzosen belagerten Maastricht und besiegten den Herzog von

Cumberland, der noch ein Mahl, (bey Laffeld, am 2ten Julius,) einen Versuch machte, durch eine Feldschlacht den Eroberungen der Franzosen ein Ziel zu setzen.

Das Treffen bey Laffeld ward, wie das bey Raucoux, größten Theils nur auf Einem Flügel geliefert. Wie jenes war es für beyde Theile mit beynahe gleich großem Verluste, (von vier bis fünf tausend Mann,) verbunden; wiewohl die Franzosen sich den Sieg zuschrieben, da sie das Schlachtfeld behauptet hatten.

Indessen setzten sie für jetzt die Belagerung von Maastricht nicht fort, sondern wandten ihren Angriff, auf der andern Seite, gegen Bergen op Zoom. Nach einer Belagerung von mehrern Monathen und einer Aufopferung von mehr als zwanzig tausend Menschen eroberten sie diese Festung endlich, (am 16ten September,) mit stürmender Hand.

Nicht so glücklich endete die Belagerung Genua's, mit welcher die Oesterreicher und Sardinier diesen Feldzug, (im April 1747,) in Italien eröffneten. Die standhafte Vertheidi-

gung der Einwohner und der Französischen Besatzung und die Annäherung zweyer Französischen Heere, unter der Anführung der Gebrüder Belle-Isle, nöthigten sie, (im Julius,) die Belagerung aufzuheben und dem Feinde entgegen zu gehen. Ein Zusammentreffen mit der Truppen-Abtheilung des Ritters von Belle-Isle, (am 19ten Julius,) entschied für die Oesterreicher, und veranlaßte den Marschall, seine erhaltenen Vortheile im Genuesischen aufzugeben und sich wieder nach der Französischen Grenze zurück zu ziehen.

So blieben die Franzosen, in der ganzen Dauer dieses Kriegs, eigentlich nur in den Niederlanden siegreich. Und was sie hier gewannen, war noch bey weitem nicht Ersatz für das, was sie gegen England, besonders in dem, seit drey Jahren geführten, Seekriege, verloren hatten. Ihre Seemacht war gänzlich zu Grunde gerichtet, ihre Kolonien waren in der größten und rettungslosesten Gefahr. Am Ende des Feldzuges dieses Jahrs war ihnen noch ein einziges brauchbares Kriegsschiff übrig, und eine neue Schöpfung, wenigstens so schnell, nicht möglich, als man derselben bedurfte.

Dies verwandelte den Wunsch nach Frieden in eine dringende Angelegenheit. Auch auf dem festen Lande, (in Italien,) hatte ihnen das Kriegsglück gezeigt, daß es den Wechsel liebe; wer stand dafür ein, daß es in den Niederlanden im nächsten Feldzuge besser gehen werde?

Die Verbündeten rüsteten sich kräftiger als jemahls. In einem, (am 27sten Januar 1748,) im Haag unterzeichneten, Vertrage beschlossen sie: ein Heer von hundert zwey und neunzig tausend Mann für den nächsten Feldzug gemeinschaftlich aufzustellen. Oesterreich wollte dazu sechzig tausend, England und die vereinigten Staaten wollten jeder sechs und sechzig tausend Mann stellen. Auch hatte sich die Kaiserinn von Rußland für eine thätige Theilnahme an dem Kriege nunmehr bestimmt erklärt und sieben und dreyßig tausend Mann abgesandt, wofür die Seemächte Subsidien zu zahlen sich verbindlich gemacht hatten.

War gleich diese furchtbare Macht, bey der Eröffnung des Feldzuges, (im März 1748,) noch nicht völlig beysammen, so mußte sie doch erwartet werden. Die Russen waren auf dem Marsche und näherten sich mit starken Schritten.

Indem der Marschall von Sachsen sich anschickte, durch die Belagerung von Maastricht den Feldzug zu eröffnen, gab seine Regierung den Anträgen zum Frieden gern Gehör, welche von den General-Staaten und von Spanien gemacht wurden. Auch die übrigen Mächte, welche das Lästige dieser ungeheuern Anstrengungen fühlten, bezeigten sich nicht abgeneigt, an einem Friedens-Congresse Theil zu nehmen.

Im Anfange des Aprils, (des Jahrs 1748,) fanden sich zu diesem Zwecke die Gesandten der kriegführenden Parteyen zu Achen ein und — am 28sten wurden bereits die Präliminarien unterzeichnet.

Diese Beschleunigung mußte hauptsächlich als eine Wirkung der Belagerung Maastrichts angesehen werden, welche der Marschall von Sachsen, (am 15ten April,) plötzlich und mit Nachdruck unternommen hatte.

In diesem Frieden wurden alle ältere Friedensschlüsse und Verträge, — selbst die pragmatische Sanction, in so fern sie mit denselben bestehen konnte, — bestätigt. Nur Parma,

Piacenza und Guastalla wurden dem Infanten Don Philipp überlassen.

Die Eroberung Maastrichts endete die Feindseligkeiten und, (im October des Jahrs 1748,) wurden die Präliminarien von den contrahirenden Mächten definitiv unterzeichnet.

II.

Minister-Gewalt im Jahrhunderte der Aufklärung.

3. Pombal in Portugal.

I.

Allgemeine vorläufige Bemerkungen.

Die Geschichte der Administration dieses außerordentlichen Mannes liefert ein Gemählde des vollendetsten Minister-Despotismus, den Europa vielleicht, zu irgend einer Zeit, in irgend einem Staate, jemahls gesehen hat.

Nie hat ein Minister eigenmächtiger und eigenwilliger regiert, als Pombal. Seine Macht war ganz und vollkommen die Macht des Königs, und diese wurde durch ihn erweitert und bis zur völligen Unumschränktheit erhöhet. Er theilte seine Macht mit keinem Secretär, mit keinem Günstlinge. Er vereinigte alle Geschäfte in sich und verbreitete seine un-

ermüdliche Arbeitsamkeit, so wie seine Bestrebung nach Eigenmacht, selbst über die unbedeutendsten Details.

Nie hat ein Minister eines so schwachen Regenten, also ganz für sich und ohne Unterstützung, so gefahrvolle und schwierige Unternehmungen gewagt und zur Ausführung befördert.

Er hatte das ganz Eigenthümliche, daß er mit seinem Streben nach Allgewalt auch ein eben so unermüdliches Bestreben zur Beförderung dessen, was er als das Wohl des Staats erkannte, verband. Alle seine Maaßregeln wurden durch eine herrschsüchtige und despotische Denkungsart geleitet; aber diese despotischen Maaßregeln hatten die Unabhängigkeit des Staats, die Beförderung der Sicherheit, die Erhöhung der Staatskräfte, die Aufklärung, der Nation, und die Belebung der Industrie, der Künste und Wissenschaften zur Absicht.

In einem Lande, wie Portugal, mußten Unternehmungen, wie diese, manche hartnäckige Kämpfe veranlassen, manchen kühnen Streich nothwendig machen.

Daher ist nicht leicht ein Minister mehr gehaßt und verleumdet als Pombal; nicht leicht einer mehr erhoben und bewundert worden, als er. Bey weitem indessen die Meisten, welche öffentlich über ihn urtheilten, waren solche, deren Plane und Absichten die seinigen vernichtet hatten; die von seinem gewaltigen Arme Streiche erlitten hatten, die so leicht nicht verschmerzt werden konnten. Sie waren seine unversöhnlichen Feinde; — von ihnen ist also nicht wohl ein unparteyisches Urtheil zu erwarten. Indessen haben sie Wahres mit dem Falschen so künstlich vermischt, daß es dem unparteyischen Forscher dadurch sehr erschwert ist, ein sicheres Resultat heraus zu finden. Er muß sich begnügen, die Thatsachen möglichst sorgfältig zu sammeln und dem Richterstuhle der Nachwelt vorzulegen.

2.

Pombals Abkunft und Jugendjahre.

Sebastian Joseph von Carvalho war im Jahre 1699, nach Einigen zu Lissabon, nach Andern zu Coimbra geboren. Auch über den Stand, in welchem er geboren wurde, sind

die Nachrichten verschieden. Nach Einigen waren seine Aeltern bürgerlichen Standes, und zwar aus der geringern Classe. Nach Andern war sein Vater ein Edelmann und Capitain in der Cavallerie.

Prüft man diese Angaben, so scheint die letztere die Wahrheit für sich zu haben. Der Adel seines Vaters war indessen von der geringern und ärmern Classe, welche von dem hohen Adel wenig mehr als der Bürger geachtet wurde.

Seine Mutter war indessen aus der angesehenen Familie der Mendoza, und näherte ihn also dem höhern Adel ebenfalls etwas. Auch seines Vaters Bruder war ein Mann, der in Ansehen stand, und auf dessen Unterstützung er einige Rechnung machen konnte. Er war ein Geistlicher, der eine ansehnliche Würde in der Hauptstadt bekleidete und selbst bey dem Könige Johann dem Fünften persönlich in Ansehen stand.

Dies hatte Einfluß auf die Erziehung des jungen Carvalho. Es verschaffte ihm die Aussicht auf eine Beförderung in irgend einem Fa-

che der Staatsverwaltung, und bestimmte ihn, sich dem Studium der Rechte zu widmen. Dadurch erhielt er eine wissenschaftliche Vorbereitung, die, dürftig und in sehr geringem Grade zweckmäßig, wie sie auch seyn mochte, ihm dennoch in seiner nachherigen Laufbahn zu Nutze kam. Er besuchte die Universität Coimbra, um hier den Cursus seiner Studien zu vollenden.

Dahin gedieh es indessen nicht. Der unruhige Geist des Jünglings fand in diesem trockenen und durch die Art, wie es behandelt wurde, noch abstoßendern Studium wenig Nahrung. Die sitzende Lebensart schien ihm that- und genußlos. Er verließ daher diese Laufbahn und wählte die des Kriegers.

Durch die Empfehlung seines Oheims erhielt er eine Anstellung unter der Garde des Königs. Dadurch kam er mit den jungen Leuten aus den ersten adeligen Familien in Verbindung und erhielt eine Aussicht auf höhere Beförderung in dieser Carriere.

Carvalho war ein Jüngling von hohem Wuchse, blühender Gesundheit, riesenmäßiger

Körperkraft und kühnem Muthe. Er hatte einen ungestümen, leidenschaftlichen Character; war dem Vergnügen ergeben, unmäßig in jedem Genusse, unbändig im Zorne, unversöhnlich im Hasse und im hohen Grade rachsüchtig. Zugleich aber war er der angenehmste Gesellschafter; ein schwärmerischer, zu jeder Aufopferung, zu jedem Wagestücke fähiger Liebhaber; und ein unruhig thätiger, in Allem, was er unternahm, mit Erfolg wirksamer Kopf.

Sein Verhältniß und seine Geschäfte gaben seiner Thätigkeit wenig Nahrung. Er hatte daher das Schicksal der meisten guten Köpfe und leidenschaftlichen Charactere, die der Freyheit und Unthätigkeit überlassen sind: er wurde unordentlich, — liederlich; trieb sich in schlechter Gesellschaft umher; und unternahm eine Menge loser Händel, bloß um beschäftigt zu seyn und sich auszuzeichnen. Er wurde bald der Fahnenführer seiner Cameraden und der Gegenstand ihrer Bewunderung. Die Weiber waren entzückt über die Streiche des schönen Wildfanges und drängten sich an ihn: die Männer mieden ihn und rügten seine Aufführung

mit dem schärfsten Tadel; die Jünglinge nahmen ihn zum Muster und strebten darnach, Bewunderung und Tadel mit ihm zu theilen.

Der junge Adel war damahls eben so anmaßend und verwegen, als sittenlos und debauschirt. Am Tage, wie bey Nacht, auf den Gassen umher zu streifen und sich jede Ausschweifung, jede Beleidigung und Störung der Ruhe zu erlauben, war völlig in der Tagesordnung. Alle Nächte fielen blutige Raufereyen mit der Polizeywache vor; und fast keine wurde ohne einen Mord beendet. An der Spitze dieser jungen Wüstlinge stand der Bruder des Königs; und einer seiner eifrigsten und kühnsten Parteygänger war Carvalho. Fast kein Abenteuer wurde bestanden, bey dem er nicht zugegen war, und wo er sich befand, waren meistens auch Sieg und Triumph.

Allein eben die Heldenthaten, wodurch er sich den Beyfall seines fürstlichen Freundes und seiner übrigen Gesellschafter erwarb, zogen ihm das Mißfallen seines Oheims, seiner Vorgesetzten und des Königs selbst zu. Fast keine Klage über Störung der Ruhe und öffentliche Miß-

handlung wurde angebracht, in welche er nicht mit verwickelt war. Man wollte ihn die Mißbilligung seines Betragens empfinden lassen und überging ihn bey einer allgemeinen Beförderung im Militär.

Carvalho, der eben so voll Ehrgeiz als kühnen unruhigen Treibens war, fühlte sich auf das empfindlichste gekränkt und forderte seinen Abschied. Er erhielt denselben nicht nur sogleich, sondern es wurde ihm auch noch über dies unter den Fuß gegeben, sich einige Zeit von Lissabon zu entfernen.

Carvalho begab sich nunmehr nach Soure. Hier lebte er mehrere Jahre lang in Familienverhältnissen, welche auf die Bildung seiner Sitten einen vortheilhaften Einfluß gewannen. Er entwickelte hier besonders seine angenehmen gesellschaftlichen Talente noch mehr. Auch schien er sich in seinen Bestrebungen allein auf den Ehrgeiz, den Nahmen eines guten Gesellschafters zu verdienen, resignirt zu haben.

Für diesen erhielt er auch reichliche Befriedigung. Er wurde überall aufgesucht, fand an jeder Tafel sein Couvert, wurde überall als der

Schöpfer des gesellschaftlichen Vergnügens angesehen, und führte so, ohne Vermögen, — und dennoch ohne Sorgen, ohne Bestrebungen, von einem Tage zum andern, das Leben eines Menschen, der auf alle anderweitige Ansprüche in der Welt Verzicht geleistet hat.

Noch immer fand er noch mehr Beyfall bey den Weibern, als bey den Männern. Dies verwickelte ihn, ohne Unterlaß, in kleine Abenteuer, welche ihn unterhielten, ohne ihm gefährlich zu werden oder auf seine Lage einen Einfluß zu gewinnen. Endlich spann sich eine Intrigue mit einer Dame, aus einer der angesehensten und reichsten Familien des Adels, an, die für sein Schicksal, wie für die Entwickelung seiner noch immer schlummernden Kräfte, entscheidend wurde.

Therese von Noronha Almada war nicht mehr in der Blüthe ihrer Jahre und Reize; allein sie war eine Verwandte des gräflichen Hauses von Arcos und die Wittwe eines nicht minder angesehenen Edeln, der ihr ein beträchtliches Vermögen hinterlassen hatte. Sie schenkte Carvalho ihre Neigung; und die-

ser, bisher gewohnt, nur zur Unterhaltung sich in solche Intriguen einzulassen, erkannte hierin eine Gelegenheit, sein Glück auf einen festen Fuß zu setzen und machte nun eine ernsthafte Angelegenheit daraus. Er warb um ihre Hand und erhielt — eine abweisende Antwort; jedoch nicht von ihr, sondern von ihren Verwandten. Carvalho wurde dadurch gereizt; und gewöhnt, nie etwas aufzugeben, was er einmahl unternommen hatte, entführte er sie, mit ihrer Bewilligung, und vermählte sich mit ihr.

Diese Kühnheit reizte die Rache der Verwandten seiner Gemahlinn, die sich dadurch entehrt glaubten, auf das heftigste. Sie schwuren ihm den Tod, und Carvalho hatte Ursache, auf seiner Hut zu seyn.

Die Dolche der Meuchelmörder, welche ihn in der That eine Zeit lang umgaben, schreckten ihn indessen nicht. Nachdem er einige Angriffe mit Nachdruck zurück gewiesen, und gedroht hatte, wenn sie wiederhohlt würden, ihren Urhebern Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ließ man ihn in Ruhe. Er lebte noch

einige Jahre an seinem bisherigen Aufenthaltsorte, und hatte weiter keine Unannehmlichkeiten zu erfahren, als die Geringschätzung vornehmer und stolzer Verwandten.

Und diese war es, welche ihn zu der Kenntniß der Kräfte und Fähigkeiten in ihm selbst brachten, welche bisher, ihm selbst unbewußt, in ihm geschlummert hatten. Er wollte sich empor schwingen, um seine Verwandten für ihre Geringschätzung zu bestrafen. Er fühlte die Fähigkeit, eine Rolle zu spielen, und den Drang, auf dem Schauplatze zu erscheinen. Er theilte seinem Oheime seine Wünsche mit, bat ihn um seine Unterstützung, und kehrte nun, von seiner Gemahlinn begleitet, nach Lissabon zurück.

3.

Carvalho's diplomatische Laufbahn; Verhältnisse und Betragen nach der Beendigung derselben, bis zu seinem Eintritte ins Ministerium.

In dem Carvalho, der jetzt am Hofe erschien, erkannte niemand jenen wieder, der acht oder zehn Jahre vorher, wegen seiner Raufe-

reyen und seiner wüsten Lebensart, exilirt war. Er war jetzt ein Mann von vierzig Jahren; von gebildeten Sitten, von einem einnehmenden und gefälligen Wesen und von Fähigkeit für jede Art der Geschäfte.

Er bestimmte sich für das Departement der auswärtigen Verhältnisse. Sein Oheim empfahl ihn dem Cardinal von Motta, und dieser dem Könige. Er wurde bey Hofe eingeführt und erwarb sich den Beyfall und die Protection der Königinn. Im Kurzem wurde ihm, (1739,) der Gesandtschaftsposten am Londoner Hofe übertragen; ein Anfang seiner Geschäfts=Laufbahn, der eine glänzende Auszeichnung enthielt und ihn allerdings zu noch weiter hinaus gehenden Planen veranlassen mußte.

Seine Gesandtschaft in England wurde keine Veranlassung für ihn, seine diplomatischen Talente zu zeigen und seinen Nahmen in die Jahrbücher der Geschichte einzutragen; allein sie gab ihm Gelegenheit, seine Minister=Talente zu entwickeln, Kenntnisse zu sammeln, die er nur hier sammeln konnte, überhaupt, seine Ausbildung zu vollenden.

Gewiß ist sein Aufenthalt in England für seine nachherige Administration von der entschiedensten Wichtigkeit gewesen. Hier lernte er das Verhältniß Portugals gegen England genau kennen. Hier erhielt er Begriffe von Industrie, der Kraft und dem Wohlstande, zu welchen eine Nation durch dieselbe gelangen kann. Hier nahm er die Ideen des Merkantil-Systems auf, die er in der Folge in seinem Vaterlande, mit so unermüdetem Eifer und so gewaltsamen Maaßregeln, zur Ausübung zu bringen suchte.

Der Zustand der entschiedenen, durch Verträge begründeten, Abgängigkeit, in welchem sich damahls Portugal gegen England befand, ließ seinem Gesandten hinlängliche Muße, so wohl für seinen Unterricht als für sein Vergnügen zu leben. Man beschuldigt Carvalho, daß er sie mehr für das letztere als für den erstern benutzt habe. Wenn dies auch wirklich der Fall war; wenn ihn sogar die mannigfaltige Gelegenheit und sein leidenschaftliches Temperament zu manchen Ausschweifungen verleiteten: so ließen ihn dennoch sein scharfer Blick und

sein stets reger, fähiger Geist, auch ohne sorgfältiges Studium, eine Menge von Kenntnissen einsammeln, denen nur Ordnung, Verbindung und Ausbildung mangelte, um ihren Besitzer zu einem wohl unterrichteten, vollkommen fähigen Staatsmanne zu machen.

Einige Jahre hatte er hier gelebt, als sein Beschützer, der Cardinal von Motta, starb. Der neue erste Minister, Peter von Motta, war Carvalho nicht gewogen und rief ihn, (1745,) von seinem Gesandtschaftsposten zurück.

Lange wurde er indessen nicht in Unthätigkeit gelassen. Der König und der erste Minister blieben zwar fortwährend seine erklärten Gegner; allein man weiß, in welchem traurigen Gemüthszustande Johann der Fünfte sich in den letzten Jahren seines Lebens befand; und Peter von Motta war nicht der Mann, der diesen Zustand für die Ausübung einer erweiterten Minister = Gewalt zu benutzen verstand. Die Königinn behauptete daher den größten Einfluß auf die Geschäfte; und die Königinn war Carvalho's Gönnerinn. Da sich nicht gleich wieder für ihn eine officielle Anstel=

lung fand; so übertrug sie ihm einstweilen eine Mission, die ihm nicht nur ein ehrenvoller Beweis war, daß sie seine Fähigkeiten schätzte, sondern auch eine Gelegenheit für ihn werden konnte, dieselben noch mehr zu bewähren, und sich Verbindungen und Achtung auch an andern Höfen, und durch diese wieder eine größere Wichtigkeit für den seinigen zu erwerben.

Papst Benedict der Vierzehnte hatte die Königinn, (1745,) um die Vermittelung eines Zwistes zwischen ihm und der Kaiserinn Maria Theresia ersucht. Carvalho erhielt den Auftrag, nach Wien zu gehen und die Unterhandlungen dort in ihrem Nahmen zu führen.

Carvalho erschien nun zwar nicht mit einem öffentlichen Character, aber doch in einer wichtigen Angelegenheit, bey der ersten Monarchinn Europens, und begann seine Unterhandlungen mit vieler Geschicklichkeit, wenn auch nicht gleich mit vielem Erfolge. Er erwarb sich die Achtung der Kaiserinn und der Minister und fand Zugang und gute Aufnahme in den ersten Zirkeln der Hauptstadt.

Während er hier lebte, erhielt er die Nachricht, daß seine Gemahlinn gestorben sey, — und zwar als ein Opfer der bis dahin unbefriedigten, aber nie beruhigten Rache ihrer Verwandten. Carvalho brachte nun seine Huldigungen einer jungen Gräfinn von Daun dar, einer Verwandten des, besonders im siebenjährigen Kriege, unvergeßlich gewordenen Feldmarschalls dieses Nahmens. Wiewohl er bereits ein Mann gegen funfzig und sie in der Blüthe der Jugend war, gelang es ihm dennoch, ihre Liebe zu gewinnen. Er warb um ihre Hand, und erhielt von ihr ohne Schwierigkeit auch die Zusage derselben.

Desto mehr Schwierigkeit fand die Bestätigung ihrer Zusage bey ihren Verwandten; und hier erfuhr Carvalho aufs neue eine Kränkung durch den Adelstolz. Ein vornehmer Portugiese, der sich damahls zu Wien aufhielt, verbreitete: Carvalho sey unadeliger Abkunft; ein Mann von übel berüchtigten Sitten; ein gefährlicher Mensch, der sich bereits der sträflichsten Unternehmungen, selbst gegen sein Vaterland, verdächtig gemacht habe.

Diese plumpe Verleumdung blieb nicht ohne Wirkung, wiewohl man allgemein wußte, in welcher Angelegenheit er nach Wien gekommen war. Die unwahrscheinlichsten Nachreden sind gewöhnlich die, welche am ersten geglaubt werden. Carvalho fand für nöthig, den Schutz seiner Königinn zu Hülfe zu nehmen, um die Gegenwirkung seiner Feinde zu entkräften. Er erbat sich von ihr ein Zeugniß über seine adelige Abkunft, und erhielt dasselbe und mit ihm zugleich ein Zeugniß ihrer Schätzung und ihres Vertrauens. Um dies jedoch noch offenbarer an den Tag zu legen, bewirkte sie: daß der Graf von Tancos, Portugiesischer Gesandter am Wiener Hofe, auf seine Stelle freywillig für Carvalho resignirte. Hierdurch waren jene Ausstreuungen so vollkommen widerlegt, daß niemand, ohne sich lächerlich zu machen, derselben ferner erwähnen konnte. Da nun auch die Kaiserinn sich als seine Gönnerinn zu erkennen gab, so fand seine Vermählung weiter keine Hindernisse.

Dieser neue Zuwachs seines Glücks wurde ihm indessen, durch das Verhältniß zu Don

Pedro de Motta, sehr verbittert. Nicht nur konnte er diesem auch nicht die kleinste Aeußerung des Beyfalls über seine diplomatischen Arbeiten abgewinnen, sondern fast eine jede Antwort auf seine Depeschen enthielt eine Aeußerung der lebhaftesten Mißbilligung. Auch mußte er erfahren, daß der König, der sich doch immer noch zuweilen Depeschen vorlegen ließ, die seinigen jederzeit unwillig zurück warf und seine Schreibart in den bittersten Ausdrücken tadelte. Diese Kränkungen empfand er tief und äußerte sich darüber oft sehr beklagend gegen den Staats-Secretär der auswärtigen Angelegenheiten. Zuweilen stieg sein Unmuth so hoch, daß er dem Entschlusse nahe zu seyn schien, seine Stelle niederzulegen.

Die Feindschaft des Königs und ersten Ministers ersparten ihm diesen Entschluß. Auf eine neue lebhafte Beschwerde von seiner Seite erhielt er seine Zurückberufung.

Er blieb nun eine Zeit lang unangestellt, und machte es zu seinem Hauptgeschäfte, sich in der Gunst der Königinn immer fester zu setzen und, durch die Unterstützung des königlichen

Beichtvaters, den Widerwillen des Königs zu überwinden.

In dem Erstern wurde er durch seine Gemahlinn kräftig unterstützt. Die Königinn war ihr mit ihrer Gewogenheit entgegen gekommen, weil sie eine Oesterreicherinn war; und die Gräfinn Daun hatte die Gewogenheit der Königinn gefesselt, weil sie liebenswürdige Eigenschaften hatte.

Bey dem Könige gelang es ihm nicht so nach Wunsch, wiewohl der Clerus, und insbesondere der Beichtvater des Königs, der Pater della Incarnatione, fast alles über ihn vermochten.

Johann der Fünfte hatte bekanntlich weit mehr von einem Mönche, als von einem Fürsten, in seinem Character und seiner Lebensart. Er wurde nur durch Geistliche bestimmt, und schätzte nur diejenigen, welche ihm von Geistlichen empfohlen wurden. Wiewohl sein Beichtvater ein Franciscaner war; so hatten doch auch die Jesuiten einen großen Einfluß zu gewinnen gewußt. Wer sein Glück bey ihm machen wollte, mußte daher auch ihren Schutz

suchen; und wer ihren Schutz erhalten wollte, mußte einer der Ihrigen, ein Glied ihres Ordens, oder ihrem Orden dienstbar seyn.

Carvalho, dessen Absichten zunächst auf die Stelle eines Staats-Secretärs der auswärtigen Angelegenheiten gingen, wandte daher alles an, diese unentbehrliche und wirksame Protection zu erlangen. Gewohnt, in der Wahl der Mittel für seine Zwecke allein auf die Anwendbarkeit und Wirksamkeit derselben zu sehen, trug er kein Bedenken, ihnen Gesinnungen zu heucheln, die er nicht empfand. Es gelang ihm auch, sie so gut zu täuschen, daß sie in ihm einen Proselyten gemacht zu haben glaubten und ihn völlig als einen der Ihrigen behandelten.

Carvalho erhielt dadurch nicht nur den Vortheil ihrer Protection, sondern auch noch eine genaue Kenntniß der innern Verhältnisse und Verbindungen, der Zwecke und des Einflusses dieser eben so künstlichen als gefährlichen Gesellschaft; und man kann annehmen, daß in dieser Zeit bereits der Vorsatz wenigstens bey ihm keimte: wenn er einst Macht genug

haben werde, ihre Wirksamkeit zu vernichten und sie selbst, wo möglich, ganz aufzulösen.

Seinen Zweck, angestellt zu werden, erreichte er gleichwohl nicht eher, als nach dem Tode des Königs. So unfähig König Johann in den letztern Jahren seines Lebens zu jedem Geschäfte gewesen war; so eigensinnig war er gleichwohl, und so wenig vermochten auch diejenigen, welche die meiste Gewalt über ihn hatten, bey ihm auszurichten, wenn sie auf eine eingewurzelte persönliche Abneigung trafen.

Gegen Carvalho war er nun einmahl unversöhnlich eingenommen. Er hielt ihn für einen unruhigen und gefährlichen Menschen, und ohne Zweifel wurde er in dieser Meinung von ihm, durch den höhern Adel, der ihn umgab, täglich bestätigt. Dieser fürchtete und haßte Carvalho schon damahls: denn er konnte ihm die Beleidigung nicht verzeihen, welche durch sein Eindringen in eine der ersten Familien dem gesammten Adel widerfahren war. Dies wirkte dann wieder auf Carvalho zurück und bewurzelte in ihm den Haß gegen den Adel immer mehr, welchen er in der Folge beynahe

mit der gänzlichen Ausrottung desselben sättigte.

Seine leidenschaftliche Gemüthsart und sein heftiges Emporstreben machten ihm, in dieser Lage, die Selbstverläugnung und Geduld gewiß im hohen Grade schwer. Dennoch gelang es ihm, dem innern Sturme jeden Ausbruch zu verbieten. Er hatte gelernt, daß durch Klagen und Anforderungen die Befriedigung seiner Wünsche nur entfernt war; daher machte er nun den zufriedenen, anspruchlosen, von jedem Streben des Ehrgeizes freyen, allen alles seyenden Höfling.

Er war auf gleiche Weise angenehm und liebenswürdig, bey der Königinn und den angesehensten Damen des Hofes; auf gleiche Weise fromm, demüthig und resignirt bey seinen Freunden und Gönnern in der Gesellschaft Jesu. Die Stelle, welche er wünschte, erhielt er freylich immer noch nicht; allein sie erhielt auch niemand anders: und da der König täglich schwächer und unfähiger wurde, so konnte auch Carvalho darauf rechnen, daß er täglich seinem Ziele näher komme.

Endlich, (am 31sten Julius 1750,) starb der König und — nun sah sich Carvalho auch unmittelbar an dem Ziele seiner Wünsche. Noch ehe der König begraben war, empfahl ihn die verwittwete Königinn ihrem Sohne, dem nunmehrigen Könige Joseph dem Ersten, zum Staats-Secretär der auswärtigen Geschäfte, und erhielt leicht seine Zustimmung.

Carvalho hatte nicht versäumt, durch den P. Moreira, einen Jesuiten und Beichtvater des neuen Königs, bereits ein gutes Vorurtheil bey demselben für sich zu erwecken. Er fuhr fort, diesem Jesuiten zu schmeicheln, um sich durch ihn der Gunst des Königs völlig zu bemächtigen. Es gelang ihm auch immer mehr, die heiligen Väter so wohl als das Publicum in dem Wahne zu bestätigen, daß er ihnen von ganzem Herzen ergeben sey. Er selbst wandte alles an, diese Meinung zu begründen und zu verbreiten; nannte sich wohl selbst den großen Jesuiten, und veranlaßte dadurch, daß man auch im Publicum ihn mit diesem Beynahmen bezeichnete.

4.

Carvalho gewinnt schon als Staats-Secretär der auswärtigen Verhältnisse einen entscheidenden Einfluß in die ganze Verwaltung; veranlaßt mancherley, nicht unbeträchtliche, Reformen und Verbesserungen; und beginnt schon den Krieg mit dem hohen Adel und dem Jesuiter-Orden.

Man darf annehmen, daß Carvalho den Plan zu seiner Alleinherrschaft entworfen hatte, so bald er den Character des Königs kannte; und daß er denselben zur Ausführung zu bringen begann, so bald er einen festen Fuß in der Verwaltung gefaßt hatte.

Joseph der Erste war ein Fürst von eben so schwachem Character als Verstande. Furcht und Argwohn waren die stets regen Empfindungen bey ihm. Stets von dem Gefühle seiner Schwäche verfolgt und geplagt, war er sehr geneigt, bey einem Stärkern Schutz und Sicherheit zu suchen. Ein Mann, von solcher Kraft und Ausdauer, als Carvalho, mußte ihm bald unentbehrlich werden. Seine Verstandesblödigkeit machte ihn leichtgläubig, und seine Furchtsamkeit folgsam. So schwach sein

Verstand war, so stumpf waren seine Phantasie und seine Empfindungsfähigkeit. Nichts hatte für ihn Reiz, als die Wollust. Doch auch für die Befriedigung dieser bedurfte er eines Schutzes, weil er seine Gemahlinn fürchtete und diese ihn mit der giftigsten Eifersucht unablässig verfolgte.

Dies sind die Grundzüge des Characters eines Monarchen, welcher der Reformator seines Staats wurde, der Unternehmungen wagte und bestand, als: die Vertreibung der Jesuiten, die Unterdrückung des hohen Adels. Seltsam genug war es allein die Furcht, welche ihm die Zustimmung zu den kühnsten und gefahrvollesten Wagestücken abdrang, und welche Reformen ihre Gültigkeit gab, die nur durch die beharrlichste Energie bewirkt werden konnten.

Freylich ist dies nicht das erste, auch nicht das einzige Beyspiel, daß unter den schwächsten Monarchen, durch kühne Minister, die Grundlage der unbeschränkten Monarchen-Macht gelegt wurde. Es dürfte daher allerdings noch mehr als außerordentlich ausgezeichnet werden, daß ein herrschsüchtiger Minister, indem er

die Monarchen-Macht bis zum Despotismus erhob, doch Zwecke zu erreichen strebte, welche, wenigstens seiner Einsicht nach, das Wohl des Staats befördern mußten.

Um die Zeit, da Carvalho seine Stelle im Ministerium erhielt, war eine Reform der ganzen Staatsverwaltung das höchste und dringendste Bedürfniß. Die Regierung war ohne Thätigkeit; ein großer Theil der Staatsbedienungen völlig unbesetzt; ein anderer in den Händen des hohen Adels und der Creaturen der Geistlichkeit, — in der Regel der unfähigsten und eigennützigsten, nur für die Zwecke ihrer Corporationen thätigen, Menschen.

Eben so war die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte in der höchsten Zerrüttung. Die Cassen waren leer, die Quellen der Einkünfte schienen gänzlich erschöpft. Der Handel war in den Händen der Engländer; jede Industrie im Lande selbst todt oder nahe am Ersterben. Ganz Portugal war in der Gewalt einiger hundert Englischer Handelsleute; und die Regierung wagte es nicht, eine Maaßregel zu ergreifen, oder einem Unternehmen ihren

Schutz zuzusichern, welches die Engländer mißbilligten, weil ihr Eigennutz und ihre Gewinnsucht einige Einschränkung davon erwarteten.

Der Clerus, und insbesondere die Jesuiten, waren im Besitze der Regierungsangelegenheiten, welche die Engländer aus der Acht ließen, weil sie auf ihren Vortheil keine Beziehung hatten. Die höchsten Staatsämter waren bisher als Eigenthum des hohen Adels betrachtet; und dieser war wieder durch seine aristokratischen Zwecke und die Absichten der geistlichen Corporationen bestimmt worden. So hatte man sich, unter der letztern Regierung, vollends noch mehr gewöhnt, den Monarchen als eine Null und die Minister als Werkzeuge gewisser untergeordneter Zwecke zu betrachten. Wie der Staat sich bey einer solchen Verwaltung befinden mußte, bedarf wohl keiner nähern Darstellung.

So ohnmächtig und wenig geachtet die Regierung im Innern des Staats war; so war sie es in ihren äußern Verhältnissen doch noch weit mehr. Weder zu Lande noch zur See befand sich dieses Reich auch nur einiger Ma-

ßen im Stande, seine äußere Sicherheit besorgen zu können. Eine Armee war kaum dem Nahmen noch da; und was davon noch da war, befand sich in dem Zustande der vollkommensten Desorganisation. Die Soldaten waren ein armseliges zerlumptes Gesindel, meistens der verworfensten Lotterbuben; die Officiere die Bedienten in den Häusern des hohen Adels; und der hohe Adel war in dem ausschließlichen Besitze der Generals-Stellen, die er nur als Ehrentitel ohne Verpflichtungen betrachtte.

In einem, verhältnißmäßig, noch schlechtern Zustande befanden sich die Seemacht und die Vertheidigungsplätze an den Küsten. Die Algierischen Seeräuber naheten sich denselben nicht nur ungescheut, sondern sie wagte es sogar, zu landen und die Küstenbewohner zu berauben. Noch kurz vor dem Tode des Königs Johann hatten sie sich erfrecht, unmittelbar vor dem Cap Spichel, ganz in der Nähe von Lissabon, eine solche Landung zu unternehmen und die Gegend, bis beynahe vor die Thore der Hauptstadt, auszuplündern.

Dieser Zustand des Staats konnte allerdings einen einsichtsvollen und thätigen Minister nachdrücklich genug an seine Bestimmung erinnern, und ihm hinlängliche Veranlassung geben, sich um denselben verdient zu machen. Carvalho zeigte gleich anfangs, daß er den Vorsatz, das Bestreben und die Kraft hierzu mit in seinen Posten gebracht hatte.

Zwar war er eigentlich anfangs durch seine Bestallung nur auf das Ministerium der auswärtigen Geschäfte in seiner Wirksamkeit eingeschränkt; die Stelle eines ersten Ministers, oder Staats-Secretärs der innern Angelegenheiten, bekleidete noch der alte Dom Pedro de Motte, und das Departement des Seewesens und der Besitzungen in den andern Welttheilen erhielt, mit ihm zugleich, Dom Diego Mendoza, de Corte Real: allein Jener war ein Greis, den Schwäche des Alters und des Geistes gleich unfähig zu Geschäften machten; und Letzterer einer von den subordinirten Characteren, die keiner selbstständigen und energischen Wirksamkeit fähig sind.

Carvalho fand daher bald Gelegenheit, seine Wirksamkeit auch über die Grenzen seines Departements hin auszudehnen. Er sah ein, daß er den äußern Verhältnissen keine sichere Consistenz und zweckmäßigere Richtung geben könne, wenn nicht zuvor die Kräfte des Staats hergestellt und die Mißbräuche aus der Regierung entfernt würden.

Ohne seine Absicht deutlich werden zu lassen, legte er ohne Säumen Hand ans Werk. Durch die verwittwete Königinn und den Beichtvater des Königs unterstützt, gelang es ihm leicht, sich dem Monarchen zu nähern und einen entscheidenden Einfluß auf seine Willensbestimmung zu gewinnen.

Indessen mußte er anfangs noch die Königinn und den Beichtvater schonen, und suchte daher, besonders durch die Erstere, auf den König zu wirken. Erst nach dem Tode derselben, (1754,) begann seine unmittelbare Wirksamkeit auf den König, wurde aber nun auch bald zu einer beynahe unbeschränkten Beherrschung.

Die furchtsame und argwöhnische Gemüthsart dieses Fürsten gab ihm dazu mannigfaltige Gelegenheit, und sein Bruder, Dom Pedro, war anfangs hauptsächlich der Popanz, womit er ihn ängstigte und wodurch er sich ihm nothwendig zu machen suchte.

Dom Pedro an sich hätte ihm keine Besorgnisse erregen dürfen. Er war einer von den unbedeutenden und unschädlichen Menschen, die niemanden im Wege stehen, weil sie niemanden in den Weg treten. Allein er hatte einen großen Anhang unter dem Clerus, dem Adel und selbst dem Volke. Ohne mehr Fähigkeiten und ein besseres Herz zu haben, als der König, hatte er doch etwas mehr Aeußeres, ein gefälligeres, angenehmeres Wesen. Als der Adel und Clerus anfingen, mit der Administration Carvalho's und dem Könige unzufrieden zu werden, gewann er nach eben dem Verhältnisse in der Zuneigung beyder. Dom Pedro dachte auch gewiß nicht von fern daran, für sich einen Nutzen, zum Nachtheile seines Bruders, daraus zu ziehen. Allein es gab doch dem Minister manche Veranlassung, die

argwöhnische Gemüthsart des Königs zu unterhalten; sie gegen seinen Bruder, als einen nahen bestimmten Gegenstand, zu richten; und dadurch das Gefühl des Bedürfnisses eines Schutzes und Beystandes stets lebhaft zu erhalten.

Je mehr der schlaue Minister den blödsinnigen und argwöhnischen Monarchen auf diese vorgespiegelte Gefahr hinwies, desto mehr erschien er ihm in dem Lichte eines treu ergebenen Dieners, eines Beystandes, eines Beschützers. Wenn er daneben nun noch seinen kleinlichen Leidenschaften zu schmeicheln verstand, so mußte es ihm leicht gelingen, seinen königlichen Schützling in dem Grade von sich abhängig zu machen, in welchem er es, durch seine ganze sieben und zwanzigjährige Regierung, war und blieb.

Ehe indessen Carvalho dahin gelangt war, hatte er schon manche wichtige Reformen und Maaßregeln, zur Erhöhung der Staatskräfte, versucht und zur Ausführung gebracht. Seine Thätigkeit belebte die Thätigkeit der übrigen Minister. Auf seinen Betrieb wurden Veranstaltungen zur regelmäßigern Erhebung der

Abgaben und zur zweckmäßigern Verwaltung der Finanzen getroffen. Durch seine Thätigkeit wurden einige Schiffe gegen die Corsaren ausgerüstet und die Küstenbewohner gegen ihre fernern Ueberfälle gesichert. Auch das Bedürfniß einer Reform in der Armee entging seiner Aufmerksamkeit nicht und wurde, gleich in den ersten Jahren seiner Verwaltung, als ein Gegenstand seiner Thätigkeit ausgezeichnet.

Der Hauptgegenstand seiner Aufmerksamkeit waren und blieben indessen, von Anfang an, die Wiederherstellung der Industrie und die Bewirkung einer Handelsunabhängigkeit. In der Schule der Englischen Staatswirthschaft gebildet, hatte er das Merkantil-System auch zu dem seinigen gemacht und suchte dasselbe, — freylich nur fragmentarisch und ohne einen genau entwickelten Plan, wie er es aufgefaßt hatte, — zur Ausübung zu bringen.

Zu dem Ende begann er mit Verordnungen zur Belebung der Industrie, besonders des Manufactur- und Handelsfleißes. Bald sah er indessen ein, daß diese Aufmunterungen ohne Wirkung bleiben würden, so lange die

Engländer im ausschließlichen Besitze der Handels- und Industrie-Zweige wären, auf welche er vorzüglich sein Augenmerk gerichtet hatte.

Ihnen dieselben geradezu zu nehmen, wagte er wenigstens damahls noch nicht, indem dies nicht ohne Verletzung bestehender Tractate geschehen konnte und England diese Verletzung nicht ungestraft gelassen haben würde. Er suchte ihnen daher ihre Thätigkeit zu erschweren, ohne die Tractate anzutasten.

Mit Verdruß bemerkte er, daß alles Gold, welches in so reichen Strömen aus Brasilien nach Portugal kam, von den Engländern sogleich in ihre Handelskanäle geleitet wurde und, so wie es nach Portugal kam, auch wieder in den Schlünden der Englischen Factoreyen verschwand und durch dieselben, eben so schnell als unaufhaltsam, nach England hinüber geleitet wurde. So war und blieb dieses Land, bey den größten, sich stets ergänzenden, Reichthümern, beständig arm und sah durchaus keine Aussicht zu einem erheblichen und dauernden Wohlstande vor sich.

Als Anhänger des Merkantil-Systems glaubte Carvalho diesem Uebel abzuhelfen und zugleich die Thätigkeit der Engländer zu hemmen, wenn er das Gold im Lande behalten könnte. Zu dem Ende bewirkte er ein Verbot der Ausfuhr des Goldes. Zugleich ließ er die nöthigen Anstalten treffen, um dieses Verbot zur strengsten Execution zu bringen.

Allein die Engländer hatten des Portugiesischen Goldes schon genug, um dem Portugiesischen Golde neben den verstopften Ausfuhrkanälen verborgene zu eröffnen. Dem Ausfuhrverbote und der strengen Wachsamkeit des Ministers zum Trotze, gingen, bis zu dem großen Lissaboner Erdbeben, (1755,) jährlich sechs bis acht Millionen Thaler aus Portugal nach England über. Der Vorrath des baaren Geldes blieb also fortwährend, wie Handel und Industrie der Portugiesen, geringe.

Nicht viel besser gelangen anfangs die Versuche zur Aufnahme des Ackerbaues. Portugal ist, bey einem nur mäßigen Fleiße seiner Einwohner, fähig, nicht nur seinen ganzen Bedarf, sondern auch einen beträchtlichen Ueber-

schuß zur Ausfuhr zu produciren. Gleichwohl ließ es und läßt es sich noch jetzt von den Engländern bey weitem den größten Theil seines Bedarfs für baares Geld zuführen. Die Verordnungen, welche deßhalb ergingen, richteten wenig aus, und konnten nur wenig ausrichten, gegen die so lange eingewurzelte Trägheit der Nation und die Intriguen der Engländer, wodurch sie in dieser Trägheit und Arbeitsscheu immer aufs neue wieder bestätigt wurden.

Ganz im Geiste des Merkantil-Systems richtete Carvalho seine Thätigkeit, mehr als auf irgend einen andern Gegenstand, auf die Belebung des Activ-Handels der Portugiesen mit ihren Kolonien und andern Ländern. Als ein Schüler der Engländer, hielt er die Errichtung von Handels-Compagnien für das sicherste und wirksamste Mittel zu diesem Zwecke. Er sah hierin zugleich ein Mittel, die Handels-Tyranney der Engländer einzuschränken, ohne die Tractate mit England zu verletzen.

Den ersten Versuch dieser Art machte er mit dem Handels-Monopol über den Handel nach China und Indien, welches er, (1754.)

einer Gesellschaft ertheilte, an deren Spitze das Lissaboner Handelshaus Oldenbourg stand. Dieser folgte bald nachher, in eben diesem Jahre, die Einrichtung einer zweyten, für den Handel nach Maranhaon.

Diese Maaßregeln, auch wenn sie mit der größten Behutsamkeit wären eingeleitet worden, mußten natürlich viel Mißfallen erregen. Die Englischen Factore hatten eben so viel Einfluß auf das öffentliche Urtheil, als die Englischen Minister bisher auf die Maaßregeln der Regierung. Auch wurde, besonders durch die Errichtung der letztern Handelsgesellschaft, dem Interesse der Jesuiten nahe getreten. Diese unterließen daher nicht, das Mißvergnügen zu nähren, welches durch jene veranlaßt wurde. Einige erdreisteten sich sogar, öffentlich, von der Kanzel, dagegen zu predigen.

Carvalho ließ einige der angesehensten Negotianten, welche sich am lautesten gegen seine Neuerungen geäußert hatten, Landes verweisen; die unberufenen Prediger aber durch Militär aus ihren Collegien hohlen, um sie zur Stadt hinaus zu jagen. Diese Maaßregeln

erregten Erstaunen und Bestürzung, und waren die ersten Schritte zu einer förmlichen und offenen Fehde gegen die Jesuiten, welche, den größten Theil der Administration dieses Ministers hindurch, ihn unablässig beschäftigte und zu den merkwürdigsten Unternehmungen desselben gehört.

Die Mißhelligkeiten zwischen ihm und den Jesuiten hatten bereits einige Jahre vorher, auf Veranlassung des Vertauschungs-Projectes der Portugiesischen Kolonie San Sagramento gegen einige Districte von Paraguay, ihren Anfang genommen. Bekanntlich hatten hier die Jesuiten, unter dem Titel von Missionen, große Etablissements eingerichtet, welche dem Orden, als eigenthümliche Besitzungen, durch Bergwerke und durch Handelsvortheile unermeßliche Summen eintrugen.

Diese ganze Kolonie stand, dem Nahmen nach, unter der Oberherrschaft Spaniens; allein eigentlich wurde sie von den Jesuiten beherrscht. Indem sie die Landeseinwohner bekehrt hatten, hatten sie dieselben zugleich sich zu unterwerfen und in eine Art von Leibeigenschaft zu bringen

gewußt, und dadurch ihre eigne Herrschaft vollkommen fest begründet.

Schon vor der Administration Carvalho's hatte der Statthalter von Rio Janeiro, reicher Gold-Bergwerke wegen, welche sich hier finden sollten, der Portugiesischen Regierung den Vorschlag gethan, sieben der so genannten Missionen der Jesuiten, die unter der Benennung der Missionen von Uraguay als die blühendsten bekannt waren, von Spanien, gegen den größern, aber wenig bebaueten, Landstrich der Kolonie del Sagramento einzutauschen.

Schon damahls fand dieser Vorschlag Eingang und gedieh zu einem Vertrage zwischen Spanien und Portugal, der aber unausgeführt blieb. So bald Carvalho in die Administration eintrat, wurde von ihm diese Angelegenheit wieder aufgenommen und die Ausführung des Vertrags mit der größten Lebhaftigkeit betrieben.

Man war überein gekommen, um die Unterwerfung desto sicherer und schneller zu bewirken, die Landeseinwohner dieser Missionen

nach San Sagramento und die Einwohner dieser Kolonie wieder nach Paraguay zu versetzen. Diese Maaßregel mußte die Herrschaft der Jesuiten unvermeidlich zerstören und gereichte ihnen daher zum großen Anstoße. Sie nannten sie, — was sie freylich auch war, — hart und unmenschlich, und erfüllten die Missionen mit dem lebhaftesten Widerwillen dagegen.

Ein vereinigtes Portugiesisches und Spanisches Truppen-Corps war, zur Vollziehung des Vertrages, nach Paraguay gesandt worden und — fand bey den, von den Jesuiten angeführten, Indianern den lebhaftesten Widerstand. Die Truppen wurden durch diesen kleinen Krieg geschwächt, durch Krankheiten aufgerieben; und die Jesuiten blieben immer noch in dem Besitze ihrer Missionen.

Carvalho erhielt Nachricht hiervon und zugleich von dem verborgenen, aber wesentlichen Antheile, welchen die Jesuiten an der Widersetzlichkeit der Indianer hatten. Er sandte nun, (1753,) seinen Bruder, Franz Xaver Mendoza, mit einem nicht unbeträchtlichen Truppen-Corps nach Indien, um die Besitz-

nehmung von Paraguay, dem Vertrage gemäß, zu bewirken. Mendoza hatte zugleich den Auftrag, bey fernerer Widersetzlichkeit mit Nachdruck gegen die Jesuiten selbst zu verfahren, und sie, wenn sie sich durchaus nicht fügen wollten, aus ihren Missionen zu verjagen.

Bald nachher wurde auch, so wohl in Portugal als in Indien, eine Verordnung publicirt: durch welche die Indianer in Paraguay von aller Unterthänigkeit von den Jesuiten entbunden, und in allen weltlichen Angelegenheiten allein dem königlichen Statthalter untergeordnet und an ihn gewiesen wurden.

Mit diesen Maaßregeln stand die Stiftung der Gesellschaft für den Handel nach Maranhaon in Verbindung; und hatte, wie diese, die Schwächung der Macht der Jesuiten in jenem Welttheile zum Hauptzwecke.

Daß jetzt die Glieder dieser gottseligen Gesellschaft Carvalho nicht mehr für einen der Ihrigen hielten, wird man ohne unser Erinnern erwarten. Der Verdruß, sich in ihm betrogen zu haben, vermehrte die Empfindlichkeit, welche sie über seine Maaßregeln und über

seinen täglich zunehmenden Einfluß empfanden. Sie fingen an, ihm bey dem Könige entgegen zu arbeiten, und hatten unstreitig die Absicht, ihn zu stürzen, um ihn durch einen zuverlässigern Anhänger ersetzen zu können.

Bey dem hohen Adel fanden sie, für diesen Zweck, eine kräftige Unterstützung. Auch diesen hatte der kühne Carvalho schon empfindlich angetastet und dadurch gegen sich in den Harnisch gebracht. Nicht nur sahen sich die großen Familien von dem Antheile an der Staatsverwaltung mehr und mehr entfernt; nicht nur, bey einer großen Promotion im Militär und Civile, gänzlich übergangen: sondern Carvalho fing sogar an, die Lehen der Krone in Africa und America, welche den Großen zum Theil seit geraumer Zeit überlassen waren, wieder mit der Krone zu vereinigen. Dadurch sahen sich mehrere um ihre reichsten Einkünftsquellen gebracht und manche verloren dadurch Besitzungen, wie kleine Fürstenthümer, welche sie auch unabhängig, wie Souverains, regiert hatten.

Auch von dem übrigen hohen Clerus konnten sie sich keine Unterstützung versprechen; denn Carvalho hatte auch diesem schon gezeigt, daß er die Absicht habe, seiner Herrschaft Grenzen zu setzen. Eine königliche Verordnung hatte die Auto da Fe untersagt, auch die Untersuchungen und Urtheile der Inquisition der Autorität des Staatsraths unterworfen.

Wie componirt und thätig daher auch der Angriff seyn mochte, welcher gegen Carvalho von mehrern Seiten her gerichtet wurde, so wußte er ihm doch kräftig und geschickt genug zu begegnen. Er verstand die Kunst, die Furchtsamkeit und das Mißtrauen des Königs gegen diejenigen zu richten, welche ihm hätten furchtbar werden können. Die feinen Insinuationen der Jesuiten fanden daher eben so wenig Eingang bey dem Könige, als der laute Tadel und die bittern Spöttereyen der Großen. Beyde dienten nur dazu, Carvalho noch kräftigere Waffen in die Hände zu geben, indem er den König täglich mehr gewöhnte, in seinen Tadlern seine persönlichen Feinde und in seinen Feinden die Feinde des Königs selbst wahrzunehmen.

5.

Carvalho's Betragen und große Verdienste bey dem Erdbeben zu Lissabon 1755.

So waren die Verhältnisse und die Wirksamkeit Carvalho's, als sich jene große schaudervolle Begebenheit ereignete, welche dem ganzen Königreiche, und besonders der Hauptstadt mit allen ihren Einwohnern, einen schrecklichen Untergang zu bereiten schien.

Es war am ersten November des Jahrs 1755, an einem heitern, schönen Morgen, als sich, gegen zehn Uhr, plötzlich, unter einem dumpfen Getöse, ein Erdbeben ereignete, welches in einem Momente zu Lissabon Tausende von Häusern, Pallästen, Kirchen zusammen stürzte und Zehn-tausende von Menschen unter deren Trümmern begrub.

Nicht leicht hat eine der verheerenden Naturwirkungen eine grausenvollere Scene veranlaßt, als diese Erderschütterung, in dieser unglücklichen Stadt, in diesem einzigen furchtbaren Momente. Hier tönte ein dumpfes Angstgeschrey aus verschütteten Gewölben hervor; dort schlugen Flammen über den Trümmern

zusammen und verzehrten, was durch die Erderschütterung noch verschont geblieben war. Greise, Frauen, Kinder, Kranke, die noch in ihren Betten lagen, wurden erstickt, ohne daß man ihnen Hülfe leisten konnte; oder wurden zerschmettert, verschüttet und so zu dem schmählichsten, schaudervollesten Tode, dem Tode des Hungers, verdammt. Schrecken, Verwirrung, Hin- und Herlaufen, Angstgeschrey, Flehen um Hülfe und Rettung, vermehrten das Grausenvolle dieser Scene und die Größe des Jammers. Zahlreiche Diebe und Räuber mischten sich unter das Getümmel; stahlen, plünderten, mordeten, legten Feuer an, und vervielfältigten und nährten die Flammen, die ohnehin schon fürchterlich genug wütheten, um zu stehlen.

Auf diese Weise war eine große blühende Stadt, in wenig Stunden, in einen Schutthaufen verwandelt; unzählig reiche und wohlhabende Familien waren in Armuth und Elend gestürzt; Kinder ihrer Aeltern, Aeltern ihrer Kinder beraubt; die schönsten Verhältnisse zerrissen; die süßesten Hoffnungen vernichtet; die reizendsten Freuden in Jammer und Klage verwandelt.

Hülfe wurde überall gesucht und nirgends gefunden, da jeder nur auf seine Rettung bedacht war, und das Raub- und Mordgesindel die Wenigen, die Menschlichkeit genug hatten, die eigne Gefahr über der allgemeinen Noth zu vergessen, hinderte, beraubte und mordete.

In dieser allgemeinen, verzweiflungsvollen Noth erschien Carvalho, als ein mächtiger, helfender und rettender Schutzgeist. Nie hat sich die Kraft seines Geistes und die Größe seiner Thätigkeit glänzender gezeigt, als in diesem Zeitpuncte. Diese Tage des allgemeinen Jammers waren für ihn die Tage der schönsten Glorie. Von dem ersten verheerenden Augenblicke an war er unablässig mitten unter den Todesgefahren und Schrecknissen jeder Art. Er rettete, er ordnete an, er tröstete. Er eilte den Verschütteten zu Hülfe, steuerte den Flammen, der Hungersnoth, that dem Rauben und Plündern Einhalt. Er ließ die Todten begraben, Lebensmittel herbey schaffen, Wege durch den Schutt und die Flammen bahnen, die verschütteten Schätze aufsuchen und den Eigenthümern wieder zustellen.

Mitten in der Verwirrung, in der jeder in banger Besorgniß nur auf sich achtete, hatte er das beobachtende Auge überall. Er ließ die Diebe und Räuber aufgreifen und auf den Trümmern der zusammen gestürzten Häuser aufknüpfen. So menschenfreundlich er sich gegen die Unglücklichen zeigte; so hart war er gegen die Räuber und Mordbrenner. Mehrere hundert wurden in wenig Tagen aufgehangen, und auch die, welche sich nur des Raubes oder Plünderns verdächtig gemacht hatten, auf der Stelle mit dem Tode bestraft.

Ohne sich um sein Haus und das Schicksal seiner Familie zu bekümmern, hatte er es gleich bey den ersten schrecklichen Stößen des Erdbebens verlassen, um seine helfende Fürsorge der allgemeinen Noth und Gefahr zu widmen. Wiewohl seine Wohnung, bey der allgemeinen Zertrümmerung rings umher, unverletzt geblieben war, betrat er sie doch mehrere Tage lang hinter einander nicht. Tag und Nacht war er stets beschäftigt, stets überall. Kein Bedürfniß der Ruhe und Stärkung wandelte ihn an. Sein Wagen war seine Wohnung, sein Schlaf-

zimmer, sein Büreau; und in acht und vierzig Stunden hatte er kein Nahrungsmittel zu sich genommen, als ein wenig Brühe, die ihm seine Gemahlinn selbst in seinen Wagen gebracht hatte.

Mit den Schrecknissen der ersten Tage war die Gefahr noch nicht vorüber; das Unglück kaum gemindert, das Hülfsbedürfniß, also auch Arbeit und Anstrengung für Carvalho, eher erhöhet und vermannigfaltigt.

Wer sich retten konnte, war aus der Stadt geflohen, um auf einer nahe gelegenen Anhöhe Sicherheit zu suchen. Hier lagerten Tausende von Menschen, von beyden Geschlechtern, aus allen Ständen und Verhältnissen, in dem seltsamsten Gemische unter einander. Es war der Zustand der vollkommensten Gleichheit; aber auch der Zustand der höchsten Verwirrung, Hülflosigkeit und Unsittlichkeit. Jeder Tag brachte neue Schreckniße, und dennoch umhüllte jede Nacht neue Schändlichkeiten und Greuelthaten. So bringen Unordnungen in der physischen Welt auch fast alle Mahl ähnliche Greuel-Scenen in der moralischen hervor. Wo die

Elemente wüthen, zerreißen auch die unsittlichen Leidenschaften die Bande der Vernunft und Moralität, und veranlassen Schändlichkeiten, die eben so schaudervoll und empörend, als die Wirkungen der todten Natur schreckensvoll und verheerend sind.

Wie unablässig Carvalho auch arbeitete, diesen Unordnungen, wie der allgemeinen Noth, ein Ziel zu setzen; so war er doch mit der höchsten Anstrengung lange kaum im Stande, sie nur in etwas zu mindern. Das Erdbeben war weder mit dem ersten Tage, noch waren mit dem Erdbeben die Schreckniſſe der Natur beendet. Mehrere Monathe hindurch wurden die Erderschütterungen, in Zwischenräumen von wenigen Tagen, ohne Unterlaß und zum Theil mit der gewaltsamsten Heftigkeit, wiederhohlt. Der Tago schwoll an und drang, mit wildem Ungestüm, über seine Ufer hinaus. Das Meer schien empört. Die Fluthen verschlangen die Schiffe und überströmten das Land mehrere Meilen weit. Ein anhaltender Regen verfolgte die Unglücklichen auch auf die Anhöhen, wohin sie sich vor der Wuth des Erdbebens, der Flam-

men und der Fluthen geflüchtet hatten. Nässe, Erkältung, Krankheit und Hunger brachten hier, aller angewandten Sorgfalt ungeachtet, unzähligen Menschen den Tod, die ein elendes Leben noch bis dahin, gegen die Wuth des Erdbebens, geborgen hatten.

Diese Beharrlichkeit des Unglücks und der Verheerung, welche die empörte Natur überall verbreitete, und wodurch sie gleichsam jeder menschlichen Anstrengung zur Rettung und Hülfe Hohn sprach, vermochte dennoch den menschenfreundlichen Eifer Carvalho's nicht zu ermüden.

Sein Geist theilte sich auch andern mit und belebte sogar die Schlaffheit des Königs zum Mitgefühle und zur Thätigkeit. Auch Er und seine Familie waren ohne Obdach, ohne Lebensmittel, ohne Schutz. Der Pallast des Königs war, wie die meisten übrigen Gebäude, zusammen gestürzt. Ihm und seiner Familie war das Leben nur dadurch gerettet, daß sie sich eben unterweges, nach Belem, (einem reichen Kloster, wo der König eine Wohnung hat,) befanden.

Der König und seine Familie lebten acht Tage lang unter Zelten, in der Entbehrung fast jeglicher Bequemlichkeit. Der König nahm Theil an den Anordnungen für die Rettung und Erleichterung der Unglücklichen; sorgte mit dafür, daß die Todten begraben wurden; ja, er legte, auf Carvalho's Aufforderung, selbst zuerst mit Hand ans Werk, um den Arbeitern Muth und Lust zu machen, die aus Furcht und Vorurtheil sich weigerten, diese höchst dringende Arbeit zu beginnen.

Die Königinn ließ von dem wenigen Lebensmitteln, die man für die königliche Familie herbey geschafft hatte, Austheilungen machen. Man fragte nach; man zeigte die lebhafteste Theilnehmung; man bemühete sich, das Unglück zu mildern, das freylich überall und mit jeder Stunde dringender zur Rettung und Hülfe aufforderte.

Den Verlust an Menschen, welchen diese schreckliche Naturbegebenheit bewirkt hatte, berechnete man, allein für Lissabon, auf dreyßig tausend. Er würde noch bey weitem größer gewesen seyn, wenn die erste, schrecklichste und

verheerendste Erschütterung sich nicht an einem Sonntage ereignet hätte. An den übrigen Tagen sind, in der Stunde von neun bis zehn, die Kirchen mit Menschen angefüllt. Am Sonntage aber geht, nach einer alten und allgemeinen Sitte, der Einwohner Lissabons, schon mit dem frühen Morgen, aufs Land. Viele Tausende von Menschen befanden sich daher im Freyen und außer aller persönlichen Gefahr, die außerdem von den einstürzenden Wohnungen und Kirchengewölben würden erschlagen worden seyn.

Immer kamen dennoch sehr viele, und zwar die meisten, von den Erschlagenen und Verschütteten in den Kirchen um. Viele hatten sich dahin geflüchtet, in der Voraussetzung, daß die Festigkeit dieser Gebäude der zerstörenden Gewalt der Erschütterungen eher widerstehen würde; und eben diese war es, welche ihnen nur einen gewissern Tod bereitete.

Der Verlust an Eigenthum war unermeßlich und kaum, auch nur im Allgemeinen, zu berechnen. Er erstreckte sich über alle Classen der Einwohner, und traf den König so gut als den Sackträger.

Der königliche Pallast war, mit allen Kostbarkeiten, die er enthielt, von der Erde verschlungen. Man gab diesen Verlust allein auf funfzehn Millionen Livres *) an; — eine Kleinigkeit jedoch gegen die ganze Masse dessen, was durchaus unwiederbringlich und rettungslos zu Grunde gegangen war. Nach einer oberflächlichen Schätzung, — denn wie war es möglich, eine genauere zu veranstalten, und wozu konnte es nutzen? — wird die Summe des ganzen Verlustes, für Lissabon, auf zwey tausend zwey hundert und vier und achtzig Millionen Livres **) angegeben.

Carvalho ließ fortwährend, mit unermüdetem Fleiße, Nachsuchungen anstellen, die Schutthaufen aufwühlen und die verschütteten Gewölbe aufgraben. Es wurde viel und von großem Werthe gefunden und den Eigenthümern wieder zugestellt. Indessen darf dies doch kaum in Anschlag gebracht werden, gegen das, was

*) Gegen vier Millionen Thaler.

**) Ungefähr fünf hundert und sechzig Millionen Thaler.

verloren war und blieb, durch keine Anstrengung und Bemühung wieder herbey geschafft, so wie durch keine Aufopferung ersetzt werden konnte.

Die großen Verdienste, welche sich Carvalho bey dieser Gelegenheit erworben hatte, waren über alle Verkleinerung und Entstellung erhaben, und erwarben ihm fast allgemein Achtung und Bewunderung. Nur einige seiner erbittertsten Gegner unter dem Adel vermochten es nicht über sich, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Indem Carvalho unablässig und mit mehr als menschlicher Thätigkeit für Rettung, Sicherung und Ernährung sorgte, schlich einiges von dem Otterngezüchte der Höflinge um den König her und suchte ihm sein Gift einzuhauchen.

Nie hätte indessen der Zeitpunct weniger günstig gewählt werden können. Der König empfand gerade jetzt eine Art von heiliger Ehrfurcht vor seinem Günstlinge. Auf ihn hatte besonders der Zufall, daß das Haus des Ministers mitten unter den Trümmern allein stehen geblieben war, einen starken Eindruck gemacht.

Er sah in ihm nunmehr einen ganz besondern Schützling des Himmels, einen Auserwählten, dem keine Gefahr etwas anhaben, den keine Strafe und Landplage treffen könne.

Diese Vorstellungen befestigten ihn in dem unbegrenztesten Zutrauen zu ihm noch mehr. Er fühlte, daß er nur unter dem Schutze und durch den Beystand dieses außerordentlichen Mannes Sicherheit und Ruhe genießen könne, und überließ sich daher seiner Leitung unbedingt. Um ihm und dem ganzen Reiche seinen Beyfall mit dem Betragen des Ministers zu erkennen zu geben, legte ihm der König den Titel eines Grafen von Oeyras, nach einer Herrschaft, welche der Minister besaß, bey, und begegnete ihm mit der ausgezeichnetsten öffentlichen Achtung.

So bald die Natur sich nur einiger Maßen wieder beruhigt zu haben schien, traf Carvalho, oder, wie wir ihn von jetzt an nennen werden, der Graf von Oeyras, Anstalten zum Wiederaufbaue der zerstörten Hauptstadt. Dieses Unternehmen erforderte unermeßliche Summen und machte daher neue Auflagen nöthig. Oeyras suchte sie auf die Ausländer,

besonders die Engländer, zu wälzen, und legte eine Abgabe, von vier Prozent, auf alle ausländische Waaren; eine Verfügung, die zugleich verräth, daß er seine Hauptabsicht, den Handel der Engländer einzuschränken und die inländische Industrie zu beleben, nie, unter keinen Umständen, aus den Augen verlor.

Wie laut man auch jetzt wieder über diese Neuerung schrie; wie sehr man auch dagegen, von Seiten der Englischen und anderer Regierungen, protestirte: so blieb doch Oeyras unerschütterlich. Da es an ausländischen Manufactur-Producten zu fehlen anfing, gab der König selbst, auf Antrieb seines Ministers, das Beyspiel, sich der schlechtern inländischen zu bedienen. Der König und, nach seinem Beyspiele, Tausende seiner Unterthanen, die geglaubt hatten, ohne Englische Tücher sich nicht bekleiden zu können, trugen jetzt Kleider von einem groben Portugiesischen Tuche, und ersparten dadurch der Nation eine Ausgabe von mehr als einer Million Cruzaden, welche sonst in die Cassen der Englischen Handelsleute übergegangen waren.

6.

Der Graf von Oeyras wird erster Minister. Fernere Reformen und Verfügungen. Aufruhr zu Oporto, und dessen Bestrafung.

Im Anfange des Jahrs 1756 starb der erste Staats-Secretär, Dom Pedro de Motta, und nun rückte Oeyras in dessen Stelle. Er war nun erster Minister und, in Betreff seiner Macht, ganz eigentlich der Stellvertreter des Königs. Er übte dieselbe von nun an, in Rücksicht auf alle Gegenstände der Regierung, in dem Umfange aus, in welchem sie, von dem Könige selbst, nur immer ausgeübt werden konnte.

In seine bisherige Stelle, als Minister der auswärtigen Verhältnisse, ließ er einen seiner ergebensten Anhänger, Ludewig von Acunha, einsetzen. Die dritte Minister-Stelle, für das Seewesen, bekleidete anfangs noch einige Zeit Diego Mendoza de Corte Real. Bisher hatte er sich völlig in ein untergeordnetes Verhältniß gegen Oeyras gefügt und ihm die unbedingteste Ergebenheit gezeigt. Nun aber gewannen seine Gegner Einfluß auf den schwachen Mann, und bestimmten

ihn sogar dahin, einer Relation des ersten Ministers zu widersprechen und seine Absichten dem Könige verdächtig zu machen.

Einige Tage nachher überbrachte ihm Acunha seine Abdankung und ein Verweisungs-Decret, nach Mazargon in Africa.

Der unglückliche Abbé erstaunte und erschrak. Er hatte geglaubt, in der Gunst und dem Vertrauen des Königs so fest zu sitzen, daß er nichts zu befürchten habe. Er pflegte täglich einige Schüsseln mit Gebackenem, welches der König sehr liebte und zwey Deutsche Mädchen, in dem Hause des Staats-Secretärs, allein zu verfertigen verstanden, nach Hofe zu schicken. Dies war auch heute geschehen und gut aufgenommen worden. Wie konnte er erwarten, daß man einen Mann, der im Besitze solcher Geheimnisse sey, so leicht entbehrlich finden werde? Auch hat es wohl vor ihm und nach ihm Minister gegeben, die sich durch eben nichts Wichtigeres, als die Bereitung eines Backwerks, nothwendig zu machen gewußt haben. Nur standen sie dann nicht einem Grafen Oeyras gegen über, und wagten es nach weniger, Hand an ihn legen zu wollen.

Mendoza hatte wenigstens den Trost in seinem Unglücke, daß es mehrere der angesehensten Personen des Adels, aus gleichen Veranlassungen, mit ihm theilten. Nach dem Maaße, worin sich die Macht des Ministers fester begründete, schien sich auch seine despotische Gemüthsart immer mehr zu entwickeln. Doch muß man auch gestehen, daß er, den Verhältnissen und Umständen zufolge, entweder seine Plane aufgeben, oder sich mitunter auch harte, despotische Maaßregeln erlauben mußte.

Sehr ausgebreitete und gefährliche Geschwüre können nur durch tiefe und schmerzende Einschnitte geheilt werden; und wer mag es läugnen wollen, daß es Krankheiten des Staats wie des Körpers geben kann, in welchen eine gewisse Härte in dem Verfahren des Arztes Wohlthat für den Kranken werden kann? Sind einzelne Glieder des Körpers so durchaus verdorben, daß der ganze Körper nur durch eine Amputation derselben oder durch eine schmerzhafte Operation an denselben gerettet oder ihm die Gesundheit wiedergegeben werden kann; so würde der sanftere Arzt, der sich durch die Kla-

gen des Kranken und die schmerzlichen Zuckungen des verdorbenen Gliedes abhalten ließe, die Operation vorzunehmen, durch seine Weichmüthigkeit zum Mörder des Kranken werden, indem der härtere, selbst durch seine Härte, die Pflichten der Menschlichkeit erfüllete.

Alles wird freylich in diesem Falle darauf ankommen: ob der Arzt Befugniß und Verpflichtung dazu habe, und in wie fern der Kranke sich seiner Willkühr überlassen habe. Ist der Arzt unberufen, oder maßt er sich mehr Gewalt über den Kranken an, als dieser ihm einzuräumen geneigt seyn möchte; dann dürfte er auch sein Verfahren allerdings nur schwer oder gar nicht rechtfertigen können, seine Absichten möchten seyn welche sie wollten.

In wie fern Deyras sich in diesem oder dem entgegen gesetzten Falle befunden habe, lassen wir unbeurtheilt. Wie er auch selbst über sein Verhältniß gedacht haben möge, so scheint ausgemacht, daß eine gewisse eigenthümliche Härte, in seiner Gemüthsart, — mitunter auch wohl gereizte Leidenschaftlichkeit, Selbstvertheidigung, auch wohl Selbstrache, — in manche seiner Maaßregeln mit eingewirkt habe.

Indessen würde man ihm gewiß Unrecht thun, wenn man dies auf alle seine, als strenge, selbst als despotisch erscheinenden, Maaßregeln anwenden wollte. Wenn er die Schaarwächter autorisirte, die in der Nacht aufgegriffenen Umherstreifer auf der Stelle aufzuhängen; so konnte dies durchaus keinen andern Zweck haben, als die öffentliche Sicherheit endlich wieder herzustellen und dem mannigfaltigen nächtlichen Unfuge und den nächtlichen Schändlichkeiten zu steuern.

Die Unordnungen, welche von je her in dieser Hauptstadt geherrscht und an welcher ehemahls der junge Carvalho selbst Theil genommen hatte, erreichten nach dem Erdbeben den höchsten Grad. Zu dem jungen Adel gesellten sich noch Räuber und Mordbrenner, und zu der Zeit, da fast niemand ein Obdach hatte, war auch fast niemand seines Lebens sicher. In einem so außerordentlichen Falle konnte eine Maaßregel wohlthätig seyn, die, ihres fast unvermeidlichen Mißbrauchs wegen, in jedem andern verwerflich gewesen seyn würde.

Und gewiß würde nicht so viel Geschrey darüber erhoben seyn, hätte sie nicht zugleich die Wüstlinge aus dem hohen Adel mit getroffen. Gleichwohl kannten die Frechheit und der Muthwille dieser Menschen beynahe durchaus keine Grenzen mehr. Sie verübten nicht selten am hellen Tage die abscheulichsten Mordthaten, ohne nur zu ahnen, daß sie nicht dazu berechtigt seyn könnten. Selbst vergriffen sie sich nicht selten an obrigkeitlichen Personen. *) Sie wa-

*) Dem Grafen Oeyras gelang es endlich, durch die höchste Strenge diesem Unfuge nur einiger Maßen zu steuern. Allein gleich nach seiner Entlassung wurde er wieder ärger, als er je vorher gewesen war. So begegneten zwey Edelleute dem Stadtrichter der Hauptstadt. Beyde waren zu Wagen, und der Stadtrichter, ein alter kurzsichtiger Mann, fährt vorüber, ohne die Fidelgos, (hochadeligen Herren,) zu grüßen. Diese nehmen es übel, steigen aus, mißhandeln ihn mit Scheltworten, und da er sich vertheidigt und ihnen Vorstellungen über ihr Betragen macht, zieht der eine seinen Degen und ermordet ihn auf der Stelle. Sie fliehen nun zu dem Französischen Gesandten. Dieser hilft ihnen heimlich fort. Bald aber kommen sie zurück und werden begnadigt. Von Strafe ist gar nicht die Rede.

ren, wie das Raubes- und Diebesgesindel, mit dem Staate in einem Verhältnisse des Kriegs begriffen, und es war durchaus nöthig, sie zu schrecken, um sie nur einiger Maßen zur Ordnung zurück zu führen.

Da die Verfügungen des Ministers stets mit egoistischen Leidenschaften des Stolzes und der Habsucht wie mit anarchischen Anmaßungen im Streite waren, so mußten sie auch stets Mißfallen erregen und Tadel veranlassen. Eine von denen, welche am lautesten gemißbilligt und am giftigsten verunglimpft wurde, war die Errichtung einer Handelsgesellschaft zu Oporto, für den Handel mit Portugiesischen Weinen.

Auch dieser war, wie der ganze übrige Handel, in der Gewalt der Engländer, und auch diese Handelsgesellschaft hatte, wie alle übrige, die Absicht, ihn ihrer Alleinherrschaft zu entziehen. Zu dem Ende wurde eine Gesellschaft Portugiesischer Kaufleute ausschließlich zu dem Weinhandel privilegirt. Sie wurde autorisirt, durch Actien einen Fond von anderthalb Millionen Cruſaden zusammen zu bringen. Und um die Engländer zu hindern, daß sie nicht

die Capitalien, durch Versprechung höherer Zinsen, an sich zögen, wurde der Handelsgesellschaft das Vorrecht auf alle in jener Stadt und Gegend umher zu verleihende Capitalien gegeben, bis die Zahl ihrer Actien vollzählig seyn würde.

Diese Maaßregel war allerdings vollkommen despotisch, und die ganze Handelsgesellschaft hatte eben die nachtheiligen Wirkungen, welche jedes Monopol, seiner Natur nach, haben muß. Indessen war dadurch nur ein gesetzliches Monopol für ein mißbräuchliches in die Stelle getreten, und die Klagen darüber würden nicht so laut und ungestüm geworden seyn, wenn nicht die, welche bisher im Besitze des letztern gewesen waren, den Verlust, welchen sie dadurch litten, als einen Nachtheil für das Ganze vorzuspiegeln gewußt hätten.

Die Englischen Handelsleute wiegelten, durch ihren Anhang, eine große Anzahl Menschen, besonders der niedern Classen, welche durch sie bisher ihren Unterhalt gefunden hatten, die Weinbauern, auf, indem sie ihnen vorstellten, daß sie sonst ihren Wein hätten ver-

kaufen können; an wen und um welchen Preis sie gewollt hätten, jetzt aber gezwungen wären, ihn den Monopolisten, um einen von diesen zu bestimmenden Preis, zu überlassen.

Es erhob sich ein lautes Murren. Die Geistlichen, besonders die Jesuiten, die ebenfalls durch die Handelsgesellschaft verlieren mochten, schürten das Feuer an, bis es in Flammen empor schlug. Schaarenweise strömten die Landleute nach der Stadt. Die Gemüther erhitzten sich. Es entstand ein Auflauf; der Pöbel drang in das Haus des Stadtrichters; zog ihn, ungeachtet seiner Krankheit, aus dem Bette, setzte ihn auf einen Sessel, trug ihn so in Prozession durch die Stadt, und zwang ihn, laut und feyerlich gegen die Handelsgesellschaft zu protestiren.

Getümmel, Unordnung und Gewaltthätigkeiten nahmen überhand. Der Pöbel bestürmte das Haus der Compagnie-Direction, verwüstete und plünderte es. Der Commandant der Garnison ließ einige Truppen gegen die Volkshaufen anrücken, wurde aber von ihnen mit Steinwürfen zurück getrieben. Weit wirk-

samer war eine Buß-Prozession, welche die Franciscaner, auf Befehl des Gouverneurs, anstellten. Der Pöbel wurde von Andachtsgefühl ergriffen, beruhigte sich und zerstreuete sich endlich.

Der Minister erhielt nicht so bald Nachricht von dieser Unordnung, als er ein Truppen-Corps nach Oporto absandte, und Befehl gab, die strengsten Maaßregeln, besonders gegen die Anstifter derselben, zu ergreifen.

Der Minister glaubte, durch die Bestrafung des ersten Versuchs dieser Art von allen ähnlichen für die Zukunft abschrecken zu müssen. Mehrere Personen wurden zum Tode, andere zu den Galeeren verdammt, und eine große Anzahl wurde des Landes verwiesen. Zugleich ließ er die Municipal-Verfassung, welche diese Stadt gehabt hatte, auf immer vernichten und der ganzen Stadt zur Buße die Unterhaltung der Executions-Truppen auflegen.

Natürlich fanden nun die Gegner des Ministers, in dieser Strenge, neuen Stoff zu Klagen über seinen Despotismus. Sie verbreiteten die Mißbilligung seines Verfahrens durch alle Stände und suchten sie selbst bis zu den Ohren des Königs zu bringen.

Der Minister, auf alles aufmerksam und stets gerüstet, ließ im Nahmen des Königs einen Preis von zwanzig tausend Cruſaden für denjenigen ausbieten, welcher einen Tadler der Regierung und einen Anschlag gegen einen der königlichen Minister entdecken und denuntiiren würde. Dieser Publication folgte bald eine zweyte, durch welche jede Widersetzlichkeit gegen eine Verordnung des Königs oder eine Verfügung der Minister im Nahmen des Königs für ein Verbrechen der beleidigten Majestät erklärt wurde. Dadurch vermehrte er freylich die Beschwerden über unerträglichen Despotismus nur noch mehr; allein er verhinderte doch ihr Laut-werden.

Die Jesuiten und der hohe Adel rechneten es ihm fortwährend zum Verbrechen an: daß er den Willen des Königs für das erste und einzige Grundgesetz der Monarchie anerkannt wissen, und in der Ausübung desselben durchaus auf keine Privilegien oder Anmaßungen gewisser Stände oder Personen Rücksicht nehmen oder Rücksicht genommen wissen wollte.

Der Minister, seiner Seits, nahm hierauf wieder eben so wenig Rücksicht; vielmehr ließ er eben die, welche ihn des Despotismus wegen anklagten, denselben auch am härtesten empfinden. Der Adel und die Jesuiten wurden dadurch nur mehr erbittert, und nun begann eine offene Fehde, welche, von Seiten des Ministers, gleich von Anfang an, mit einem Uebergewichte und bis ans Ende mit einer Beharrlichkeit geführt wurde, welche die Energie seines Characters am kräftigsten darstellt.

7.

Die Mißhelligkeiten zwischen dem Minister, den Jesuiten und dem hohen Adel werden zu einer offenen Fehde, die von dem Minister mit eben so entschiedenem Uebergewichte als Kühnheit und Beharrlichkeit betrieben wird.

Die Jesuiten hatten selbst die Schreckniße des Erdbebens nicht unbenutzt gelaßen, um auf die frevelhaften Unternehmungen des Ministers hinzudeuten und die Gemüther zu beunruhigen. Sie redeten von den Kanzeln und bey jeder andern Gelegenheit über das Erdbeben als ein schreckliches Strafgericht des Zornes Gottes, und ga-

ben mancherley Winke über die Veranlassungen dazu, welche leicht verstanden werden konnten.

Oeyras hingegen hatte von Anfang an die ganze schreckliche Begebenheit für nichts weiter, als was sie in der That war, eine Explosion zerstörender Naturkräfte, erklärt und dadurch Schrecken und Angst zu vermindern gesucht.

Ein anderer würde mit solchen Aeußerungen ohne Zweifel vor das Inquisitions-Gericht gezogen seyn; dem Minister aber, der über den Angriff dieses Ungeheuers, das er mit seinem mächtigen Arme gefesselt hielt, erhaben war, konnte man nur durch giftige Insinuationen schaden. Man verbreitete seine Aeußerungen mit Achselzucken und Seufzen über Frevler und Gottesverächter unter dem Volke; unterließ auch nicht, diesen Antichrist in eben dem Lichte dem Könige vorzustellen. Man hoffte ihn hier um so sicherer zu treffen, je weniger man ihm, von andern Seiten her, beykommen konnte.

Indessen wirkten sie, besonders durch ihre Strafpredigten, weiter nichts, als daß sie einigen schwachen Gemüthern dadurch eine qualvolle

Beängstigung erregten. Der Minister ließ ihnen ihr Betragen nachdrücklich verweisen und ferneres Predigen und Reden dieser Art auf das schärfste untersagen. Eine stete Beobachtung, mit der er die beliebtesten Volksredner überall umgeben ließ, setzte sie in die Nothwendigkeit, zu gehorchen. Sie hatten bey Gelegenheit der Predigten wider die Handels-Compagnien gesehen, daß mit ihm in solchen Fällen auf keine Weise zu scherzen sey.

Indessen war in Indien der Krieg der Regierung gegen die Indianer, oder vielmehr gegen die Jesuiten, fortgesetzt worden und hatte mehr als ein schreckliches und wirkungsloses Blutvergießen veranlaßt. Die Jesuiten der Mission wagten es, darüber dem Könige, durch den Beichtvater desselben, Vorstellungen und Beschwerden über den Bruder des Ministers, der die königlichen Truppen in Maranhaon anführte, insgeheim überreichen zu lassen. Der Versuch war vergebens. Der Minister wurde davon, so wie von Allem, was an den König kam, sogleich unterrichtet, und er gab nun seinem Bruder aufs neue Befehl: die Jesuiten aus

ihren Missionen völlig zu vertreiben; die angesehensten und thätigsten aber, unter sicherer Bewachung, nach Portugal zu senden. Der Befehl wurde zur Ausübung gebracht, und die übersandten Jesuiten wurden in einige kleine Städte des Königreichs vertheilt, wo sie unter sorgfältiger Beobachtung gehalten wurden.

Zugleich arbeitete nun Oeyras dahin, die Jesuiten, so wohl in den Augen des Königs als des Publicums, herab zu setzen. Jenem legte er zu diesem Endzwecke Documente vor, welche er durch seinen Bruder erhalten hatte und welche ihre Herrschaft und ihre Handels-Etablissements in ihren Missionen, so wie ihre offenbare Widersetzlichkeit gegen die Vollziehung des Tauschvertrags, außer Zweifel setzten. Es gelang ihm, sie dadurch als gefährliche Menschen darzustellen und so das Mißtrauen und die Furchtsamkeit des Königs gegen sie zu richten.

Um das Publicum auf gleiche Weise gegen sie einzunehmen, ließ er eine Druckschrift verbreiten, in welcher von dem jesuitischen Staate und Kriege am Uraguay-Flusse genaue Nachricht gegeben wurde. Man las jetzt mit Erstau-

nen von einem beträchtlichen Staate, den diese frommen Männer, unter dem bescheidenen Titel von Missionen, in America gestiftet hatten; von einem Monarchen, aus ihrem Mittel; von Leibeigenschaft; von einem zahlreichen Kriegsheere, das sie nach Europäischer Weise gebildet und selbst zur Schlacht geführt hatten; u. s. w. Diese Schrift wurde zwar nicht officiell bekannt gemacht; allein sie wurde officiell an die fremden Minister ausgetheilt und selbst dem Papste und dem ganzen Cardinals-Collegio zu Rom überreicht.

Die Jesuiten ergrimmten hierüber auf das heftigste und erklärten Alles, was diese Schrift enthielt, für Lügen und Verleumdung. Sie ließen sie in Paraguay selbst fiscalisch untersuchen und für ein schändliches Libell erklären. Auch bewirkten sie, daß sie in Spanien, auf Befehl der Regierung, öffentlich verbrannt wurde. Indessen enthielt diese Behandlung keine Widerlegung, und sie blieb immer ein sehr empfindlicher Streich, welchen der Minister seinen Gegnern versetzt hatte.

Vergebens bemüheten sich die Jesuiten, welche am Portugiesischen Hofe noch immer Zutritt hatten, auch bey Joseph dem Ersten den Eindruck ganz auszutilgen, welcher durch diese Nachrichten bey ihm bewirkt war. Sie kannten die Gewalt, welche sie ehemahls über ihn besessen hatten. Joseph war von Jesuiten erzogen; die Beichtväter des Königs und der Königinn und die Lehrer der königlichen Kinder waren Jesuiten. Es lebte ihrer eine beträchtliche Anzahl am Hofe, und sie hatten unzählige Gelegenheit, dem Minister entgegen zu arbeiten.

Auch hatten sie bisher immer noch von Zeit zu Zeit Beweise erhalten, daß sie fähig wären, die Plane des Ministers zu erschweren, wohl gar zu vernichten. So schrieben sie sich zum Beyspiel das Verdienst zu, den König dahin disponirt zu haben, daß er dem Vorschlage des Ministers, die Juden nach Portugal zu ziehen, seine Einwilligung versagte. Diese sollten sich nämlich erboten haben, wenn man sie in Portugal aufnehmen wollte, Lissabon auf ihre Kosten wieder aufbauen zu lassen. Dem Minister war dieses Anerbieten sehr willkommen gewesen

und er hatte es bey dem Könige lebhaft unterstützt. Allein der Beichtvater des Königs hatte noch kräftiger dagegen gearbeitet und — das Project war verworfen.

Solche Siege gaben ihnen Muth und Hoffnung, auch noch größere zu erringen; und es leidet keinen Zweifel, daß sie jetzt mit allem Ernste dahin arbeiteten, das Gemüth des Königs gegen den Minister einzunehmen und so seinen Sturz vorzubereiten. Oenras sah dies sehr wohl, und erkannte nicht minder die Größe der Gefahr, welche für ihn daraus entstehen konnte. So überlegen er ihnen jetzt noch war, so kannte er doch das schwache Gemüth des Königs zu gut, als daß er in einer andern Maaßregel, als der gänzlichen Entfernung der Jesuiten vom Hofe, seine Sicherheit hätte finden sollen.

Dies war indessen unstreitig das kühnste Wagestück, das er bis dahin unternommen hatte; — allein was war seiner Geschicklichkeit und seinem Muthe zu kühn? Er wußte den König so mit Argwohn und Furcht zu erfüllen, daß er endlich seine Zustimmung zu einer Verfügung gab, mit welcher seine ältesten und

eigenthümlichsten Neigungen im Widerspruche standen. Ehe sie es nur von ferne ahneten, erhielten die Beichtväter und alle Jesuiten am Hofe, (am 16ten September 1757, Abends beym Schlafengehen,) den Befehl: sich sogleich in die für sie bereit stehenden Wagen zu setzen und sich in ihre Collegien zu begeben. Alle Vorstellungen, alle Gesuche um Aufschub, nur bis auf den folgenden Tag, waren vergebens. Sie mußten abreisen und waren für immer vom Hofe verwiesen.

Man erwartet leicht, daß die heiligen Väter diesen empfindlichen Streich auch tief und schmerzhaft empfanden. Sie schrien über Härte und Undankbarkeit; indem, wie sie behaupteten, der Minister allein dem jesuitischen Beichtvater des Königs seine Erhebung verdanke und dennoch diesen mit den übrigen eine gleich harte Behandlung erfahren lasse. Die Niederlage, welche sie dadurch erfahren hatten, ließ sie den Sieg noch keineswegs völlig aufgeben. Sie stellten sich bey dem Volke als Märtyrer dar, und suchten auf diese Weise hier wieder zu gewinnen, was sie, durch ihre Verweisung

vom Hofe, dort verloren hatten. Ein zweytes Manoeuvre war: daß sie sich noch inniger mit den Unzufriedenen unter dem hohen Adel verbanden; die Erbitterung desselben gegen den Minister und selbst gegen den König mehrten; und so den großen Streich vorzubereiten suchten, den sie im äußersten Falle auszuführen dachten.

Der Minister bemerkte bald, daß er in einem halben Siege gar keinen erfochten habe. Er schickte sich daher an, sie auch von der Seite anzugreifen, wo sie sich jetzt hauptsächlich zu verschanzen suchten.

Nur durch die Autorität des Papstes konnte das Vorurtheil des großen Haufens vernichtet werden, welches die Jesuiten für sich und gegen den Minister zu erregen und zu verstärken gewußt hatten. Er sandte eine Schilderung der Corruption der Portugiesischen Jesuiten an den Papst Benedict den Vierzehnten, und wirkte dadurch ein Breve aus, in welchem eine Visitation derselben anbefohlen wurde.

Der Cardinal Saldanha, der den Absichten des Ministers vollkommen entsprach, wurde zum apostolischen Visitator bestellt. Die

Resultate seiner Untersuchung waren die der Beschwerden des Ministers. Es erhellte daraus hauptsächlich, daß die Jesuiten, um sich zu bereichern, ihre Bestimmung und ihren Stand ganz verläugnet und auf eine höchst ärgerliche Weise Handel und Wandel getrieben hätten. Es wurde ihnen nun alles Predigen und Beichthören völlig untersagt und dieses Verbot überall, durch ganz Portugal, mit der größten Strenge und Wachsamkeit zur Ausführung gebracht.

Indem der Minister diesen hartnäckigen Kampf mit den Jesuiten rang, begann er einen nicht minder gefährlichen Krieg mit dem hohen Adel. Die großen Familien, zum Theil mit der königlichen verwandt und an eine Verachtung aller Minister, die nicht ihres Gleichen, so wie aller Verordnungen, die ihnen nicht gefällig waren, gewöhnt, nahmen täglich mehr Anstoß an dem Betragen des Grafen von Oeyras. Sie spotteten über ihn, sie tadelten ihn laut; sie wagten es selbst, dem Könige Vorstellungen zu machen und den Minister bey ihm anzuklagen.

Der Minister sah sich genöthigt, gegen einige auffallende Schritte zu thun, um andere abzuschrecken. Dom Juan de Braganza, ein Prinz vom Geblüte, der dem Könige das Verfahren des Ministers bey dem Aufruhre zu Oporto verdächtig zu machen suchte, erhielt, — in der Erlaubniß, auf Reisen zu gehen, — eine Verweisung außer Landes. Der Marquis von Marialva, der den Oberbefehl des Marquis von Tancos, als General-Inspecteurs aller Portugiesischen Truppen, über seine Division nicht anerkennen wollte, wurde seiner Dienste entlassen und vom Hofe verwiesen.

Andere, die gewohnt waren, mit dem Könige auf einen ziemlich gleichen Fuß umzugehen, sahen sich entfernt und mit Kälte behandelt, von jedem Antheile an der Staatsverwaltung völlig ausgeschlossen.

Diese Fehden verhinderten den Minister nicht, seine Thätigkeit fortwährend auf die Vermehrung der Staatskräfte und die Reformen in der Staatsverwaltung zu richten. Besonders beschäftigte ihn jetzt die Beförderung des Landbaues. Er betrieb dies mit der Thätigkeit und

der Strenge, welche alle seine Unternehmungen bezeichnen.

Da er gewahr wurde, daß Aufmunterungen zur Vermehrung und Verbesserung des Feldbaues nichts fruchteten, trug er kein Bedenken, auch für diesen Behuf gewaltsamere Maasregeln anzuwenden. Er ließ die Weinstöcke ausraufen, um die Besitzer der Weinberge zu zwingen, daß sie, statt des Weins, Getre dobauen sollten. Seine Gegner schrien nun: er lasse die Weinberge der Unterthanen ruiniren, um seine eignen desto höher zu benutzen. Man klagte über Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit, und vernichtete so die gute Wirkung grosen Theils, welche er bey seinem, — allerdings sehr despotischen, — Verfahren beabsichtet hatte. Ein gleiches Schicksal erfuhren manche seiner nützlichsten Verordnungen für die Beförderung des Landbaues. Man machte sie lächerlich, um den Minister verächtlich zu machen.

Zu gleichem Zwecke benutzte man eine Begebenheit, wozu der Minister, wenigstens unmittelbar, keinen Anlaß gegeben hatte. Wiewohl er die Verbesserung des Vertheidigungs-

zustandes des Reichs gegen auswärtige Angriffe nicht mit dem Eifer, wenigstens nicht mit der Beharrlichkeit betrieb, als die Verstärkung der Kräfte desselben im Innern; so ließ er dieselbe doch nicht ganz aus der Acht. Bey einer gänzlichen Vernachlässigung aller Theile des Kriegswesens hatte die Artillerie dieses Loos vielleicht am meisten getroffen. Der Minister ließ mit beträchtlichem Kostenaufwande in fremden Ländern eine ansehnliche Artillerie kaufen, und traf Veranstaltungen, daß die Kanoniere fleißig geübt werden sollten.

Wie konnten indessen diese Befehle, ihrer Absicht gemäß, ausgeführt werden, wenn die Officiere vielleicht noch ungeschickter als die Gemeinen waren? Und hierfür möchte folgender Vorfall allerdings sicherer zeugen, als für die Unklugheit des Ministers und seiner Anordnungen.

Man hatte einst den ganzen, in der Hauptstadt gesammelten, Vorrath von grobem Geschütze, hundert und zwanzig Kanonen, hinaus geführt, um ein Uebungsschießen anzustellen. Der commandirende Officier kam auf den seltsa-

men Einfall, sie alle zugleich abfeuern zu lassen. Natürlich bewirkte er durch dieses unvorsichtige und thörichte Verfahren einen Knall und eine Erderschütterung, die weit und breit Grausen und Entsetzen verbreitete. Die Einwohner Lissabons und der Gegend umher glaubten, das Erdbeben erneuere sich und nun seyen Untergang und Verderben allgemein.

Nachdem man sich endlich von dem Schrecken erhohlt hatte und die Veranlassung dieser seltsamen Erscheinung erfuhr, ermangelten die Gegner des Ministers nicht, das Lächerliche, was so offenbar auf die Befehlshaber der Artillerie fiel, dem Grafen von Oeyras anzuhängen. Höhnend sagte man sich: Seht da die großen Fortschritte, welche die Kriegskunst unter der allmächtigen Fürsorge des großen Ministers macht, der Alles tadelt, was vor ihm gewesen ist, und in allem klüger seyn will, als die, welche mit ihm zugleich leben.

Diese armseligen Neckereyen sollten jedoch bald weit ernsthaftern und selbst schaudervollen Auftritten Platz machen. Die Feindschaft und Rachsucht der Jesuiten und des Adels nahmen

einen höhern und kühnern Schwung. Es wurden Werke der Finsterniß angelegt, die durch die gräßlichsten Explosionen ans Licht kamen. Der Leser bereite sich zu Auftritten, die, auch nur aus der Ferne, nur mit einem flüchtigen Blicke überschauet, Grausen und Entsetzen erregen.

8.

Verschwörung gegen das Leben des Königs. Veranlassung, Entdeckung und Bestrafung.

Schon im August des Jahrs 1758 verbreiteten sich Gerüchte, von Prophezeihungen, daß der König nicht lange mehr leben werde. Man gab einen Italiänischen Jesuiten, P. Malagrida, der wegen seiner Heiligkeit und seines prophetischen Talents in hohem und allgemeinem Ansehen stand, als Urheber dieser Prophezeihungen an. Man wußte, daß dieser sie mündlich und schriftlich verbreitet und selbst bey Hofe ausgetheilt hatte. Vorurtheilsfreyen Beobachtern mußte dies ominös seyn. Doch sah man darin nur die Absicht, die Phantasie des Königs und des Pöbels, aller Stände, mit Schreckbildern zu erfüllen, um sie zu ander-

weitigen Insinuationen gegen den Minister vorzubereiten. Ihnen war es ausgemacht, daß die Portugiesischen Jesuiten diesen neuen Propheten eigentlich hatten aus Italien kommen lassen, um seine Kunst, zur Erbauung des Portugiesischen Volks, zu üben und dadurch, in ihren Bedrängnissen, ihren Einfluß auf den großen Haufen zu vermehren.

Diese unparteyischen Beobachter, und mit ihnen der Minister selbst, hielten den P. Malagrida für einen blödsinnigen Schwärmer, und betrachteten ihn als das blinde Werkzeug in den Händen anderer. So stellte der Minister ihn auch dem Könige dar, und vertilgte dadurch leicht und sicher den Eindruck, welchen die Prophezeihungen auf das Gemüth des Königs vielleicht gemacht haben mochten. Das Volksurtheil zu verachten, war er längst gewohnt. Er ließ den Schwärmer gewähren, und glaubte, daß die Prophezeihung schon selbst ihren Urheber zu Schanden machen werde.

Bald wurde er indessen, in der Nacht vom 3ten auf den 4ten September, plötzlich überführt, daß hinter dieser Prophezeihung mehr

verborgen gewesen war, als er erwartet hatte. Der König wurde von einer geheimen nächtlichen Excursion verwundet nach Hause gebracht und war nur durch einen besondern Glücksfall dem Tode des Meuchelmordes entronnen. Der ganze Hergang der Sache war, den wahrscheinlichsten und am meisten zusammen stimmenden Erzählungen nach, folgender.

Der König unterhielt ein geheimes Verständniß mit der jungen Marquise von Tavora. Von seiner Frau auf das eifersüchtigste beobachtet und seinem furchtsamen Character gemäß, wagte er es nicht anders, als einige Stunden des Nachts sie im höchsten Incognito in ihrer Wohnung zu besuchen.

Der König begab sich nämlich, gegen Mitternacht, mit dem Minister in sein Cabinett, unter dem Vorwande, mit ihm zu arbeiten. Statt dessen aber verfügte er sich, gewöhnlich nur von einem vertrauten Kammerdiener begleitet und meistens in einem fremden Wagen, zu der Marquise von Tavora, mitunter auch wohl zu irgend einer andern gefälligen Dame. Nach einigen Stunden kehrte er, eben so im

Geheim, wieder nach seinem Pallaste zurück; unterzeichnete, was der Minister ihm vorlegte; und begab sich zu Bette.

In der angezeigten Nacht war er ebenfalls, in eben der Absicht, ausgegangen. Er bediente sich der Chaise seines Kammerdieners und saß neben demselben, allein von ihm begleitet. Auf dem Rückwege waren sie bereits bis in die Vorstadt und bis an den Platz gekommen, über welchen der Weg aus der Stadt nach dem Schlosse Belem führt, als ein Schuß, auf den Kutscher gerichtet, abblitzte und zugleich einige andere, von hinten zu, durch die Chaise fuhren und den König, am rechten Oberarme, nach der Schulter zu, verwundeten.

Wahrscheinlich dürften die Mörder ihren Zweck erreicht haben, wenn nicht der Kammerdiener die Gegenwart des Geistes gehabt hätte, den König auf den Boden der Chaise niederzuwerfen und ihn mit seinem Körper zu decken. Auch rief er dem Kutscher zu, daß er in einen Seitenweg lenken und die Maulthiere stark antreiben solle. Bey dem erschrockenen Kutscher bedurfte es inzwischen der letztern Erinnerung

nicht. Er jagte in vollem Galopp zurück. Es fielen nun noch einige Schüsse, trafen aber nicht. Man führte den König nach dem Fort Jonqueira, zwischen Belem und Lissabon, wo der Ober-Feld-Chirurgus, der zugleich Leib-Chirurgus des Königs war, wohnte. Hier wurde er sogleich verbunden und kehrte dann, da er nicht sehr angegriffen war, nach seinem Pallaste zurück.

Der Minister, eben im Begriffe, den Pallast zu verlassen, erfährt, was geschehen ist; ahnet die Veranlassung und Urheber dieses Attentats; und faßt auf der Stelle seinen Entschluß. Er befiehlt dem Kammerdiener und Kutscher das tiefste Stillschweigen, und erzählt am andern Morgen, er habe einen Schrecken gehabt, (wozu er eine schickliche Veranlassung erfindet,) und sich deßhalb eine Ader öffnen lassen, wodurch er genöthigt werde, das Bett zu hüten.

Indessen erschallt am frühen Morgen das Gerücht, in der Stadt und am Hofe: der König sey in der vorigen Nacht mörderisch angefallen und, nach einigen Relationen, erschos-

sen, nach andern, tödtlich verwundet worden. Der Adel, und unter diesem zuerst der Herzog von Aveiro und der Marquis von Tavora, eilen herbey, und bieten ihre Dienste an, die Mörder aufzusuchen. Das Volk versammelt sich und begehrt den König zu sehen. Er zeigt sich am Fenster: das Volk verläuft sich; das Gerücht verschallt; alles wird wieder ruhig.

Der König hält sich einige Monathe in seinem Zimmer, spricht niemanden und läßt niemanden sich nähern, als den Grafen von Oeyras und seinen Kammerdiener und Chirurgus. Selbst seine Gemahlinn wird nur zuweilen und nur auf Augenblicke zugelassen. Der Minister bringt bald diese, bald jene Nachricht von seinem Befinden; sucht bald dieses, bald jenes als die Ursache seiner Unpäßlichkeit in Umlauf zu bringen. Im Vertrauen entdeckt er auch wohl: der König sey allerdings angefallen, und man könne nicht wissen, ob nicht vielleicht selbst die Königinn —, ihre Eifersucht sey bekannt —.

Auf diese Weise suchte er besonders dem Herzog von Aveiro und Marquis von Tavora glaubend zu machen, daß er selbst nicht

recht wisse, was er von der Begebenheit denken solle. Zugleich hatte er dabey die Absicht: die Thäter sicher zu machen, um sie desto leichter zu entdecken. Seine Muthmaßung hatte ihn auf eine Spur geleitet, die er um so sorgfältiger verhehlte, damit er sie desto sicherer verfolgen könne.

Indem er auf diese Weise seinen Zweck, — Sicherheit und Sorglosigkeit der Schuldigen, — erreicht, stellt er im Geheim die sorgfältigsten Nachforschungen nach den Urhebern des Meuchelmordes an; und es gelingt ihm endlich, sie zu entdecken.

Die erste Nachricht erhält er von einem Bedienten, der mit einem Mädchen, in dem Hause des Marquis von Tavora, einen Liebeshandel unterhielt, und indem er im Garten des Pallastes auf seine Geliebte wartet, einige der Verschwornen, die von ihrem fehl geschlagenen Unternehmen zurück kommen, behorcht. Seine unablässig sorgfältig fortgesetzten Nachforschungen verschaffen ihm endlich eine genaue Kenntniß des ganzen Complotts. Er erfährt zugleich, daß die Schuldigen, durch die schein-

bare Ruhe des Ministers sicher gemacht, einen neuen Angriff auf das Leben des Königs verabredet haben; daß also nunmehr Gefahr in einem fernern Verzuge seyn würde.

Dies war bis dahin der wichtigste und kritischste Zeitpunct seiner ganzen Administration. Seine Geistesgegenwart und Entschlossenheit wichen aber auch jetzt nicht einen Augenblick von ihm. Er dachte an keine Gefahr und sah nur, mit dem Vorgefühle befriedigter Rachbegierde, die Veranlassung und Gelegenheit in seiner Hand, die mannigfaltigen, von der stolzen Grandezza erfahrnen, Kränkungen mit Wucher zu vergelten. Die auffallendste und grausamste, und durch sie die tiefste, Demüthigung und Vernichtung der Hoheit und des Einflusses dieser stolzen Magnaten konnten seine Rachbegierde befriedigen und das Gefühl der Beleidigungen austilgen, das er so lange und oft, hinter der Geberde der Freundlichkeit und der Ertragung, hatte verbergen, durch die höchste Anstrengung der Selbstüberwindung hatte unterdrücken müssen. Wenn diese Gefühle unstreitig einen entschiedenen Einfluß in sein Betragen bey dieser Gelegenheit

behaupteten, so kann man doch auch nicht alles auf die Rechnung derselben schreiben. Politische Betrachtungen hatten einen nicht minder wesentlichen Antheil an dem strengen Gerichte, das er über die Schuldigen ergehen ließ. Wollte er seine Zwecke in der Staatsverwaltung erreichen; so mußte die Gewalt des Adels völlig vernichtet, sein Ansehen bey dem Volke zu Schanden gemacht werden. Dazu war hier eine Gelegenheit, die sich so leicht nicht wieder darbot. Er glaubte sie daher in ihrer ganzen Ausdehnung benutzen zu müssen. Der Schrecken, welcher dadurch verbreitet werden mußte, gewährte, seiner Meinung nach, einen Eindruck von der Gewalt des Königs, welcher durch nichts anderes in dem Grade hervor gebracht werden konnte, und wovon der Vortheil auf ihn und seine Administration zurück fallen mußte.

Drey Monathe waren, seit dem Angriffe auf das Leben des Königs, hingegangen; der König war längst wieder hergestellt; das Andenken an diese Begebenheit beynahe völlig erloschen. Der Herzog von Aveiro hatte, durch die Verwendung des Ministers, Erlaubniß er-

halten, sich auf eins seiner Lustschlösser, einige Meilen von Lissabon entfernt, zu begeben. Ebenfalls durch seine Mitwirkung war dem Marquis von Tavora eine Commenthurey ertheilt worden, um welche er sich vorher vergebens beworben hatte. Der Minister schien allein mit der Vermählung seiner Tochter beschäftigt zu seyn, wenigstens eben so, wie das Publicum, jene Begebenheit gänzlich vergessen zu haben.

In den ersten Tagen des Decembers traf eine Truppenverstärkung in Lissabon ein; allein man achtete wenig darauf. Es hieß, ihre Bestimmung sey: die Sicherheit der Stadt, die immer noch durch Raubgesindel und Unruhstifter unablässig gestört wurde, zu besorgen.

Am 12ten December wurde die Hochzeitsfeyerlichkeit der Tochter des Ministers mit dem Grafen von Zampayo vollzogen. Der Hof, alle Große waren dabey zugegen. Am Abend war ein Ball zu Belem für den Hof und den hohen Adel, und ein anderer in den Sälen der Englischen Factorey für das ganze Publicum der Stadt-Honoratioren. Alles athmete Vergnügen und Sorglosigkeit. Nur der Minister dachte an wich-

tigere Dinge; und während es schien, als ob er nur, wie die Uebrigen, der Freude des Festes lebe, machte er die Anordnungen zu dem kühnen und entscheidenden Streiche, den er auszuführen im Begriffe stand.

Kaum war die Lustbarkeit des Balles beendigt und die Theilnehmer waren in ihren Wohnungen angekommen, als in Einer und derselben Stunde folgende Personen aus dem hohen Adel, mit ihren Anhängern, arretirt wurden.

Franciscus d'Assise, Marquis von Tavora, nebst seiner Gemahlinn Donna Leonora.

Ferner die beyden Söhne desselben:

Ludewig Bernard und

Joseph Maria.

Dom Hieronymo de Alaide, Graf von Atougia, Schwiegersohn des alten Marquis von Tavora.

Braz Joseph Romairo Hausbedienter des Marquis und Capitain in der Cavallerie; endlich noch zwey andere Domestiken desselben.

An eben dem Tage, um dieselbe Stunde, wurde das Jesuiten-Collegium von Truppen umringt; der Pater Malagrida und einige Andere wurden in Verhaft genommen und alle Papiere der heiligen Väter durchsucht und versiegelt.

Tages darauf wurde auch Joseph Mascharenhas, Herzog von Aveiro, nebst einem seiner Domestiken, von seinem Landsitze gefänglich eingebracht. Sein Kammerdiener, den man ebenfalls hatte verhaften wollen, war entwischt.

Indem diese Verhaftungen Erstaunen und Bestürzung verbreiteten, wurde ein königliches Publicandum ausgetheilt, in welchem der meuchelmörderische Angriff auf den König erzählt, und von dem ganzen Complotte summarisch Nachricht gegeben wurde.

Fortwährend wurden Theilnehmer dieser Verschwörung gegen das Leben des Königs entdeckt und in Verhaft genommen. Alle Verwandte der beyden Familien, selbst die weiblichen Geschlechts, wurden eingezogen und in engere oder weitere Verwahrung gesetzt. Es

erging ein Befehl: daß niemand, ohne besondere Erlaubniß des Königs, das Reich verlassen solle. Man hörte, daß die Grenzen mit Truppen besetzt und auf alle ausländische Handelsschiffe ein Embargo gelegt sey. Die Chaise, in welcher der König verwundet war, wurde öffentlich zur Schau ausgestellt und dem herbey strömenden Volke wurden zwey große Oeffnungen in dem Rückenleder derselben gezeigt, welche von ihm mit Schauder und Entsetzen betrachtet und, als hinlänglich beglaubigend, für die seltsamsten und widersprechendsten Thatsachen angenommen wurden.

Indessen eröffnete der Minister die Inquisition über die Schuldigen. Er selbst, unter dem Beystande eines Mitgliedes des höchsten Gerichtshofs, verrichtete die Verhöre. Er selbst verfertigte den Prozeß und legte ihn dann zum Urtheilsspruche dem Gerichtshofe vor. Nach den herkömmlichen Vorrechten des hohen Adels erkannte dieser keinen Richter, als seines Gleichen. Um den Vorwurf zu vermeiden, als habe er alle Form des Rechts und Herkommens zerstört, zugleich aber auch, um sich gegen die Partey-

lichkeit des Adels zu sichern, setzte er ein solches Pairs-Gericht nieder, welches — aus ihm und den beyden andern Staats-Secretären bestand, und von welchem das, von dem Gerichtshofe nach dem Entwurfe des Ministers gefällte, Urtheil bestätigt wurde.

Das Urtheil war eben so gräßlich, als es schnell und in einem unläugbar tumultuarischen Verfahren abgefaßt war. Der Herzog von Aveiro und der alte Marquis von Tavora sollten lebendig von unten auf gerädert; der Graf von Atougia und die Söhne des Marquis, ingleichen die Domestiken, erst erdrosselt und dann gerädert werden. Der alten Marquise bestimmte das Urtheil den Tod des Stranges, und Ferreira, einem Domestiken des Herzogs von Aveiro, lebendig verbrannt zu werden. Das Urtheil wurde (am 13ten Januar 1759,) mit allem scheußlichen Pompe, wodurch man die Wirkungen der Strafen zu verstärken sucht, Angesichts des Schlosses zu Belem, vollzogen und mit einem feyerlichen Te Deum das gräßliche Schauspiel beschlossen.

Schauder und Entsetzen erfüllten die ganze Nation. Der Adel, der noch immer bisher mit so viel Stolz und Verachtung auf den Minister herab gesehen hatte, zitterte jetzt vor ihm, schwieg, und entfernte sich auf seine Landsitze, um sich den zerschmetternden Blitzen seiner Allgewalt zu entziehen. Das Volk, das bisher gewohnt war, den Adel für unverletzlich zu halten, konnte sich kaum von seinem Erstaunen erhohlen, und schien von dem, was jenem widerfuhr, Folgerungen auf das zu machen, was ihm widerfahren könnte. Die ehrwürdigen Väter aus der Gesellschaft Jesu schauderten vor der frevelnden Kühnheit des Ministers; sprachen, — wiewohl nur im Stillen, — den Bannfluch über ihn aus; und bemüheten sich, bey dem Volke wenigstens, die Genugthuung des Märtyrerthums zu erwerben. Es ahnete ihnen, was noch kommen könnte, und diese bange Erwartung benahm ihnen den Muth, gegen die ihnen gemachten Beschuldigungen laut zu werden. Der übrige Clerus, durch das Beyspiel der Jesuiten gewarnt, krümmte seinen Nacken, zuvor kommend,

unter das Joch, welches der Minister ihm aufzulegen etwa für gut finden dürfte.

So stand er, wie ein schreckendes Meteor, in seiner Allgewalt an dem Horizonte des Reichs. Alle Classen von Einwohnern bebten bey seinem Anblicke oder dem Gedanken an ihn. Seine Allgewalt war zu einer Schreckensregierung geworden, deren Grenzen sein strenges und unstreitig auch rachsüchtiges und gereiztes Gemüth allein bestimmen dürfte.

Was diesen Zustand noch schauerlicher und ängstlicher machte, war die Dunkelheit, welche noch auf der ganzen Begebenheit lag und immer mehr über dieselbe verbreitet wurde. Das Urtheil, welches zugleich die Darstellung der Verschwörung enthielt, war freylich bekannt gemacht worden; allein die Beweise waren nicht zugleich mit publicirt. Für den Antheil, welchen die Jesuiten an der Verschwörung haben sollten, hatte sich der Minister in seiner Darstellung hauptsächlich nur auf einen Wahrscheinlichkeitsbeweis gestützt. Diesen Vortheil ließen die Jesuiten, nachdem sie sich von der ersten Bestürzung erhohlt hatten, nicht unbenutzt. Um

den Verdacht, — denn mehr war es eigentlich nicht, was der Minister, durch seine Darstellung gegen sie, begründet hatte, — völlig von sich abzuwälzen, gaben sie Winke, welche einen Verdacht gegen die Aechtheit der ganzen Anklage erregen sollten. Die Inquisitions-Acten wurden auch in der Folge nicht zur Publicität befördert; dies war ein Vortheil mehr für die Gegner. Wie das Urtheil und die Gefühle des großen Haufens sind! — wandelbar und von jedem zufälligen Eindrucke abhängig. Die grausamen Todesarten, die anfangs Schrecken erregt hatten, erweckten in der Erinnerung Abscheu und machten zum Mitleiden gegen die geneigt, welche sie erlitten hatten. Eine gelindere Strafe würde dem Volke, das den Adel als seinen Bedrücker haßte, eine längst gewünschte Genugthuung gewährt und es für den Minister gewonnen haben. Die Gräßlichkeit der Strafe söhnte es mit seinen Bedruckern aus, und nahm es auch gegen die Beschuldigungen des Mannes ein, gegen dessen Art, zu strafen, sein Gefühl empört war. Man sah in dem Ankläger und Richter nur den Tyrannen, und er-

leichterte so den Jesuiten die Insinuation: daß ein rachsüchtiger Tyrann, um seine wilden Leidenschaften zu befriedigen, sich alles erlauben könne.

So kam es denn nach und nach dahin, daß man im Publicum anfing, an der ganzen Verschwörung zu zweifeln und in der schaudervollen Bestrafung nur eine Genugthuung der Privat-Rache und Wirkung des Blutdurstes und der Verfolgungssucht des Ministers zu sehen. Nach ihrer Vertreibung wußten die Jesuiten diese Idee auch fast überall im Auslande zu verbreiten. Es gelang ihrer feinen Combinations-Kunst, durch die Vermischung des Wahren und Falschen, die Erforschung der Wahrheit so zu erschweren, daß sich der Geschichtsforscher auch jetzt meistens, in Beziehung auf manche Theile der Anklage, nur noch mit der Begründung der Wahrscheinlichkeit begnügen muß.

Vergleicht man indessen die Anklage-Acte *) mit den anderweitigen Nachrichten

*) Sie folgt unten am Ende dieses Theiles als Beylage unter Nr. 1.

und Urtheilen, so scheint doch, man müsse als unzweifelhaft annehmen: daß eine Verschwörung des Adels und der Jesuiten gegen das Leben des Königs, und zwar in den Hauptpuncten so, als sie die Anklage-Acte angibt, existirt habe, deren geheimere Geschichte, der höchsten Wahrscheinlichkeit nach, folgende war.

Die Jesuiten, im hohen Grade gegen den Minister erbittert, und überzeugt, daß sie nur durch seinen Sturz ihre Besitzungen in America und ihre Achtung und ihren Einfluß in Portugal, vielleicht in ganz Europa, würden erhalten können, und, durch ihre verunglückten Versuche belehrt, daß sie seinen Sturz nicht würden bewirken können, so lange der König lebe, beschlossen, ihn zu ermorden, um den Minister zu Grunde zu richten.

Diese Angabe ist zwar bisher nicht factisch, durch Acten-Stücke, erwiesen; wird aber in den Umständen und den sonst hinlänglich erprüften Grundsätzen dieser außerordentlichen, und nunmehr doch, ihrem wahren Character nach, wohl hinlänglich bekannten, Gesellschaft in hohem Grade wahrscheinlich. Es kann jetzt

nicht mehr bezweifelt werden, daß es Grundsatz ihrer Moral war: es sey Recht, ja Pflicht, einen König zu morden, der dem Orden abgeneigt sey oder ihm gar den Untergang drohe. Dazu kommt noch, daß der wahrscheinliche Thronerbe, (wenn auch nur als Administrator oder Vormund,) Infant Dom Pedro, Bruder des Königs, den Jesuiten und dem hohen Adel sehr ergeben war; durch einen solchen Regierungswechsel also auch die Regierung in ihre Gewalt gekommen seyn würde. Ganz in dem Geiste ihrer sonst erprüften Verfahrungsart, bedienten sie sich der Erbitterung einiger Glieder des hohen Adels, um ihre Absicht zu erreichen. Dabey hüteten sie sich wohl, ihre Unterhandlungen so zu führen, daß man, im Falle das Unternehmen verunglücken sollte, gültige und überführende Beweise gegen sie beybringen könnte.

Der Herzog von Aveiro und die Familie von Tavora waren es, welche sie, als die brauchbarsten Werkzeuge zur Erreichung ihrer Absichten, auswählten und planmäßig für diese Bestimmung vorbereiteten. Der Herzog von

Aveiro war ein Sprößling des Hauses Braganza, also ein Verwandter des Königs. Von Natur hochmüthig, aufgeblasen, war er gewohnt gewesen, die Vorrechte, welche ihm seine Geburt gab, über alle Grenzen des Rechts und der Humanität auszudehnen und sich jede Art des Mißbrauchs zu erlauben.

Unter der vorigen Regierung hatte er, durch seinen Oheim, den P. Caspar dell' Incarnatione, Beichtvater des Königs, einen entschiedenen Einfluß in die Regierung gehabt. Mit dem Regierungsantritte dieses Königs und der Administration des Ministers hörte dies, wie man weiß, völlig auf, und dies legte bey dem Herzoge den Grund zu einem unversöhnlichen Hasse gegen den König. Den Minister verachtete er und ließ ihn diese Verachtung bey jeder Gelegenheit absichtlich fühlen. Er würdigte ihn nie einer Anrede; sprach hinter seinem Rücken von ihm als von dem verächtlichsten Menschen; und tadelte Alles mit der plumpsten Derbheit, was der Minister that und veranlaßte.

Dies hatte denn wieder die Folge, daß der Minister die erbliche Verleihung gewisser an-

sehnlicher Commenthureyen, welche der Herzog, (dessen ökonomische Umstände nicht die besten waren,) suchte, hintertrieb; daß er den König veranlaßte, dem Plane des Herzogs, seinen Sohn mit der Schwester und Erbinn des reichen Herzogs von Cadaval zu vermählen, seine Zustimmung zu verweigern. Dies erbitterte nun wieder den Herzog gegen den Minister und verwandelte seine Verachtung in den glühendsten Haß.

Dazu kamen nun noch die grenzenlosen Anmaßungen seines Dünkels. Er hörte es mit Wohlgefallen, wenn man ihm hinwarf: daß er nur durch die Erhebung auf den Thron noch erhöhet werden könne. Winke dieser Art und der gemeinschaftliche Haß gegen den Minister hatten ihn, der ehemahls ein entschiedener Feind der Jesuiten war, mit denselben ausgesöhnt und in ihren Plan einzugehen geneigt gemacht.

Der Marquis von Tavora, und noch mehr seine Gemahlinn, waren nicht minder glücklich ausgewählt. Auch sie waren mit der königlichen Familie verwandt. Die Marquise, eine kühne, hochfahrende, über alle Begriffe

hochmüthige Frau, die ihren Mann beherrschte, hatte längst nach dem herzoglichen Titel für ihre Familie getrachtet. Sie hatte selbst persönlich den König darum gebeten und — eine abschlägige Antwort erhalten; eine Kränkung, welche sie auf die Rechnung des Ministers schrieb. Sie war bigott und eine große Verehrerinn des Propheten, P. Malagrida, den sie täglich besuchte, um unter dessen Leitung die strengsten geistlichen Exercitien zu machen.

Diese Familie war noch besonders gegen den König gereizt, durch die geheime Verbindung, welche er mit der Gemahlinn eines der Söhne des alten Marquis unterhielt. Dieses Verhältniß hatte längst die Eifersucht des jungen Marquis und den Stolz seiner Aeltern gereizt. Die Ausbrüche der Eifersucht der Königinn, welche sie sich, in den bittersten, selbst platten und indecenten, Aeußerungen öffentlich und bey jeder Gelegenheit gegen die Glieder der Familie Tavora erlaubte, reizte diese Empfindlichkeit ohne Unterlaß und trieb sie auf den höchsten Grad der Erbitterung gegen den König.

Einst stieg der König im Schloßhofe zu Pferde. Die Königinn befand sich, von einem

großen Schwarme Höflinge, und unter ihnen auch von einigen Gliedern der Familie Tavora, umgeben, auf dem Balcon. Man sagte ihr Artigkeiten, über den Anstand des Königs; auch der alte Marquis von Tavora sah sich genöthigt, dazu etwas zu sagen. Die Königinn wandte sich nun besonders gegen ihn und erwiederte: Es ist wahr, der König nimmt sich sehr gut; aber bey Ihrer Schwiegertochter nimmt er sich doch, wie Sie selbst zugestehen werden, noch viel besser.

Man bemerke nun die spottende Geberde, womit sie dies sagte, die Gegenwart der Höflinge, das Zusammenstecken der Köpfe, das Geberdenspiel, das Wiedererzählen, das Geschwätz darüber: — und man wird die Empfindungen beurtheilen können, in welchen der Marquis sich nach Hause begab, und mit welchen seine Gemahlinn und die ganze Familie die Erzählung dieser Begebenheit aufnahmen.

Bey einer solchen Stimmung der Gemüther konnte es der Feinheit der Jesuiten nicht schwer werden, sie für ihre Absichten zu gewinnen. Sie fingen damit an, die alte Marquise von Ta-

vora und den Herzog von Aveiro, die bisher erklärte Feinde gewesen waren, mit einander auszusöhnen. Gleiche Unzufriedenheit erweckte bald ein gegenseitiges Vertrauen. Die Jesuiten bearbeiteten nun ihren Plan näher. Es wurden geheime Conferenzen gehalten, mehrere Theilnehmer ausgesucht, Verabredungen getroffen, die Art und Weise, eben so Tag und Stunde, für die Ausführung bestimmt.

Die Verschwornen suchten, unter ihren Domestiken, einige entschlossene und zuverlässige Männer aus, welche sie, durch Versprechung einer angemessenen Belohnung, zur Ausführung des Königsmordes verpflichteten. In einem Lande, in welchem Meuchelmorde häufig sind und für etwas so gar großes und sträfliches nicht gehalten werden, sind sie auch wohlfeilen Kaufs zu haben; und so konnte eine Belohnung von vierzig Moedors, oder etwa vierthalb hundert Thalern unsers Geldes, schon eine ungewöhnlich große, einem Königsmorde angemessene Belohnung seyn. Auch fehlte es unstreitig nicht an Versprechungen ganz anderer Vergeltungen, wenn der Streich gelungen und das ganze

Regierungs-System dadurch verändert seyn würde.

Nachdem man sich, auf diese Weise, eine hinlängliche Anzahl treuer Helfershelfer gesichert hatte, wurden die Rollen ausgetheilt. Das ganze Complott wurde in verschiedenen Detachements auf dem Wege, welchen der König gewöhnlich zu passiren pflegte, auf abgesonderte Posten vertheilt. Verfehlte nun etwa das eine seinen Zweck, dann mußte er dem zweyten in die Hände fallen. Und sollte er, wunderbarer Weise, auch diesem entrinnen; so blieb doch noch das dritte, und mit diesem die unfehlbare Ausführung der That.

Daß man genaue Kundschaft, von der Art, wie der König diese geheimen Excursionen zu machen pflegte, selbst wie er sie in der für die That bestimmten Nacht machen werde, gehabt habe, wird niemand bezweifeln. Sie wußten also auch unstreitig, daß er nicht in einer Hof-Chaise, sondern gewöhnlich in der seines Kammerdieners zu fahren pflegte, und daß es nicht der Kammerdiener allein, sondern der König und der Kammerdiener seyen, welche in dieser

Nacht, in der Chaise des Kammerdieners, nach dem Schlosse zurück fahren würden.

Nichts erscheint daher seltsamer, als die Vorspiegelung, welche gleichwohl von jesuitischen Schriftstellern versucht worden ist: der Mord-Versuch sey nicht auf den König, sondern auf den Kammerdiener gemünzt gewesen. An diesem habe sich nämlich der Herzog von Aveiro, für eine ihm erwiesene Insubordination und Impertinenz, auf diese Weise rächen wollen. Gesetzt, die Anecdote, worauf man dieses Vorgeben stützt, *) wäre wahr, so ist doch dadurch

*) Der Herzog befahl dem vertrauten Kammerdiener des Königs, Texaira, — (so lautet die Anecdote,) — als Ober-Hofmeister, ein Geschäft, das Texaira, den das Vertrauen des Königs übermüthig machte, verweigerte. Der Herzog wurde darüber aufgebracht und wiederhohlte seinen Befehl nachdrücklicher. Texaira weigerte sich abermahls, mit erhöhetem Trotze. Nun rief der Herzog, im höchsten Zorne: „Du Kuppler, meinst du, „daß ich nicht weiß, worauf du deine Impertinenzen stützest?“

Ich schätze mirs zur Ehre, sagte Texaira, der Kuppler des Königs zu seyn; insbesondere bey der Gemahlinn und Tochter Ew. Excellenz. (Der König besuchte nämlich auch diese Damen zuweilen.)

noch sehr wenig für die Wahrscheinlichkeit desselben gewonnen. Es bedarf daher auch keiner ernstlichen Widerlegung.

Die Thatsache selbst ist bereits oben erzählt worden. Erst am andern Morgen erfuhren die Verschwornen mit Gewißheit, daß ihre Unternehmung in so fern mißgeglückt sey, als der König nicht auf der Stelle geblieben war. Aber, ob er sich in Lebensgefahr befinde; ob man Verdacht wegen der Thäter habe: — darüber blieb man in Ungewißheit. Sehr natürlich stellten sich der Herzog und der alte Marquis beson-

Diese Unverschämtheit brachte den Herzog so auf, daß er ihm Rache schwor und in der mehrerwähnten Nacht, auf die dem Leser bereits bekannte Weise, zu nehmen versuchte.

Alles Uebrige in dieser Erzählung als erwiesen angenommen: so läßt sich doch schwer begreifen, warum ein so vornehmer und hochmüthiger Mann, wie der Herzog, sich selbst bemühen sollte, um einen Menschen, wie der Kammerdiener, aus der Welt zu schaffen, da er an jedem Tage, zu jeder Stunde, für einige Moedors einen Meuchelmörder haben konnte; und wozu es, gesetzt, er habe sich selbst dieses Vergnügen machen wollen, überhaupt eines so ausgedehnten Complottes und so vieler Weitläuftigkeit bedurfte.

ders theilnehmend, boten ihre Dienste, zur Entdeckung der Mörder, besonders eifrig an; erkundigten sich besonders angelegentlich nach dem Befinden des Königs. Wer kennt nicht diese gewöhnlichen und flachen Kunstgriffe, Verdacht von sich abzuhalten? Und wen könnten sie täuschen?

Die List des Ministers machte endlich die Verschwornen sicher. Sie suchten allmählig ihren Mordplan wieder hervor. Sie theilten ihn noch einigen andern Mißvergnügten mit. Glücklich überstandene Gefahr macht gewöhnlich sicherer, und Sicherheit unvorsichtig. Die Jesuiten zogen noch andere Theilnehmer hinein, um sich ihrer beabsichteten Regierungs-Revolution, nach dem gelungenen Morde, noch mehr zu versichern. Man lauerte nur noch darauf, daß der König wieder ausgehen werde; und — nun fällt der Blitz, der das ganze Gebäude der Arglist und Rachsucht ergreift und zerschmettert.

Der Graf von Oeyras hat gleich von Anfang an auf die Thäter geargwohnt; sie umlauschen lassen; Anzeigen, Aussagen erhalten;

ist endlich seiner Sache gewiß und läßt nun seiner natürlichen Strenge und seiner gereizten Rachbegierde freyen Lauf.

Was nun das Verfahren bey der Untersuchung betrifft; so dürften sich ebenfalls die Gründe, warum er dieselbe den herkömmlichen Gang gehen ließ, leicht ergeben. Ein Adelsgericht war zu weitläuftig und würde, theils aus Parteylichkeit, theils aus Mangel eines strieten juristischen Beweises, wahrscheinlich zum Vortheile der Beklagten ausgefallen seyn. Bey dem Mangel eines solchen strengen juristischen Beweises konnte übrigens das Factum, so wie das ganze Complott, historisch vollkommen erwiesen, auch der Antheil der Jesuiten, als Rädelsführer, außer Zweifel seyn.

In Betreff dieser fehlte es unstreitig noch mehr an hinlänglichen Documenten, als in Betreff der Mörder selbst. Der Marquis von Tavora hatte anfangs auf sie ausgesagt; in der Folge aber seine Aussage widerrufen. Es war den Jesuiten gelungen, einen schriftlichen Widerruf von ihm zu erlangen, den sie in der Folge als ein Haupt-Document ihrer Recht-

fertigung bekannt machten. Um sie öffentlich als Königsmörder zu bestrafen, trug er daher Bedenken.

Auf den Minister und seine Ueberzeugung hatte dies freylich keine Wirkung. Sie jedoch auf gleiche Weise, als die übrigen des versuchten Königsmordes Beschuldigten, in Kraft allein der königlichen Autorität öffentlich zu bestrafen, schien ihm damahls doch vielleicht noch zu gewagt. Wenigstens hielt er es für rathsam, die Autorität des Papstes zu Hülfe zu nehmen, oder doch nicht ganz zu umgehen. Er berichtete daher diesem die ihm erwiesene Theilnahme der Jesuiten an dem königsmörderischen Complotte, und verlangte von ihm eine Bulle, in welcher die weltliche Macht autorisirt würde, den Verbrechern ihr Recht angedeihen zu lassen.

Erst als er hier Schwierigkeiten fand, ließ er einige der Verhafteten, im Gefängnisse, im Stillen hinrichten. Den Pater Malagrida aber übergab er, als einen falschen Propheten und Ketzer, dem Inquisitions-Gerichte. Von diesem wurde ihm, als solchem, der Prozeß

gemacht und ihm das Urtheil gesprochen: daß er verbrannt werden solle. Der Minister ließ dieses Urtheil, bey einem großen, solennen Auto da Fe, (1761,) mit allen den scheußlichen Feyerlichkeiten vollziehen. *)

Mit diesen Executionen war indessen das Verfahren des Ministers gegen den Adel und die Jesuiten noch keinesweges beendet. Von jenem wurde fortwährend eine stets wachsende Anzahl, als der Theilnahme an dem Complotte schuldig oder verdächtig, eingekerkert oder verwiesen. Und gegen diese entwarf und vollführte der Minister den Plan ihrer gänzlichen Verbannung aus allen Portugiesischen Staaten, dessen nähere Entwickelung, als eine der Hauptbegebenheiten seiner Administration, und ihrer Wichtigkeit für ganz Europa wegen, auch allerdings wohl einen besondern Abschnitt verdient.

*) Das Urtheil der heiligen Inquisition über den Pater Malagrida ist ein so merkwürdiges und characteristisches Acten-Stück, daß wir den Lesern gefällig zu seyn glauben, wenn wir es in der Beylage No. 2 in extenso anfügen.

9.

Fortgesetzter Kampf des Grafen von Oeyras gegen die Jesuiten, und vollendeter Sieg desselben, durch ihre Vertreibung aus allen Theilen des Portugiesischen Reichs.

Nach dem Siege, über den Adel, setzte nun der muthige Minister die noch weit kühnere Fehde gegen die Jesuiten, mit immer gewaltigern Streichen, fort. Als er die Jesuiten zuerst angriff, ging seine Absicht nur dahin, sie, wie andere Mönchsorden, auf ihr Ordenshaus einzuschränken, und ihnen jeden Einfluß auf den Hof, die Regierung und das Publicum zu versperren.

Indessen überzeugte ihn das Betragen dieser heiligen Genossen des Erlösers der Menschen, besonders ihr Antheil an der Verschwörung gegen das Leben des Königs, bald, daß er ihre Wirksamkeit auf keine andere Weise werde ganz hemmen, sich selbst gegen ihre Anschläge und Betriebsamkeit sichern können, als wenn er sie aus Portugal und allen der Portugiesischen Monarchie unterworfenen Staaten völlig würde vertrieben haben. Er faßte daher diesen Ent-

schluß und ging, mit seiner ihm bey allen seinen Unternehmungen eigenthümlichen Energie und Verachtung aller Schwierigkeiten und Gefahren, auch sogleich an die Ausführung desselben.

Um die Kühnheit dieses Unternehmens gehörig beurtheilen zu können, wird es nöthig seyn, einen, — wenn auch nur flüchtigen, — Blick auf die Gesellschaft zu werfen, mit welcher er diesen Kampf begann.

Nie hat sich eine geistliche Verbindung so viel Reichthum, Macht und Einfluß erworben, als diese. Sie war damahls auf dem Gipfel ihrer Größe und Wirksamkeit. Sie regierte die meisten Cabinette; sie beherrschte die Erziehung der meisten katholischen Staaten. Ihre Glieder leiteten, als Beichtväter, die Gesinnungen und Handlungen der Regenten und größten und reichsten Familien fast aller katholischen Staaten, und vermehrten ihre Reichthümer durch Erbschleicherey, so wie durch ihre Betriebsamkeit, unermeßlich. Sie trieben einen ausgebreiteten Handel durch alle Welttheile. Sie hatten ihre eignen Banken zu Venedig, Rom, Lissabon und an mehrern Handelsplätzen. Sie

führten ihren Handel mit einer unglaublichen Menge von Ränken, unter dem Deckmantel der geistlichen Immunitäten: also ohne Abgaben von Zöllen, Accise u. s. w.; folglich auch mit ungleich größern Vortheilen, als alle übrige Handelsleute. Je mehr sich ihr Handel ausbreitete, desto mehr Nachtheil mußte daraus auch für den eigentlichen Handelsstand erwachsen.'

Was ihre Industrie ganz besonders characterisirt und der Gesellschaft eine vorzüglich bedeutende politische Wichtigkeit, besonders für Portugal und Spanien, gab, waren ihre so genannten Missionen in Brasilien. Unter dieser heiligen Firma hatten sie ein unabhängiges Reich, von zwey bis drey Mahl hundert tausend leibeignen Unterthanen, ausgebildet. Sie hatten daselbst reiche Bergwerke, einen sehr einträglichen Handel und eine völlig eingerichtete Kriegsmacht. Bereits seit mehrern Jahren führten sie, gegen Portugal und Spanien, einen hartnäckigen und blutigen Krieg, veranlaßten diesen Mächten dadurch einen ungeheuern Aufwand, und vereitelten dennoch ihre Absichten.

Diese Gesellschaft bestand aus einigen zwanzig tausend, größten Theils feiner, ränkevoller Köpfe und betriebsamer, geschmeidiger, unternehmender Menschen. Sie konnte, als eine Stütze des Papstthums, auch auf die Unterstützung des Papstes rechnen; war im Besitze einer Machiavellistischen Politik, und einer Casuistik, die den Königsmord rechtfertigte, wenn der König ihren Absichten und Planen zuwider handle, das hieß in ihrer eigenthümlichen Erklärungsart: ein Tyrann sey.

Diese mächtige Corporation griff der Graf von Oeyras, der Minister eines schwachen, von den Jesuiten erzogenen und anfangs geleiteten, Monarchen, eines in der Reihe der Europäischen Mächte unbedeutenden Staats, in einem ihrer Hauptsitze an; besiegte und verdrängte sie; und bereitete auch in den übrigen Staaten ihre Verdrängung und endliche gänzliche allgemeine Auflösung vor, oder bewirkte dieselbe vielmehr ganz eigentlich und hauptsächlich.

In Portugal bereitete er ihre Vertreibung dadurch vor, daß er sie, (im Anfange des Jahrs

1759, gleich nach der Hinrichtung der Häupter des Complotts gegen den König,) durch ein königliches Publicandum, für Mitschuldige erklären und ihre Güter einziehen ließ. Um das Publicum mit seinem bisherigen Verfahren gegen sie auszusöhnen und auf künftige kräftigere Schritte vorzubereiten, ließ er nach und nach, durch einige gute Köpfe, den Abbé Platel, den Mönch Pereira und den Doctor Siabra, mehrere Druckschriften gegen sie verbreiten, in welchen der wahre Character, die Betriebsamkeit und die Plane dieser Gesellschaft dargelegt wurden. Zugleich sandte er ein Circulare an alle Bischöfe, in welchem er sie im Nahmen des Königs aufforderte, diesen so sehr verdorbenen und verderblichen Clerikern jede Gelegenheit, sich Einfluß zu verschaffen, zu benehmen und ihnen deßhalb Kanzel und Beichtstuhl zu verschließen.

Im April desselben Jahrs sandte er nun einen königlichen Brief an den Papst, in welchem diesem der Beschluß: die Jesuiten, (deren Ausartung noch die neuliche Visitation und das päpstliche Breve, zur Autorisirung derselben, er-

wiesen, und welche, dafern man sie länger in ihrer sträflichen Wirksamkeit und ihrem ärgerlichen Lebenswandel dulden wollte, das Verderben des Staats und den Untergang der Regierung unvermeidlich bewirken müßten,) aus den Staaten des Königs zu verbannen; bekannt gemacht, und um die Genehmigung des Papstes und eine Verfügung über die Güter der Jesuiten nachgesucht wurde.

Damahls saß Clemens der Dreyzehnte auf dem päpstlichen Stuhle. Dieser Papst war den Jesuiten nicht abgeneigt, und sein Minister, der Cardinal-Staats-Secretär Torrigiani, war ein entschiedener und enthusiastischer Freund und Beschützer dieser Gesellschaft. Natürlich wurde daher, aus dem päpstlichen Cabinette, statt der verlangten Genehmigung, eine Vorstellung des Papstes und Abmahnung, von dem Entschlusse der Jesuiten-Verbannung, an den König von Portugal erlassen. Der päpstliche Nuntius zu Lissabon erhielt den Auftrag, das Abmahnungsschreiben dem Könige selbst zu überreichen und ihn um die eigenhändige Entsiegelung zu ersuchen.

Diese Vorsicht erreichte indessen ihren Zweck nicht. Oeyras hatte vorgebauet; der König las die väterliche Ermahnung des Papstes nicht, und der Minister nahm keine Rücksicht darauf. Er bereitete den entscheidenden Streich, mit planmäßiger Behutsamkeit, vor, und führte ihn, im Herbste desselben Jahrs, mit Sicherheit und Glück aus.

Am 3ten September machte der Cardinal-Visitator Saldanha, durch ein Pastoral-Schreiben, ein königliches Cabinetts-Decret bekannt, in welchem die Jesuiten, als offenbare Rebellen, Verräther, Feinde und Beleidiger des Königs und Störer der Ruhe und Sicherheit seiner Staaten, aus denselben verwiesen, und ihnen, bey Todesstrafe, untersagt wurde, in der Ordensverbindung in Portugal zu bleiben, oder in der Folge, sey es unter welchem Vorwande es wolle, dahin zurück zu kehren. *)

Der Cardinal begleitete dieses Decret mit einer Ermahnung zur christlichen Unterwerfung.

*) S. Beylage Nr. 3 am Ende dieses Theils.

Die Jesuiten erstarrten über die Kühnheit des Ministers, waren aber nichts weniger als geneigt zu dieser christlichen Unterwerfung. Vielmehr hofften sie, durch Beharrlichkeit seine Gewalts-Maaßregeln am sichersten zu entkräften. Daß er noch weiter gehen, und sogar Gewalt gegen sie gebrauchen werde, konnten sie sich, — was sie auch von ihm bereits gesehen und erfahren hatten, — doch immer noch nicht als möglich denken. Sie verweigerten daher dem Decrete die Folgsamkeit, indem sie die Autorität des Königs nicht anerkannten. Die Folge hiervon war, daß sie der Minister, durch militärische Gewalt, auf Schiffe führen und, (tausend acht hundert und vier und funfzig an der Zahl,) in verschiedenen Transporten, nach dem Kirchenstaate abführen ließ.

Ehe dies geschah, hatte er es, besonders den jüngern Ordensbrüdern, frey gestellt, in Portugal zu bleiben, dafern sie der Ordensverbindung entsagen wollten. Die meisten aber waren schon von dem Geiste des Ordens so fest ergriffen, daß sie lieber an dem Märtyrerthume desselben

Antheil nehmen, als den Anträgen des Ministers Folge leisten wollten.

Während dies in Portugal vorging, wurden die Glieder dieser Gesellschaft in den außer-Europäischen Besitzungen dieses Reichs, besonders in Brasilien, ebenfalls auf gleiche Weise zur Auswanderung genöthigt, und die Rückkehr in irgend einen Theil der Portugiesischen Staaten wurde ihnen für immer versagt.

Auf diese Weise wurde dieses große und, wie es schien, gefahrvolle Unternehmen, dem Plane des Ministers gemäß, glücklich ausgeführt. Die Jesuiten hatten gehofft, — auch im Geheim emsig genug dahin gearbeitet, — daß ihre Deportation einen Aufruhr erregen und die Volksmasse zu ihrer Vertheidigung gegen den Minister aufstehen werde. Sie irrten sich auch hierin: das Volk ergriff Erstaunen und Bestürzung, und die Furcht, mit welcher es bereits an die Allgewalt des Ministers zu denken gewöhnt war, wurde größer.

Unter den höhern Ständen haßten ihn einige nur noch heftiger; — andere beugten sich aber auch um so tiefer vor ihm.

Ein großer Theil, besonders des Clerus, beobachtete es mit eben so viel Vergnügen als Bewunderung. — Niemand, als die Jesuiten selbst, äußerte Klagen und Unzufriedenheit.

Bey ihnen hieß es ganz eigentlich: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Was sie furchtbar machte, hatte ihnen auch viele und mächtige Feinde, besonders unter dem Clerus selbst, erworben. Ihre Betriebsamkeit, ihr Einfluß, ihre Reichthümer hatten ihnen die Eifersucht und den Neid aller derer zugezogen, die gern denselben Reichthum, eben die Macht besessen und geübt hätten, bey deren Erlangung ihnen die Jesuiten im Wege standen. Nicht Ein Bischof in Portugal verweigerte dem königlichen Edicte den Gehorsam, oder wagte eine Vorstellung oder Fürbitte zu Gunsten der Verbannten. Alles beugte sich unter den Willen des Ministers. Das Erstaunen über die Kühnheit dieses Wagestücks löst'te sich zuletzt allgemein in verstärkte Furcht vor seiner despotischen Allgewalt auf. Man sah nun, es sey ihm nichts von dem unmöglich, was er unternehme. Wer mochte es wagen, nur etwas gegen das Ver-

fahren eines Ministers zu äußern, der so eben über die mächtigste und furchtbarste aller geistlichen Corporationen einen so vollkommenen und glänzenden Sieg davon getragen hatte.

10.

Der Graf von Oeyras wagt nun sogar einen Kampf mit der päpstlichen Macht.

Das Verfahren des Ministers gegen die Jesuiten mußte nothwendig dem Papste und seinem Staats-Secretär zum großen Mißfallen gereichen. Vergebens machte der Nuntius zu Lissabon Vorstellungen dagegen; vergebens verweigerte der Papst seine Zustimmung dazu und die Bill wegen der Bestrafung der Theilnehmer unter den Jesuiten an dem königsmörderischen Complotte, und die Disposition über die eingezogenen Güter der Jesuiten nach dem Willen des Ministers. Er bewirkte dadurch nichts, als den Entschluß des Ministers: auch den Papst empfinden zu lassen, daß er seine Ungnade nicht zu fürchten habe; statt dessen aber wohl sein und seines Königs Unwille dem Papste nachtheilig werden könne.

Seit der Regierungsveränderung zu Rom und der dadurch bewirkten Veränderung der Gesinnungen gegen die Jesuiten hatte auch der päpstliche Nuntius zu Lissabon sich als einen Vertheidiger und Beschützer der Jesuiten bewiesen. Natürlich war er dadurch dem Grafen von Oeyras persönlich mißfällig geworden. Man wußte, daß er in seinen Berichten nach Rom die Anklagen und Beschwerden des Ministers zu entkräften und die Jesuiten als unschuldig darzustellen gesucht h[illegible], — weil dies den Gesinnungen des Papstes und des Cardinal-Staats-Secretärs entsprach. So war in den Verhältnissen, zwischen der Krone Portugal und dem päpstlichen Stuhle, und zwischen dem Portugiesischen Minister und dem päpstlichen Nuntius, eine Kälte entstanden, welche einem jeden Beobachter den nahen und gänzlichen Bruch anzukündigen schien.

Bald erschien dieser Zeitpunct. Die Vermählung des Infanten Dom Pedro, mit der Prinzessinn von Brasilien, (am 6ten Junius 1760,) gab die Veranlassung dazu. Durch einen Handbrief des Staats-Secretärs der aus-

wärtigen Verhältnisse, Acunha, wurde den fremden Ministern von der in der Stille vollzogenen Vermählung Anzeige gemacht, und zugleich die Ordnung bestimmt, in welcher ihnen die Glückwünschungs-Audienzen ertheilt werden sollten. Einem königlichen Befehle zufolge wurden dann, (am 7ten, 8ten und 9ten Junius,) drey Nächte hinter einander, alle Häuser der Hauptstadt erleuchtet; eine Freudensbezeigung, an welcher alle Gesandten fremder Höfe, — allerdings aufgefordert, — Antheil nahmen.

Allein das Hotell des päpstlichen Nuntius stand finster, verschlossen und als von allen Bewohnern verlassen, unter den übrigen Häusern und Pallästen. Diese Unterlassung hatte, nach der Angabe eines, (zur Rechtfertigung des Nuntius bald nachher erschienenen,) päpstlichen Manifestes folgende Veranlassung.*)

Bey der den auswärtigen Ministern ertheilten Nachricht von der Vermählung des Infanten war der päpstliche Nuntius allein über-

*) Es folgt, als Beylage No. 4, in extenso, am Ende dieses Theils.

gangen worden. Dieser fand darin, (was es allerdings auch wohl war und seyn sollte,) eine kränkende Zurücksetzung. Um jedoch einen Beweis von christlicher Sanftmuth und Geduld zu geben, und dadurch die unchristliche Hartnäckigkeit des Ministers zu beschämen, verfügte er sich zu dem Staats-Secretär der auswärtigen Verhältnisse und beklagte sich sanft und bescheiden über diese Zurücksetzung. Acunha gestand dieselbe keinesweges ein, sondern erklärte: das Billet sey nicht so wohl in der Absicht geschrieben, um den auswärtigen Ministern von der vollzogenen Vermählung Nachricht zu geben, als um die Rangordnung anzuzeigen, welche bey den Gratulations-Audienzen von denselben beobachtet werden sollte. Da nun der Nuntius mit niemanden concurrire, so habe es auch für ihn einer solchen Anzeige nicht bedurft.

Der Nuntius bezeigte sich durch diese Erklärung nicht befriedigt, und stellte, in aller Demuth und Sanftmuth, jedoch mit Ernst und Nachdruck, vor: daß, so schmerzlich es ihm seyn werde, er gleichwohl, dafern man ihm eine

solche officielle Anzeige versage, sich dadurch in die höchst unangenehme Nothwendigkeit gesetzt sehen werde, seine Theilnahme an den öffentlichen Freudensbezeigungen zurück zu halten. Der Staats-Secretär versprach ihm nun, sein Ansuchen dem Könige vorzutragen. Allein der Cardinal erhielt kein Billet und überhaupt keinen Bescheid, und — unterließ, seinen Pallast zu erleuchten.

Um jedoch seinerseits jeder Mißdeutung, auf alle nur mögliche Weise, vorzubeugen, begab er sich zu dem Infanten Dom Pedro und dessen Gemahlinn, und legte ihnen den ganzen Hergang der Sache, zu seiner Rechtfertigung, vor; hatte auch die Genugthuung, hier alle Beweise der Zufriedenheit mit seinem Betragen zu erhalten.

Einige Tage gingen hin, und der Cardinal glaubte die Sache vergessen, als plötzlich, (am 15ten Junius Morgens um sieben Uhr,) an einem Sonntage, da er sich eben anschickte, in die Messe zu gehen, ein Commissar der Staatskanzley, in Begleitung eines Officiers der Garde, in das Zimmer des Nuntius trat, und ihm

einen königlichen Befehl: unverzüglich die Stadt und binnen vier Tagen auch das Land zu verlassen, überreichte. Zugleich wurde ihm angezeigt: das Haus und der Garten seyen von Truppen besetzt, welche die Bestimmung hätten, ihn zu begleiten, um ihn gegen die Wuth des aufgebrachten Pöbels zu schützen.

Als der Nuntius sich einiger Maßen von seinem ersten Schrecken erhohlt hatte, verlangte er Aufschub, um an den Staats-Secretär zu schreiben und sich nähere Auskunft zu erbitten. Dies wurde ihm abgeschlagen. Er verlangte nun nur Zeit, um die Messe zu hören; auch dies mußte ihm verweigert werden. Kaum gewann er die nöthige Zeit, sich anzukleiden und eine Protestation gegen dieses Verfahren einzureichen. Man setzte nun über den Fluß. Am entgegen gesetzten Ufer befanden sich einige Wagen, welche ihn und sein Gefolge, unter Begleitung von dreyßig Dragonern, in Zeit von fünf Tagen nach der Spanischen Grenze führten.

Indem auf diese Weise der päpstliche Gesandte aus Portugal entfernt wurde, erhielt

der Portugiesische Bothschafter bey dem heiligen Stuhle zu Rom den Befehl: Sr. Heiligkeit die Veranlassung dazu anzuzeigen, und wenn ihm die Audienz versagt oder diese Anzeige übel aufgenommen würde, ebenfalls seinen Gesandtschaftsposten zu verlassen und sich nach Florenz zu begeben. Zugleich erhielt er Vollmacht, allen Portugiesischen, zu Rom sich aufhaltenden, Unterthanen, in dem bestimmten Falle, denselben Befehl bekannt zu machen.

Was man erwartet hatte, erfolgte. Der Papst verweigerte die Audienz; der Bothschafter schickte sich zur Abreise an; und die Portugiesen, welche zum Theil zu Rom ansässig waren oder Gewerbe trieben, erhielten, auf ihre dringenden Vorstellungen, nur eine Frist von drey Monathen, zur Regulirung ihrer Angelegenheiten.

Auf diese Weise war denn eine förmliche Kriegserklärung von Seiten des Portugiesischen Hofes geschehen. Der Papst begnügte sich, über Unrecht zu klagen und bey seiner Verweigerung der von dem Portugiesischen Minister verlangten Genehmigung und Bulle zu beharren. Fort-

während gab er sich das Ansehen, als ob er, seinerseits, jeden Augenblick bereit sey, das Geschehene zu vergessen und die Hand zur Aussöhnung zu bieten. Vor der Hand war indessen an diese Aussöhnung nicht zu denken, da beyde Theile bey ihren angenommenen Grundsätzen und Planen beharrten. Der Papst wollte die Jesuiten schützen, und der Minister sie überall vertilgen. Der Papst erließ die Bulle: Apostolicum pascendi munus u. s. w.; worin der Jesuiten-Orden, in seiner ganzen Verfassung, allen seinen Rechten und Privilegien, förmlich bestätigt wurde, und die Jesuiten verbreiteten dieselbe überall, sogar in Portugal. Dagegen ließ der Minister durch den Abbé Platel ein Buch, unter dem Titel: Memorie istoriche intorno gliaffari dei Gesuiti contro la santa sede; schreiben und überall verbreiten. Zugleich publicirte er eine neue strenge Verordnung gegen die Bulle: Apostolicum u. s. w.; und gegen alle geheime und öffentliche Angehörige des Ordens, welche sich seit der Verbannung desselben noch in Portugal und

dessen Provinzen aufgehalten oder in dieselben wieder eingeschlichen hatten.

Auf diese Weise wurden, von beyden Seiten, gegenseitige Neckereyen mit wachsender Erbitterung fortgesetzt. Der Vortheil neigte sich auch in diesem Streite auf die Seite des Ministers. Unter seinem Schutze wurde schon öffentlich die Unfehlbarkeit des Papstes angegriffen. Es wurde verboten, Dispensationen in Ehesachen vom Papste zu fordern; und schon ging der Minister mit einer gänzlichen Trennung der Portugiesischen Kirche von dem päpstlichen Stuhle um, als — Clemens der Dreyzehnte starb und mit der Gelangung seines Nachfolgers auf den päpstlichen Stuhl sich das System desselben und die Gesinnungen gegen die Jesuiten änderten.

Jetzt fand eine Aussöhnung wenig Schwierigkeit, und der Graf von Oeyras hatte bald nachher noch die glänzende Genugthuung, die gänzliche Aufhebung des Jesuiten-Ordens, (1773,) als sein Werk, vom Papste bestätigt und in den übrigen Europäischen Staaten zur Ausführung gebracht zu sehen.

II.

Der Muth und die Beharrlichkeit des Ministers veranlassen einen feindlichen Angriff Spaniens; und dieser veranlaßt wieder die Reform der Portugiesischen Land- und Seemacht.

Noch dauerte der Kampf ohne Waffen, obwohl nicht minder gefährlich, mit dem Papste fort, als der Minister einen zweyten, mit den Waffen, begann, der, wie jener, einen entschiedenen Beweis seines Muths und seiner Beharrlichkeit, wie seines Strebens nach Begründung der Unabhängigkeit der Portugiesischen Monarchie, aufstellt.

Der Minister hatte entscheidende Schritte gethan, um das Handelsjoch der Engländer abzuschütteln; aber er war auch eben so bemüht, den Staat gegen die Uebermacht und die Anmaßungen Spaniens zu sichern. Als Portugiese theilte er mit seinen Landsleuten das Mißtrauen und den Widerwillen gegen die Spanier, welcher, seit der Unterjochung Portugals durch die Spanier, zu einem Hauptzuge des Portugiesischen National-Characters geworden ist. Als Politiker und Staatsmann

hingegen suchte er ein freundschaftliches Verhältniß mit Spanien zu unterhalten, um dadurch ein Gegengewicht, gegen England, in die Schale der auswärtigen Verhältnisse zu legen. Die Königinn war eine Spanische Prinzessinn; ihre Mutter, die verwittwete Königinn von Spanien, hatte viel Gewalt über ihren Sohn und, durch diese, Einfluß in die Staatsgeschäfte. Durch die Liebe derselben zu ihrer Tochter, der Königinn von Portugal, hätte also auch können ein Band zwischen beyden Staaten geknüpft werden, das eine Verbindung unterhalten konnte, ohne eine Fessel zu werden.

Allein der Minister und die Königinn waren nicht die besten Freunde; daher war auch an keine harmonische Wirksamkeit, in politischer Hinsicht, zwischen Beyden zu denken.

Deßhalb hatte der Graf von Oeyras gesucht, in dem Spanischen Cabinette selbst für sich persönliche Verbindungen anzuknüpfen. Durch kluge Anwendung eines Theils des Brasilischen Goldes war es ihm auch geglückt; nur war seine Partey nicht stark genug, beständig die Pluralität zu behaupten. Daher vermochte er

denn auch nicht, besonders in der letztern Zeit, den Einfluß Frankreichs in die Maaßregeln des Spanischen Cabinetts zu balanciren, folglich auch nicht die Mißhelligkeiten zu verhüten, welche dadurch zwischen Spanien und Frankreich veranlaßt wurden.

In dem Kriege, (seit 1754,) zwischen Frankreich und Spanien einerseits, und England anderseits, hatte er stets die strengste Neutralität beobachtet. Das Uebergewicht, welches England erhalten hatte, veranlaßte die Bourbonnischen Mächte, (im Jahre 1762,) Portugal den Antrag zu machen: daß es der Neutralität entsagen und den Englischen Schiffen seine Häfen verschließen solle. Um den Grafen von Oeyras dahin zu bestimmen, machte man ihn auf die stets wachsende Uebermacht Englands und auf die Absicht desselben, die Seefahrt und den Handel zu beherrschen, aufmerksam, und erinnerte ihn an die Verletzung der Neutralität, welche sich die Engländer, (bereits im Jahre 1760,) durch den Angriff des Englischen Admirals Boscawen auf den Französischen Admiral de la Clüe, in einem Por-

tugiesischen Hafen, erlaubt hatten. Zugleich äußerten sie sich bereit, Portugal in das Familienbündniß aufzunehmen und es, im Falle des Angriffs, mit ihrer ganzen Macht zu unterstützen.

Bey den Gesinnungen und Grundsätzen des Ministers konnte dieser Antrag wenig Geneigtheit bey demselben bewirken. Besonders mußte der von der erfahrnen Beleidigung hergenommene Ueberredungsgrund bey ihm völlig verloren gehen, da England für dieselbe, durch den, eigends in dieser Absicht nach Portugal gesandten, Lord Kinoul, eine öffentliche Genugthuung hatte geben lassen und der Minister jener Beleidigung einen seiner schönsten Triumphe verdankte. Ueber dies war der Englische Gesandte, Lord Tirawley, nicht ohne Einfluß auf ihn, und unterstützte seine eignen Gesinnungen wenigstens in so fern, als er ihm für den Nothfall den kräftigsten Beystand Englands versicherte.

Der Minister lehnte daher den Antrag ab. Nun drang man nachdrücklicher in ihn, und forderte eine kategorische Erklärung: ob

der König von Portugal sich von England trennen wolle, oder nicht. Der Minister erklärte noch ein Mahl: der König, sein Herr, sey entschlossen, fortwährend die strengste Neutralität zu beobachten. Er könne, als Vater seiner Unterthanen, auf diese, die seit einiger Zeit mit so manchen Drangsalen heimgesucht wären, unmöglich auch noch das Unglück eines Offensiv-Kriegs häufen. Ueber dies bestünde zwischen ihm und England, so gut, als zwischen ihm und Spanien, ein freundschaftliches Verhältniß, und er sähe durchaus keinen rechtlichen Grund, dasselbe, gewaltthätiger Weise, zu zerreißen.

Die gesetzte und feste Sprache, welche der Minister in dieser Antwort führte, wirkte jedoch nur einen raschern Vorschritt bey den Bourbonnischen Höfen. Sie glaubten darin den Einfluß Englands zu sehen, und gaben nun die seltsame, wiewohl freylich in den Verhältnissen zwischen großen und kleinen Mächten nicht unerhörte, Erklärung: daß sie durchaus keine Neutralität ferner dulden könnten; der König von Portugal müsse sich entweder be-

stimmt für England, oder für die Bourbonnischen Höfe erklären.

Der Minister, dadurch empört, erklärte nun mit Würde und Wärme: der König werde bey dem Systeme der Neutralität beharren, und wenn er den letzten Ziegel seines Schlosses daran wagen solle. Es erhelle nur zu deutlich, daß die Bourbonnischen Höfe den Krieg wollten; allein der König werde in diesem Falle seine Grundsätze zu vertheidigen wissen.

Man kann allerdings annehmen, daß der Stolz des Ministers an dieser Erklärung eben so viel Antheil hatte, als sein politisches System. Er fürchtete die Spanische Macht nicht, weil er die Spanier geringe schätzte. Frankreich war anderweitig so viel und mannigfaltig beschäftigt, daß er von demselben ebenfalls wenig befürchten zu dürfen glaubte. Für jeden Fall lebte er der Zuversicht: daß die Engländer, ihres eignen Interesse wegen, alles anwenden würden, um Portugal gegen die Uebermacht der Bourbonnischen Höfe zu sichern. Konnte er den Krieg nicht verhüten; so konnte er doch wohl, durch seinen Einfluß in das

Spanische Cabinett, die kräftige Betreibung desselben verhindern. Hierzu mußte auch die Königinn mitwirken: und da ihre Mutter nicht wünschen konnte, daß der Sohn ein Königreich erobere, durch dessen Besitznehmung die Tochter einer Krone beraubt würde; so ließ sich von ihrem Einflusse auf den König von Spanien wenigstens ein baldiger billiger Friede erwarten.

Indessen war der Ausbruch des Kriegs nun unvermeidlich; und der Minister übersah die mißliche Lage nicht, in welche er dadurch gesetzt war. Spanien rüstete sich mit Macht; und Portugal — hatte ihm beynahe gar keine Gegenmacht entgegen zu setzen.

Jetzt bereuete es der Minister, daß er diesen Gegenstand, über den manchen andern, wodurch er bisher beschäftigt war, vernachlässigt hatte. Wenn er alles zusammen raffte, konnte er kaum ein Truppen-Corps von sechzehn tausend Mann zusammen bringen. Und in welchem Zustande befand sich dieses kleine Heer? Die Soldaten glichen einer Herde Lotterbuben und waren größten Theils auch nichts anderes. Ihre Ge-

schäfte waren meisten Theils: Rauben, Stehlen, Morden. Suchte man einen Meuchelmörder, so fand man ihn leicht und sicher, für einige Moedors, auch wohl noch billigern Preises, unter der Armee. Die Soldaten waren nicht bezahlt, nicht gekleidet, nicht exercirt. Sie hatten durchaus keinen Begriff von Disciplin. Die Officiere waren großen Theils noch untauglicher als die Soldaten. Sie waren meistens, selbst die Capitains und Majors, Bediente in den Häusern des hohen Adels. Es war Ton, einen oder mehrere Officiere unter seinen Domestiken zu haben. Die Obersten und Generale, aus dem hohen Adel, ließen sich von diesen Officieren, in ihren Uniformen, bey Tische aufwarten.

Der Minister, um besonders diesem Mangel tauglicher Officiere abzuhelfen, ertheilte den Portugiesischen Gesandten an den auswärtigen Höfen den Auftrag, Officiere anzuwerben. Besonders ließ sich dies der Gesandte am Londoner Hofe angelegen seyn, und brachte, durch seine Bemühung, eine in der That ausgesuchte Sammlung zu Stande. Liederliche junge Leute, Ba-

gabunden, Glücksritter, unnütze Menschen aus allen Nationen, erhielten mit der leichtesten Mühe die Patente Portugiesischer Officiere, und waren diejenigen, welche der Armee dieses Staats Kraft und Fähigkeit, den Feind von den Grenzen abzuhalten, einflößen sollten.

In einem gleich schlechten Zustande waren die Festungen. Es fehlte an allem zur Vertheidigung Erforderlichen, und niemand in dem Portugiesischen Militär war fähig, auch nur diese Erfordernisse gehörig zu bestimmen, geschweige denn die nöthigen Vertheidigungs-Maaßregeln zu treffen.

Die Seemacht bestand aus einigen Schiffen, die wenig im Stande waren, sich einem Feinde furchtbar zu machen und ihn von den Küsten abzuhalten. Doch hatte man von dieser Seite am wenigsten zu fürchten und am sichersten Schutz von den Engländern zu erwarten.

Nach der letztern Erklärung des Ministers waren der Spanische und Französische Gesandte von Lissabon abgereis't, und einige Wochen nachher, (im Anfange des Mayes,)

drang ein beträchtliches Spanisches Kriegsheer in die Provinz Tras los Montes ein, und bemächtigte sich, in wenig Tagen, der Städte Miranda, Braganza, Ciaves und Moncorvo. Zugleich verbreiteten die siegreichen Spanischen Krieger ein Manifest, worin der Anführer erklärte: Er und seine Truppen kämen nicht als Feinde, sondern als Freunde, und lediglich in der Absicht, die gute Portugiesische Nation von dem Joche der Engländer zu befreyen. Nur diejenigen dürften eine feindliche Behandlung erwarten, welche die gute Absicht ihrer Freunde verkennen und sich ihrer Unternehmung gegen die Engländer widersetzen sollten.

Dieses Manifest beantwortete der Minister durch eine Proclamation, worin er die Aeußerungen des Spanischen Feldherrn für trügliche Vorspiegelungen und eine Verhüllung der Absicht, Portugal zu unterjochen, erklärte. Zugleich machte er es allen Portugiesen zur Pflicht, die eindringenden Spanier und Franzosen als Feinde anzusehen und zu behandeln.

Auf diese Weise war der Krieg gegenseitig erklärt und begonnen. Außer der Truppen-Abtheilung, welche in Tras los Montes eingedrungen war und die Stadt Oporto bedrohete, drang eine zweyte in die Provinz Beira, und belagerte die Festung Almeida. Eine dritte versammelte sich an den Grenzen von Estremadura, um nach Alentejo vorzudringen. Die ganze Truppenzahl dieses dreyfachen Heeres wurde auf vierzig tausend Mann angegeben. Es waren kräftige, geübte Leute, gehörig bekleidet, bewaffnet und unterhalten.

Hätte dieses Heer vereint, planmäßig und mit Nachdruck agirt, so würde der Graf von Oeyras, selbst mit dem Beystande Englands, kaum im Stande gewesen seyn, ihnen die Eroberung Portugals auch nur zu erschweren. Das Spanische Heer übertraf das Portugiesische eben so sehr an Kraft und Muth, als an Ausrüstung, Disciplin und Anführung. Es war eine beträchtliche, immer auch für einen gerüsteten Feind furchtbare, Heeresmacht, indem das Portugiesische Heer beynahe für gar nichts gerechnet werden konnte. Jenes durfte sich nur

zeigen, um dieses in die Flucht zu schlagen. Ein Portugiesischer General war mit vier tausend Mann zu einer Expedition detaschirt. Eine Spanische Patrouille ließ sich sehen, und der General — lief mit seinem ganzen Corps davon, ohne auch nur die Annäherung derselben abzuwarten.

Mit den Hülfsvölkern, welche die Engländer, in zwey verschiedenen Abtheilungen, einer von sechs tausend und einer von vier tausend sechs hundert Mann, nach Portugal sandten, war die Ohnmacht dieses Reichs eher vermehrt, als vermindert. Sie waren ohne Disciplin und, besonders die Irländer, welche einen beträchtlichen Theil derselben ausmachten, fingen Unruhen und Meuterey an.

Wichtiger als dieses Truppen-Corps war die Acquisition eines einsichtsvollen und unermüdet thätigen Feldherrn, in der Person des Grafen von der Lippe-Bückeburg. Er allein konnte gleichwohl den Feind nicht schlagen, und nur mit der Gabe, Wunder zu thun, hätte er auch eine Armee herbey schaffen können, wie sie erfordert wurde und seiner würdig war. In

dem ersten Lager, das er bey Villa viciosa zusammen zog, hatte er kaum fünf tausend Mann, und diesen fehlte es an Allem, was nur Bedürfniß eines Kriegers seyn kann.

So sehr er sich es auch angelegen seyn ließ, das Portugiesische Heer in einen wehrhaften Zustand zu setzen und die übrigen nöthigen Vertheidigungsanstalten zu treffen; so war doch die Zeit zu kurz und die neue Schöpfung so ungeheuer und schwierig, der Feind schon so weit vorgedrungen, daß, wenn dieser es ernstlich gemeint hätte, auch bey der höchsten Anstrengung aller Kräfte, selbst der größte Feldherr, den jemahls die Welt gesehen hat, an der Spitze des Portugiesischen Heeres nur Schande geerntet haben würde.

Allein die Spanier selbst waren es, welche sich den Sieg vereitelten. Anstatt vereinigt gerade auf die Hauptstadt loszugehen, hielten sie sich, getrennt nach verschiedenen Richtungen, bey Belagerungen solcher Festungen auf, die auch unerobert, ihnen nie gefährlich werden konnten.

Die erste Truppen-Abtheilung zog fortwährend in den Gebirgen der Provinz Tras

los Montes umher; die zweyte verweilte unnütz bey der Belagerung von Almeida, und nahm sie endlich auf Capitulation, ohne daß man weder ernstliche Anstalten gemacht hatte, sie anzugreifen, noch sie zu vertheidigen; *) die dritte wurde von den Portugiesen an der Grenze aufgehalten und konnte daher die andern gar nicht unterstützen.

Ueber dies erhielten die Anführer der Heere ohne Unterlaß neue, sich widersprechende Befehle, je nachdem die verschiedenen Parteyen am Spanischen Hofe entscheidenden Einfluß in die Depeschen behaupteten. Auch scheint es, daß der Minister, da er nun auf das deutlichste einsah, daß er durch die Gewalt der Waffen nie zu seinem Ziele kommen würde, andere Wege eingeschlagen sey, um den Feind zu entwaffnen. Er benutzte die Vermittelungen der Königinn; auch wohl eine zur rechten Zeit und am

*) Der Commandant übergab die Festung mit sechs und neunzig, — freylich wohl nicht sehr brauchbaren, — Kanonen und drey tausend sechs hundert, noch weniger brauchbaren, Soldaten; nachdem er einen Stallknecht, einen Arbeiter und vier Pferde verloren hatte.

rechten Orte angebrachte Summe Geldes, um seiner Partey im Spanischen Cabinette ein entschiedenes Uebergewicht zu verschaffen.

So nahete der Feldzug seinem Ende, und mit ihm der ganze Krieg. Portugal erhielt einen Antheil an einem Frieden, (am 3ten November zu Fontainebleau,) den das zur See und in den Kolonien siegreiche England vorschrieb, und den Spanien annehmen mußte, wenn es nicht Gefahr laufen wollte, alle seine Kolonien zu verlieren. Das Spanische Heer verließ nun alle seine Eroberungen, und der Minister sah sich dadurch aus einer Verlegenheit befreyet, die vielleicht kritischer für ihn war, als eine der Situationen, in welchen er sich bis dahin befunden hatte.

Wie lebhaft er das Mißliche seiner Lage und die wenig ehrenvolle Rolle, die er während des Kriegs gespielt hatte, empfinden mochte, verrieth der Eifer, mit welchem er, nach dem Abschlusse des Friedens, an der Reform der Kriegsmacht Portugals arbeitete. Er gewann den Grafen von der Lippe, in Portugal noch zu verweilen, um sich diesem Geschäfte zu unter-

ziehen. Er verlieh ihm dazu Vollmacht, in einer Ausdehnung, wie sie nicht leicht ein Feldherr besessen haben mag.

Ungeachtet dieser Feldherr, nach seinen, bereits während des Kriegs gemachten, Erfahrungen, leicht beurtheilen konnte, mit was für mannigfaltigen und großen Schwierigkeiten er zu kämpfen haben werde; so unterzog er sich dennoch dieser Herkulischen Arbeit, und lieferte in Kurzem eine, wenn auch unvollendete, doch immer, den Umständen nach, höchst bewundernswerthe, neue Schöpfung. Nun sah man ein gehörig bezahltes, gekleidetes, disciplinirtes, ansehnlich vermehrtes Heer in Portugal; man sah regelmäßige Waffenübungen, nach dem Preußischen Exercice; man sah Officiere, die nicht hinter den Stühlen ihrer Generale aufwarteten, sondern mit ihnen zu Tische saßen; man sah endlich, — zum Erstaunen der ganzen Nation, — bey Villa viciosa ein Lustlager und ein Manoeuvre, wie dergleichen in Portugal wohl nie gesehen seyn mochte.

Als einer der größten Kenner der Befestigungskunst wandte der Graf von der Lippe

auch besondern Fleiß auf die Wiederherstellung der alten und Anlage neuer Festungen. Er erregte auch hier Bewunderung; aber auch Neid und Widerstreben. Ueberall hatte er mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Und wiewohl er durch die völlig unbeschränkte Macht des Ministers unterstützt wurde, so gehörten doch ganz der Muth, die Beharrlichkeit und der Enthusiasmus für die Sache selbst, welche diesen Helden beseelten, dazu, um nur einige wesentliche Reformen zu bewirken.

Auch über das Seewesen verbreitete der Graf von der Lippe seine Thätigkeit, und leistete auch hier mehr, als man billiger Weise von ihm erwarten konnte. Drey hundert Englische Schiffs-Bauleute arbeiteten, unter seiner Aufsicht, unablässig, um eine Kriegsflotte zu erbauen, die vorläufig auf dreyßig Schiffe von der Linie bestimmt war.

Um das angefangene Werk, einer Reform des ganzen Kriegswesens, zu vollenden, hätte es indessen wenigstens eines halben Jahrhunderts und mit ihm einer völligen Revolution der National-Denkungsart, der National-

Verhältnisse und Sitten bedurft. Auch die Regierung hätte ihn kräftiger unterstützen müssen, als von dem Minister geschah. Strenge und Gewalt waren hier nicht hinreichend. Die Regierung mußte beweisen: daß sie das Militär achte, seine Nothwendigkeit anerkenne, daß sie für seinen Unterhalt sorge und auf seine Verpflegung im Alter Bedacht nehme. Es mußten Anstalten getroffen werden, um tüchtige Officiere zu bilden und die mannigfaltigen übrigen Erfordernisse des Kriegs, in zweckmäßiger Beschaffenheit und Masse, herbey zu schaffen.

Von dem allen geschah indessen wenig oder gar nichts. Der Minister achtete das Militär nicht, und hatte durchaus keine Einsicht von dem Umfange und der Wichtigkeit der Erfordernisse eines gut disciplinirten stehenden Heeres. Der Graf von der Lippe sah sich daher, nach zweyjähriger rastloser Arbeit, mannigfaltigen Verdrießlichkeiten und stetem Kampfe mit stets sich erneuernden Hindernissen, endlich doch dahin bestimmt, sein Werk unvollendet zu verlassen.

So viel hatte er gleichwohl geleistet, daß es die Aufmerksamkeit des benachbarten Spa-

niens erregte. Es erging eine Anfrage an den Minister, um den Zweck dieser außerordentlichen Rüstungen zu erfahren, welche der Minister mit einer allgemeinen, Spanien jedoch nicht hinlänglich beruhigenden, Antwort erwiederte.

Der Graf von der Lippe verließ Portugal mit dem Ruhme, sich, durch die uneigennützigste und beharrlichste Bemühung, große Verdienste um diesen Staat erworben zu haben. Bey seiner Ankunft waren ihm zwanzig tausend Cruſaden als Gehalt ausgesetzt. Er hatte sie indessen abgelehnt; hat auch nachher nie eine Vergütung angenommen.

Bey seinem Abgange übernahm der Graf von Oeyras den höchsten Oberbefehl der ganzen Armee und ließ sich die beyden Staats-Secretäre als seine General-Lieutenants zuordnen. Dies war nicht der Weg, die angefangene Reform zu einer vollendeten Ausbildung zu befördern. Er war eben so wenig fähig dazu, als er für fähig dazu gehalten wurde. Auch begann, von dem Tage an, da der Graf von der Lippe Portugal verließ, ein Rückgang, der allmählig wieder zu dem Punkte zurück

führte, von wo aus es der Graf von der Lippe mit so hoher Geschicklichkeit, Anstrengung und Ausdauer vorwärts gearbeitet hatte.

12.

Fernere Reformen und Verfügungen des Grafen von Oeyras; zur Beförderung des Handels, der Industrie und Cultur der Humanität und der Wissenschaften.

Während dieser auszeichnenden Epochen der Administrations-Geschichte des Grafen von Oeyras und nach denselben fuhr er unermüdet fort, seinen Einsichten und seinem Character gemäß, an der Wiederherstellung und Vervollkommnung der innern Staatskräfte jeder Art zu arbeiten. Kein Gegenstand entging seiner Aufmerksamkeit.

Indem er fortwährend mit einem großen Aufwande an der Wiederaufbauung der Stadt arbeiten ließ, fuhr er fort, mit der größten Strenge, die Landstreicher, Diebe und Müßiggänger aus derselben zu vertreiben, und überhaupt für eine bessere Polizey-Einrichtung Sorge zu tragen. Wenn diese Maaßregeln größ-

ten Theils auch mehr seinen Willen, dieselbe zu begründen, und seine strenge Gemüthsart, als seine richtige Einsicht in diese Theile der Staatsverwaltung verriethen; so blieben sie doch nicht ohne alle gute Wirkung, wenigstens für die Zeit, in welcher sie ausgeübt wurden, und verdienen daher auch nicht, ganz mit Stillschweigen übergangen zu werden.

Um die Zahl nützlicher Staatsbürger zu vermehren, verbot er allen Mönchsorden, binnen zehn Jahren Novizen aufzunehmen. Für einige Orden wurde jedoch diese Verordnung in der Folge dahin gemildert: daß sie nur eine gewisse geringe Anzahl aufnehmen durften.

Um die Finanzen, ohne vergrößerten Druck der Unterthanen, zu verbessern, setzte er einen Gerichtshof nieder, welcher die Bestimmung hatte, zu untersuchen: welche Besitzungen der Privat-Personen ehemahls Krongüter gewesen und unter welchem Rechtstitel sie von den gegenwärtigen Inhabern besessen würden. Wo sich kein rechtlicher Besitzgrund nachweisen ließ, wurden sie eingezogen und zum Vortheile der Krone verkauft oder für dieselbe verwaltet.

Dieses Reunions-Tribunal war allerdings eigentlich ebenfalls eine Maaßregel zur Verkleinerung und Demüthigung des hohen Adels. Bey niemanden, als bey diesem, fanden sich Besitzthümer dieser Art. Es war in Portugal wie in den meisten Monarchien gegangen: daß die Adels-Aristokratie in frühern Zeiten die Schwäche der Monarchen benutzt hatte, die Krongüter an sich zu bringen; um so, durch die Verkleinerung des Vermögens der Regenten, auch ihre Macht zu vermindern und dagegen, durch eben dieses Mittel, die ihrige zu heben. Manche Familien des hohen Adels hatten sehr große Grundstücke dieser Art, und verloren nun, durch dieses Reunions-System, den größten und schönsten Theil ihrer Besitzungen. Es war daher einer der empfindlichsten Schläge, welche der Minister diesem seinem bittersten Feinde beybrachte, und diente eben nicht dazu, diese Feindschaft zu vermindern.

Eine zweyte Finanz-Speculation traf den Clerus. Zuerst wurden die Güter des Patriarchats für die Krone eingezogen. Sodann executirte der Minister eine, von dem Papste

Benedict dem Vierzehnten verliehene, Bulle, kraft welcher der König autorisirt wurde, die Einkünfte des dritten Theils der Kirchengüter funfzehn Jahre lang zu beziehen.

Wenn man erwägt: daß er durch diese Verfügungen das Mißfallen des Clerus eben so, wie durch jene den Zorn des Adels gegen sich reizte; so regt sich wohl nicht unnatürlich einiges Mißtrauen gegen die, — von Clerikern herrührenden, — Beschuldigungen: daß er bey diesen Finanz-Operationen nur seinen persönlichen Vortheil vor Augen gehabt; die confiscirten Güter und die vermehrten Einkünfte der Krone hauptsächlich zu seiner Bereicherung benutzt habe.

Mit derselben Thätigkeit, womit er auf die Vermehrung der Staatseinkünfte bedacht war, fuhr er auch fort, für die Aufnahme des Handels und der inländischen Industrie zu sorgen. Die Englischen Negotianten hatten sich Rechnung gemacht: der Minister werde, aus Verbindlichkeitsgefühl für den, während des Kriegs mit Spanien, von ihrer Regierung erhaltenen Beystand, das ehemahlige Handelsver-

hältniß, zwischen England und Portugal, völlig wieder herstellen und allen ihrem Vortheile widerstrebenden Neuerungen entsagen. Allein der Graf von Oeyras glaubte eine so entschiedene und große Verbindlichkeit gegen England nicht zu haben, daß er dadurch veranlaßt werden könnte, derselben sein Lieblings-System und den Vortheil des Staats aufzuopfern. Er war vielmehr der Meinung: England sey Portugal Verbindlichkeit schuldig, daß es sich, aus Freundschaft für dasselbe, einer so großen Gefahr ausgesetzt habe. Er bekümmerte sich daher auch sehr wenig um die Erwartungen und Ansprüche der Englischen Negotianten; sondern fuhr vielmehr fort, stets auf die Beschränkung ihrer Handelsthätigkeit in Portugal bedacht zu seyn.

Die Engländer, welche noch immer das Monopol des Handels mit ausländischem Getreide behaupteten, hatten es in großen Magazinen aufgehäuft, und verkauften es, nur aus diesen, um den von ihnen allein zu bestimmenden Preis. Der Minister, der den Nachtheil und Druck erkannte, welche diese

Einrichtung für das Publicum hatte und haben müßte, machte die Verordnung: daß alles Getreide zu Markte gebracht und nichts mehr aus den Magazinen verkauft werden sollte. Die Negotianten schrien; der Minister blieb taub; und das Volk empfand, wenn auch nicht gleich, doch bald und sicher, den Vortheil dieser Verfügung.

Ein erneuertes Verbot ausländischer Manufactur-Waaren erregte noch mehr Mißvergnügen, besonders durch die despotische und tumultuarische Art, womit es zur Ausübung gebracht wurde. Nicht nur erlaubte man sich Haussuchungen und andere gewaltsame Maaßregeln, um das Einkaufen fremder, besonders Englischer, Manufactur-Producte zu verhüten; sondern selbst auf öffentlicher Straße griffen die Polizey-Bedienten die angesehensten Personen gewaltsam an, rissen ihnen die ausländischen metallenen Knöpfe von den Kleidern, und zerschnitten ihnen die Kleider selbst, wenn sie von ausländischem Tuche waren.

Weniger gewaltsam, und schon dadurch um vieles zweckmäßiger, waren einige Verfü-

gungen zur Belebung des innern Handels und der Betriebsamkeit. Als die weisesten und zweckmäßigsten dieser Art verdienen besonders ausgezeichnet zu werden: daß er die Tabakspachtung aufhob; den Handel mit diesem Producte nicht nur von jedem monopolistischen Vorrechte, sondern auch von jeder Abgabe befreyete. Auch richtete er Jahrmärkte ein; verband damit allerley Vergnügungs-Einrichtungen, um Besucher und Käufer herbey zu ziehen. Eben so hörte er nicht auf, zur Beförderung des Ackerbaues zu wirken. Insbesondere munterte er die Einwohner der Provinz Alentejo, in welcher große Strecken des fruchtbarsten Landes wüst lagen, auf, sie zu cultiviren. Endlich war er auch beflissen, den Seehandel, durch Friedensschlüsse und Verträge mit den Africanischen Corsaren, zu sichern.

Eine ganz besonders ehrenvolle Erwähnung verdient die für seine Zeit und seine Nation Epoche machende Veranstaltung, Industrie durch Unterricht zu befördern. Lissabon wimmelte von zerlumpten, bettelnden, verwilderten Kindern, die nur aufwuchsen, um, als Land-

streicher, Diebe und Bettler, die Sicherheit des Staats zu gefährden und den übrigen Einwohnern im höchsten Grade zur Last zu fallen. Der Minister ließ sie größten Theils auffangen und in das Arsenal abliefern. Hier wurde für sie eine Industrie-Schule angelegt, worin sie in mehrern Handwerken so weit unterrichtet wurden, daß sie, nach ihrer Entlassung aus diesem Institute, fähig waren, ihren Unterhalt zu verdienen.

Diese Einrichtung, zu einer zweckmäßigen Erziehung für den Staat, ist so ganz eigentlich in dem Geiste einer aufgeklärten Staatsverwaltung, daß sie für einen jeden als Beyspiel zur Nachahmung aufgestellt zu werden verdient.

Ein ebenfalls sehr gültiges und ehrenvolles Zeugniß für seine Einsicht und seine patriotische Gesinnung sind die Stiftung und Einrichtung einer Handlungsschule, und die Fürsorge, welche er dafür bezeigte. In diesem Institute wurde zwey hundert Zöglingen ein ganz zweckmäßiger Unterricht für diese Bestimmung ertheilt. Sie wurden hier in der kaufmännischen

Rechenkunst, dem Buchhalten, der Wechselkenntniß, der Schifffahrt u. s. w. unterrichtet. Von Zeit zu Zeit wurden öffentliche Prüfungen angestellt, denen der Minister selbst beywohnte und in welchen die Fragen und Aufgaben durch das Loos bestimmt und auf diese Weise von den Zöglingen beantwortet wurden.

Die Fürsorge des Grafen von Oeyras für Unterricht und Aufklärung beschränkte sich jedoch nicht allein auf die Institute für diese speciellen Zwecke. Nach der Vertreibung der Jesuiten unterwarf er alle Unterrichts-Institute einer Reform, um sie von dem Sauerteige zu säubern, welchen diese in denselben zurück gelassen haben möchten. Er stiftete ein neues Institut für die Erziehung junger Edelleute. Er ließ eine beträchtliche Anzahl Bürgerschulen einrichten, und gab sich alle Mühe, diese so wohl als die so genannten Lateinischen Schulen mit guten, oder auch, fürs erste nur, mit nicht ganz untauglichen Lehrern zu versehen. Er ließ deren, durch das ganze Königreich, acht hundert und sieben und dreyßig anstellen: und zwar vier hundert und neun und siebzig für Bürgerschulen,

zum Unterrichte im Lesen, Schreiben und Rechnen: drey hundert und sechs und dreyßig, in gelehrten Schulen, als Lehrer der Lateinischen; acht und dreyßig als Lehrer der Griechischen Sprache; und fünf und dreyßig als Lehrer der Redekunst. Der Unterricht in diesen Instituten wurde frey ertheilt; und um die nöthigen Fonds zum Unterhalte der Lehrer herbey zu schaffen, legte er eine Auflage auf einige Lebensbedürfnisse.

Indem er sich mit diesen höchst wohlthätigen Einrichtungen beschäftigte, fand er in dem Mangel guter Lehrer bey weitem die größte Schwierigkeit. Zugleich wurde er gewahr, daß der gänzliche Verfall der Universität Coimbra auch als eine Haupturſache der Uncultur seines Vaterlandes und der mangelhaften und schwierigen Ausführung seiner Entwürfe, zur Reform und Verbesserung der Staatsverwaltung, in den verschiedenen Zweigen derselben, anzusehen sey.

Dieses Institut, welches der Sitz und die Pflanzschule der Wissenschaften und Aufklärung seyn sollte, war in eine Herberge der Unwissen-

heit, Trägheit und Barbarey ausgeartet. Nur vier Monathe im ganzen Jahre wurde Unterricht ertheilt, und dieser Unterricht war mehr geeignet, die Cultur des Geistes und die Beschäftigung mit den Wissenschaften zu verhindern, als sie zu befördern. Diese Anstalt war noch ganz in den Händen des Clerus. Vorzüglich hatten auch hier die Jesuiten ihr Wesen getrieben. Sie erhielten, auch nach ihrer Vertreibung, Anhänger daselbst, und behaupteten einen eben so entscheidenden als nachtheiligen Einfluß.

Der Graf von Oeyras glaubte zur Reform dieser Corporation noch einer besondern Autorität zu bedürfen. Er ließ sich von dem Könige zu dessen bevollmächtigtem Statthalter in diesem Geschäfte ernennen, und legte dann muthig Hand ans Werk. Er machte mehrere zweckmäßige Einrichtungen, besonders zur Beförderung des Fleißes der Studirenden, *) zur

*) Die Ferien wurden von acht Monathen auf zwey reducirt. Den Studenten wurde, bey einer Geldstrafe, anbefohlen, die Collegia ordentlich zu be-

bessern Wahl und Ordnung des zu Lernenden und zur sorgfältigern Auswahl und Aufsicht der Lehrer.

Wenn er schon hierdurch, besonders bey dem Clerus, sehr anstieß, so war dies noch weit mehr der Fall, als er sogar seine Reformen über die Klöster ausdehnte. Daß er sie der weltlichen Macht, in gewissem Betrachte, zu unterwerfen suchte, sich in die Besetzung der Aemter in denselben mischte und an der Regierung der verschiedenen Mönchsorden Theil nehmen wollte, hätten sie ihm noch allenfalls verziehen: aber daß er von Studien der Mönche redete und sogar, durch ein königliches Gesetz, einen Studien-Plan für dieselben sanctioniren ließ; das hieß die ehrwürdigen Väter an ihrer empfindlichsten Stelle antasten. Der heilige Müßiggang war ihnen zu sehr zur andern Natur geworden und schien ihnen so ganz eigentlich zu dem Leben und der Bestimmung eines

suchen. Wer zum dritten Mahle, ohne hinlänglich gültige Ursachen, fehlte, erhielt eine Carcer-Strafe.

Mönchs zu gehören, daß sie den Angriff auf ihn als einen Hauptbeweis der Freygeisterey und gotteslästerlichen Gesinnungsart des Ministers ansahen.

Der Minister nahm indessen von dieser Unzufriedenheit so wenig, als von irgend einer andern, Kenntniß, und legte seine frevelnde Hand an einen heiligen Mißbrauch nach dem andern. Er wagte es sogar, die mancherley Brüderschaften, welche, durch ihre zahlreichen Prozessionen und andern öffentlichen so genannten Uebungen in heiligen Dingen, Veranlassungen zum Müssiggange, zum Herumlaufen und zu Ausschweifungen für das Volk wurden, ganz aufzuheben und die Einkünfte derselben unter arme und Unterstützung bedürftige Familien austheilen zu lassen.

Um das Lesen vernünftiger und unterrichtender Bücher zu befördern, befreyete er die Censur von dem Joche der hierarchischen Gewalt. Er ließ ein königliches Censur-Gericht einsetzen. Auch legte er eine königliche Buchdruckerey an, welche durch ihre Einrichtung selbst die Tadelsucht der Feinde ihres Stifters und sogar der Jesuiten zum Schweigen brachte.

Dieser nie rastende Geist des Reformirens drang endlich auch immer mehr in die verschiedenen Zweige der innern Staatsverwaltung; besonders der Justiz-Pflege. Mehrere beyfallswerthe Einrichtungen legten auch hier einen Grund, auf welchem, dafern in der Folge planmäßig fortgebauet wäre, ein dauerhaftes und wohl eingerichtetes Gebäude hätte aufgeführt werden können.

13.

Gemüthszustand des Königs, und persönliche Verhältnisse des Ministers zu dem Könige, dem Adel und Clerus. Zweyter Mordversuch gegen den König. Der Graf von Oeyras wird Marquis von Pombal. Letzte Periode seiner Administration.

Alle diese Reformen waren eigenthümliche Ideen des Grafen von Oeyras, und er führte sie auch allein, vermittelst der königlichen Machtgewalt, die er ganz unabhängig verwaltete, in einem Zeitraume von etwa funfzehn Jahren, aus. Dem Könige persönlich machte er sich immer mehr nothwendig, indem er sich dem

Adel und Clerus und, durch diese, auch wieder dem Volke, immer furchtbarer machte.

Der Argwohn und die Furchtsamkeit des Königs nahmen mit seinen Jahren zu. Er betrachtete sich immer mehr als den Gegenstand des Hasses und der Nachstellungen seiner Unterthanen, und der Minister mochte allerdings mit dazu beytragen, daß er sich immer mehr und immer lebhafter in diesem Lichte sah.

Insbesondere war fortwährend der Infant Dom Pedro, selbst nachdem er sein Schwiegersohn geworden war, der Gegenstand seiner argwöhnischen Aufmerksamkeit. Er beobachtete ihn unablässig, trat zuweilen unerwartet und rasch in sein Zimmer, durchsuchte seine Papiere, und schien beständig auf eine Verschwörung zu spioniren, welche er, als unter dem Schutze und der Anführung Dom Pedro's angezettelt und betrieben, voraus setzte.

Von Zeit zu Zeit benachrichtigte ihn der Minister, daß er Spuren einer solchen Verschwörung entdeckt habe, und legte ihm auch Beweise davon vor. Der hohe Adel, besonders die Verwandten des Königs, mochten auch

allerdings noch von Zeit zu Zeit Versuche machen, — wenn auch nicht gegen das Leben des Königs, doch gegen den Einfluß des Ministers. Dem Minister wurde es leicht, dem Könige dergleichen Versuche so darzustellen, als ob sie indirect zwar, aber eigentlich gegen ihn gerichtet wären. Von Zeit zu Zeit wurden daher einige der Großen, als neuer Complotte gegen das Leben des Königs oder des Ministers verdächtig, verwiesen oder eingekerkert.

Die Jesuiten hatten an der geheimen Wirksamkeit gegen den Minister unstreitig auch ihren Antheil. Die Plane und Versuche derselben, einen allgemeinen Aufstand, (im Jahre 1768,) in Portugal zu erregen, mochten wohl nicht so ganz von dem Minister erdichtet seyn, als jesuitische Schriftsteller uns glauben zu machen suchen. Sie hatten noch immer eine große Anzahl sehr betriebsamer Anhänger, durch alle Stände. Sie selbst waren, durch Eigennutz und Rachsucht, zur höchsten Betriebsamkeit gereizt. Es bedurfte in der That einer steten Aufmerksamkeit und eines so kräftigen, rastlosen Gegenstrebens, als der Graf von Oeyras

unterhielt, um ihre Thätigkeit, wenn auch nicht zu ermüden, doch wenigstens ihm und seinen persönlichen Planen unschädlich zu machen.

Ein neuer Angriff, der, (am 2ten December 1768,) auf das Leben des Königs gewagt wurde, trug dazu bey, seine Furcht vor dem Hasse seiner Unterthanen und vor Verschwörungen derselben gegen sein Leben immer wirksamer zu machen.

Als der König, von dem Lustschlosse Villa viciosa aus, auf die Jagd reiten wollte, sprang ein Mensch, mit einem Knittel bewaffnet, an ihn heran; führte einen gewaltigen Schlag nach seinem Kopfe; und streifte ihn, da der König auswich, am Arme. Er führte noch einen zweyten Schlag gegen ihn, der das Pferd traf. Als darauf das Gefolge des Königs herbey sprengte, bemächtigte man sich des Menschen und verhaftete ihn.

In der Untersuchung, welche angestellt wurde, sagte er aus: er sey ein Maulthier-Treiber, habe ehemahls unter der Artillerie gedient, und dabey ein Maulthier eingebüßt, das ihm, seines öftern Ansuchens ungeachtet, nicht ersetzt sey. Den Verdruß hierüber gab

er als die einzige Ursache des von ihm versuchten Mordes an. Wiewohl er weiter nichts eingestand, und standhaft bey der Aussage beharrete, daß er keine Theilnehmer habe, auch durch niemanden zu diesem Verbrechen verführt sey; so blieben doch allerdings Gründe genug zum Argwohne, — wenn auch nicht zum Erweise, — daß dieser unglückliche, halb wahnwitzige Mensch nur das Werkzeug höherer Absichten gewesen sey. Es war sicher nicht der erste Fall, daß Priesterlist blödsinnige fanatische Menschen zu ihren Zwecken mißbrauchte, und sie durch Eide, Bedrohungen und Verschwörungen zum Verschweigen ihres Antheils, selbst auf der Folter, verpflichtete.

Der König gewöhnte sich so noch immer mehr daran, in seinem Minister seinen Schützer zu sehen; und da der Graf die Kunst verstand, den Werth seiner Dienste geltend zu machen, so blieben sie auch für ihn nicht ohne Nutzen. Zum großen Verdrusse seiner Neider verlieh ihm der König nach und nach mehrere beträchtliche Grundstücke, Pfründen und Pensionen, und erhob ihn endlich auch, (im September 1770,) zum Marquis von Pombal.

Die Nation, im Ganzen genommen, blickte auf ihn mit einer an Furcht grenzenden Achtung. Sie erkannte, nach und nach wenigstens, manches von dem, was er stiftete, in seinen Wirkungen, als etwas Gutes; wenn sie auch die Strenge, und zum Theil Härte, womit er es zur Ausübung zu befördern suchte, unangenehm und zum Theil wirklich schreckend empfand. Uebertreibung ist es unstreitig, wenn man die Nation in ihm einen schrecklichen, blutdürstigen Tyrannen fortwährend, — und in der letzten Zeit seiner Administration am meisten, — erblicken läßt.

Seit der großen Verschwörung gegen das Leben des Königs und deren allerdings grausenvollen Bestrafung, noch mehr aber seit der Vertreibung der Jesuiten, hielt er es, zu seiner Sicherheit, für nöthig, nur unter militärischer Begleitung auszugehen; und dies trug allerdings mit dazu bey, daß man ihn als einen Gegenstand der Furcht betrachtete.

Diese Furcht wurde von Zeit zu Zeit immer dadurch wieder erneuert, daß er von Zeit zu Zeit gegen Personen vom hohen Adel, und selbst

aus den ersten des Clerus, mit gleicher Strenge verfuhr; keine Gelegenheit unbenutzt ließ, seine Gewalt diesen insbesondere fühlen zu lassen. Man sah darin die Verfolgung eines unversöhnlichen Feindes; und die Verfolgten versäumten nicht, an diese Idee die Vorstellung von ihrer Unschuld anzuknüpfen.

In der That kamen manche Ereignisse vor, die offenbar auf die Vermuthung führten, daß der Minister persönliche Beleidigungen selten verzieh, und wohl noch nach Jahren, und gewöhnlich eben nicht auf eine sehr mäßige und edelmüthige Weise, Rache zu nehmen pflegte. Dies galt jedoch hauptsächlich von den Beleidigungen, welche ihm von Personen des hohen Adels widerfuhren, und wodurch sein zur Rache und zum Zorne gereiztes Gemüth von Jugend auf auch genugsam gereizt war.

Man wird leicht erwarten, daß er, um seine Alleinherrschaft zu behaupten und seine Zwecke zu erreichen, nach und nach alle Personen aus der Staatsverwaltung entfernte, auf deren Unterwürfigkeit und Ergebenheit er

sich nicht verlassen konnte. Eben so wenig kann es befremden, wenn er statt dessen nur solche beförderte, die durch Bande der Verwandtschaft, oder der Verbindlichkeit, an ihn persönlich geknüpft waren; und daß er auch diese entfernte, so bald er nur Grund zu dem Argwohne hatte, daß sie von seinen Gegnern gewonnen seyen, oder ihr Schicksal von ihm unabhängig zu machen suchten, auch wohl nur Plane hegten, welche die seinigen durchkreuzten. So wurden der Abbé Platel, der Doctor Siabra und mehrere Andere, in dem Laufe seiner langen Administration, von ihm gehoben, und wieder gestürzt, so bald er Spuren entdeckte, daß sie sein Vertrauen gemißbraucht hatten oder zu mißbrauchen im Begriffe waren.

Stets besorgte er, nicht unnatürlich, daß auch die, welche ihm am nächsten waren, von seinen Gegnern, besonders von den Jesuiten, gewonnen werden möchten. Er schenkte daher nie Einem sein ganzes Vertrauen, hatte nie einen Günstling, der sich rühmen konnte, etwas über ihn zu vermögen. Stets bewachte er die, welche ihm nahe waren und angehör-

ten, mit einer argwöhnischen Aufmerksamkeit, als ob sie seine erklärten Feinde wären. Niemanden als sich selbst traucte er Kraft genug zu, ihn in seiner Macht behaupten zu können. Er stützte und verließ sich daher auch ganz allein auf sich.

Der schwache Character des Königs gab ihm nie Sicherheit, als so lange er ihn in seiner Gewalt hatte; und er konnte seine Gewalt über ihn nur behaupten, so lange er bey ihm war. In der Königinn und dem Infanten Dom Pedro kannte er seine Feinde. Daher bemächtigte er sich ganz eigentlich des Prinzen von Beira, des Sohnes des Leztern und Enkels der Königinn, um jene gegen sich zu entwaffnen. Ging der Hof auf das Land und der Marquis von Pombal blieb in der Hauptstadt zurück; dann mußte auch der Prinz von Beira hier zurück bleiben. Begab sich dann der Minister wohl auf eins seiner Güter; so führte er den Prinzen, als eine Geißel, ebenfalls mit dahin, und nahm keine Rücksicht auf die Einwendungen seiner Aeltern und Hofmeister, und selbst nicht auf den heftigsten Zorn der Königinn.

An diesen Prinzen suchte er auch die Dauer seiner Herrschaft, selbst über das Leben des Königs hinaus, zu knüpfen. Wiewohl der König ein beträchtliches jünger als er, und er ein Greis, weit über siebzig hinaus, war; so entwarf er doch einen Plan, dem Prinzen von Beira die Thronfolge unmittelbar nach dem Könige zu verschaffen.

Sah er dabey auf die Verlängerung und Sicherung seiner Administration; so hatte er doch die Erhaltung seiner Einrichtungen, zum Wohle des Staats, gewiß ebenfalls dabey vor Augen. Die Tochter des Königs war gut, aber schwach und bigott; Dom Pedro höchst beschränkten Verstandes und in den Händen des Adels und Clerus. Pombal sah voraus, daß, dafern die Regierung in diese Hände geriethe, sein ganzes mühevolles Stück Arbeit vergebens seyn; daß man zerstören werde, was er aufgeführt habe, nur um seine Arbeit und Mühe vergeblich zu machen.

Er entwarf daher den Plan, durch eine Verzichtleistung der Prinzessinn von Brasilien, zu Gunsten ihres Sohnes, diesem die Erbfolge

zu sichern. Siabra war damahls, (1774,) sein Gehülfe in dem Departement des Innern und ein erfahrner Rechtskundiger. Diesem vertraute er sein Vorhaben, und trug ihm auf, ein Instrument, in rechtlicher Form, abzufassen, welches die Prinzessinn von Brasilien unterzeichnen und der König bestätigen sollte.

Die Unterschrift der Prinzessinn war nicht zu bezweifeln, so bald diese Unterschrift von dem Könige gefordert wurde, ohne daß sie den Inhalt erführe und auf diese Forderung vorbereitet wäre. Den König hierzu zu bewegen, hatte zwar anfangs einige Schwierigkeiten, gelang ihm indessen doch bald, durch die gewöhnlichen Motive, durch welche er auf seine Entschließungen zu wirken pflegte.

Der König, von ihm in seiner Rolle unterrichtet, begab sich, mit seinem Instrumente in der Tasche, zu seiner Tochter, zu einer Zeit, da er wußte, daß er sie allein treffen würde; legte ihr das Papier vor; und befahl ihr, es zu unterschreiben. Wie sehr erstaunte er, als die Tochter, die nie, weder gegen ihn noch gegen irgend jemanden, einen Willen geäußert

hatte, das Instrument von ihm begehrte und die Erklärung hinzu fügte: sie werde nichts unterschreiben, was sie nicht zuvor ihrer Mutter gezeigt und worüber sie den Rath derselben eingeholt habe. Der König, beschämt, bestürzt, aufgebracht, steckte, ohne ein Wort zu reden, sein Papier wieder in die Tasche, und begab sich eiligst hinweg, um dem Minister diesen sonderbaren Vorfall mitzutheilen und sich neue Instructionen von ihm zu holen.

Der Minister erstaunte anfangs nicht weniger als der König. Sein geübter Scharfblick drang indeß sehr bald durch das Gewebe der Intrigue, die ihm hier unfehlbar gespielt war. Es war offenbar: die Widersetzlichkeit der Prinzessinn war das Werk der Königinn; dieser war sein Plan verrathen; und der Verräther konnte niemand anders seyn, als Siabra, der einzige Mensch auf Erden, der außer ihm und dem Könige etwas von seinem Plane wußte, oder auch nur ahnete.

Und so war es in der That. Siabra, den der Minister, in wenig Jahren, vom Doctor der Rechte zum Staats-Secretär des In-

nern erhoben hatte; dessen Ehrgeiz dadurch belebt war; und der nun den Wunsch hegte, einst eben die Rolle zu spielen, welche Pombal jetzt spielte, war mit dem Projecte des Ministers nicht ganz einverstanden. Er glaubte seinen Zweck eher unter der Regierung der Prinzessinn von Brasilien, als des Prinzen von Beira zu erreichen. Er glaubte dieselbe sicher zu erreichen, wenn er diese Gelegenheit benutze, sich dieselbe zu verbinden und sich das Verdienst der Erhaltung ihrer Rechte zu erwerben. Der König war kränklich, Pombal ein Greis von fünf und siebzig Jahren; — wie lange konnten Beyde leben? Daß man ihn errathen würde, schien nicht wahrscheinlich, wenn man ihn nicht verriethe; und dafür bürgte ihm der Character der Königinn.

Waren dies die Betrachtungen, welche ihn bestimmten; so muß man sich dennoch wundern, daß er dabey seine Kenntniß des Geistes und Characters Pombals nicht mehr zu Rathe zog. Er theilte der Königinn, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, das Geheimniß mit. Diese befahl ihrer Tochter, was sie antworten und

wie sie sich betragen sollte. Die Unentschlossenheit und Furchtsamkeit des Königs verdarben die Sache vollends. Es war nunmehr an die Ausführung dieses Projects nicht weiter zu denken.

Wie empfindlich mußte nicht der Verdruß des Ministers seyn! wie glühend sein Zorn gegen den Mann, der sein Vertrauen gemißbraucht hatte, um ihn zu verrathen! Niemand war weniger gewohnt, seine Plane aufzugeben, als Er: und an diesem lag ihm so viel; auf der Ausführung dieses beruhete gewisser Maßen die Existenz aller übrigen.

Der Sturz Siabra's war beschlossen, und wurde unverzüglich und mit der dem Marquis von Pombal eigenthümlichen Härte ausgeführt. Als der König einige Tage nachher sich auf der Jagd befand, wurde Siabra zu dem Marquis von Pombal beschieden. Hier wurde ihm, in Gegenwart des Ministers, ein königliches Decret vorgelesen, in welchem ihm die Entsetzung seiner Ehrenstellen und Würden, die Confiscirung seines Vermögens, und seine Verweisung nach der Africanischen Küste angekündigt wurde. Diese Be-

strafung konnte niemanden befremden, wem das Vergehen des Bestraften bekannt war.

Auch in dieser Bestrafung fanden die Gegner des Marquis von Pombal nur einen Beweis seiner Rachsucht. Man bedauerte den Bestraften, nannte ihn einen Märtyrer des Rechts und der Gewissenhaftigkeit. Besonders erschöpften sich die Jesuiten in seinem Lobe und im Preise seiner großen Verdienste um den Staat; wiewohl er eins von den Hauptwerkzeugen gewesen war, deren sich der Minister gegen sie bedient hatte.

Noch allgemeiner, und allerdings mit weit auffallenderm Rechte, erhob sich die Stimme des Tadels gegen die scheußliche Hinrichtung eines Italiäners, der beschuldigt und, wie man sagte, auch überführt wurde, dem Minister nach dem Leben getrachtet zu haben. Ein Venetianer zeigte nämlich die von ihm gemachte Entdeckung einer Verschwörung gegen das Leben des Ministers an, und denuncirte zugleich einen Genueser, Rahmens Pele, als das Hauptwerkzeug dieser Verschwörung, und der Absicht schuldig, durch heimlich in seinem Staatswagen angelegte

Pulver-Minen, den Minister, bey einer bevorstehenden Feyerlichkeit, (1775,) in die Luft zu sprengen, Das Gericht de Inconfidenzie verurtheilte ihn: daß er zum Richtplatze geschleift, dort ihm beyde Hände abgehauen und er sodann von vier Pferden in Stücke zerrissen werden solle. *)

Dieses, jedes Menschengefühl empörende, Urtheil ließ der Minister an dem Unglücklichen, der, wenn auch seine Absicht evident erwiesen war, dennoch die That noch nicht einmahl versucht hatte, zur Execution bringen. Welche Plane er auch hinter der Absicht dieses Unglücklichen vermuthete oder erkannte, und welche, über die Bestrafung des Verbrechers hinaus gehende, Absichten er auch dabey haben mochte; so wurde durch diese scheußliche Execution ein Blut- und Schandfleck auf den Character und das Andenken des Ministers geworfen, den nichts auszutilgen im Stande seyn dürfte.

Wäre nicht dies unmittelbar vorher gegangen, wie weit eher würde die Nachwelt dem

*) S. die Beylage No. 5.

Manne, der über sein Vaterland und seine Zeitgenossen hervor ragte, dem Manne von hoher Geisteskraft und außerordentlicher Thätigkeit, die Kleinheit und Schwäche verzeihen, daß er sich in der Bildsäule des Königs ein Monument setzen, an das Fußgestelle der Bildsäule des Königs sein Bildniß ankleben ließ. Er ist nicht der erste außerordentliche, ja, große, Mann, — würde man denken, — dessen kleinliche Eitelkeit ihn zuweilen unter sein Verdienst hinab sinken ließ. Wenn Schwächen, wie diese, den Beobachter höchstens zum Lächeln bewegen, so empört ihn jene grausame blutdürstige Egoisterey tief im Innern, und macht es ihm schwer, die Wage der Gerechtigkeit in seiner richtenden Hand fest zu halten, und nicht den Unwillen über seine Fehler in die Schale, welche diese enthält, mit zu werfen.

14.

Neue Mißhelligkeiten mit Spanien; geheime Absichten. Krankheit des Königs; und Intriguen gegen den Minister.

In den letzten Jahren der Administration Pombals spannen sich aufs neue Mißhellig-

keiten zwischen Spanien und Portugal an. Wiewohl der Minister in dem Departement der auswärtigen Verhältnisse gleichsam seine politischen Lehrjahre bestand; so war es doch gerade dieser Theil seiner Verwaltung, in welchem er sich am wenigsten als Meister zeigte. Gleichwohl gaben Portugals damahlige Lage und Verhältnisse ihm Gelegenheit genug, seine vorzüglichen Talente in dieser Hinsicht ebenfalls zu entwickeln und zu bewähren.

Wiewohl der Marquis von Pombal stets dahin gearbeitet hatte, den Einfluß Englands auf Portugals Schicksal zu vermindern; so konnte und wollte er ihn doch nie ganz verstopfen. Um dieses zu können, mußte er sich an Spanien anschließen. Allein diese Verbindung scheuete und verachtete er auf gleiche Weise.

In seinen Gesinnungen gegen Spanien glich er dem gemeinsten Portugiesen. Seine Verachtung der Spanier überhaupt hatte sich auch auf die Spanische Regierung übergetragen. Besonders hegte er die entschiedenste Geringschätzung gegen den damahligen ersten Minister Grimaldi.

Vielleicht mochte er auch fürchten, die Verbindung, welche die Königinn dort unterhielt, könnte ihm persönlich nachtheilig werden; bey einer genauern freundschaftlichen Verbindung könnte es dem Könige von Spanien oder seinem Minister einfallen, sich in die innern Verhältnisse des Portugiesischen Hofes zu mischen, und, wer weiß, vielleicht sogar seine Entlassung zu bewirken oder zu verlangen.

Aus diesen Gesinnungen und Ideen läßt es sich erklären, daß er, selbst ohne es zu wollen, sich nach England zu neigte, — nur um sich von Spanien entfernt zu halten. Von jenem ließ er sich aufsuchen; dieses stieß er zurück: das war, genau geprüft, sein ganzes politisches System.

Diese Voraussetzungen reichen gleichwohl nicht hin, das Betragen genugthuend zu erklären, welches er gegen das Ende des Lebens des Königs gegen Spanien annahm, und welches lange unter die unauflöslichen politischen Räthsel gerechnet ist, auch jetzt nur noch durch Vermuthungen und Combinationen einiger Maßen genugthuend erklärt werden kann. Als

factisch erwiesen können wir nur Folgendes angeben.

Bereits in dem Jahre 1774 waren in America, zwischen den Portugiesen und Spaniern, Grenzstreitigkeiten entstanden. Diese Streitigkeiten waren von den Portugiesen angefangen, und wurden auch von ihnen zuerst in Thätlichkeiten verwandelt. Sie drangen in die Spanischen Besitzungen ein und behaupteten die eroberten Plätze, allen gegenseitigen Vorstellungen zum Trotze, mit einer Hartnäckigkeit, welche bey der Spanischen Regierung eben so viel Verwunderung als Verdruß erregte.

Der Streit darüber war längst nach Europa gebracht und zu einem Gegenstande der Unterhandlungen der Cabinette beyder Höfe geworden. Pombal zeigte bey dieser Gelegenheit ein so seltsames, auf den ersten Blick unkluges und inconsequentes, Verfahren, daß es auch bey einem Neulinge in der Politik und einem Manne von den mittelmäßigsten Fähigkeiten und gemeinem Verstande höchst befremden müßte; bey einem Veteran in der Staatskunst und einem Manne von so entschiedenen Geistes-

kräften aber völlig unerklärbar erscheinen muß. Es war, als ob er ganz eigentlich Krieg suchte und ganz absichtlich jedes gütliche Auskunftsmittel verwerfe oder entkräfte. Er betrieb mit großem Eifer eine beträchtliche Rüstung, verstärkte die Armee, verbesserte die Festungen, besonders an der Gallicischen Grenze, wo die Spanier, (im Jahre 1762,) so leicht in Portugal eingedrungen waren, und ließ sogar schon Feld-Hospitäler einrichten.

Alles schien dahin zu deuten, daß er die Absicht habe, den in America angefangenen Krieg nach Europa herüber zu versetzen. Gleichwohl war er, so emsig er auch seine Rüstungen betrieb, hier den Spaniern auf keine Weise gewachsen. Mit aller Anstrengung brachte er höchstens eine Armee von vierzig tausend Mann zusammen, deren innere Beschaffenheit genugsam bewies, daß ihr Reformator sein Werk nur begonnen, und auch von dem, was er begonnen, bereits seit länger als zwölf Jahren seine Hand abgezogen hatte.

Gleichwohl konnte er, dafern es zum Kriege kam, allein auf seine eigne Macht rechnen.

England hatte sich sehr bestimmt gegen Spanien und Frankreich erklärt: daß es keinen Antheil an den Feindseligkeiten nehmen werde, dafern sie in America zwischen Spanien und Portugal fortgesetzt, oder in Europa begonnen werden sollten.

Indessen wurden die Unterhandlungen zwischen den beyden Höfen, zur Ausgleichung der Feindseligkeiten, fortgesetzt. Bald schien der Minister zu einer friedlichen Ausgleichung geneigt; bald wollte er wieder durchaus nichts davon hören und schien nichts als Krieg zu wollen.

Die Spanier begehrten, als Genugthuung für die von den Portugiesen begonnenen Feindseligkeiten: daß die Portugiesischen Befehlshaber, welche sie veranlaßt hätten, zur Verantwortung und Strafe gezogen werden sollten. Diese verweigerte der Marquis von Pombal standhaft. Dabey fuhr er freylich stets fort, dem Könige von Spanien Versicherungen der Freundschaft des Königs von Portugal zu geben; erregte aber gegen jeden Vorschlag zu einer gütlichen Ausgleichung, von Seiten Spaniens,

unüberwindliche Schwierigkeiten und ließ die Feindseligkeiten in America fortsetzen.

Der Spanische Hof, endlich dieser Neckereyen überdrüßig, sandte, (1776,) eine Flotte, mit zehn tausend Mann Landtruppen, unter der Anführung des Generals Peter von Cebelles, nach Brasilien. Dieser, mit Recht geachtete, Feldherr vertrieb die Portugiesen schnell aus allen von ihnen occupirten Plätzen, drang darauf in die Insel St. Catharinen und die Kolonie San Sagramento vor, und eroberte sie, ohne von den Portugiesen auch nur einen erheblichen Widerstand zu erfahren.

Während es mit diesen Streitigkeiten so weit gediehen war, hatte die Gesundheit des Königs sehr abgenommen. Man fürchtete, daß eine verzehrende Krankheit ihm einen baldigen, sichern Tod bereite. Seine geistigen Kräfte waren noch mehr geschwächt, als seine körperlichen. Mit jedem Tage wurde sein Zustand bedenklicher.

Zur Verwunderung aller Politiker veränderte der Minister gleichwohl sein Betragen nicht im geringsten; vielmehr schien er den Ausbruch

des Kriegs mit Spanien absichtlich mehr zu nähren und die Rüstungen dazu zu verdoppeln. In ganz Europa erregte dieses Betragen des Ministers Aufsehen und Mißbilligung. Man wunderte sich über die Unklugheit eines Ministers, dem doch sonst selbst seine Feinde Klugheit und Beurtheilungskraft nicht streitig zu machen begehrten. Diese Verwunderung nahm zu, je mehr der König sich seinem Ende nahete und gleichwohl der Minister immer gleich seltsam und unerklärbar blieb.

Für uns verschwindet indessen dieses Räthselhafte völlig, so bald man folgenden, in der Wahrscheinlichkeit, unserm Bedünken nach wenigstens, vollkommen wohl begründeten, geheimen Zusammenhang der Umstände als factisch erwiesen annimmt.

Schon damahls ging das Gerücht: der Minister habe die Idee, den Prinzen von Beira auf den Thron zu setzen, keinesweges aufgegeben; sondern bereite vielmehr einen neuen Versuch vor, den er während der Krankheit oder nach dem Tode des Königs zu machen denke.

Wir finden, schon in dem Character des Ministers, Grund genug, anzunehmen, daß sich dies wirklich so verhielt. Dann liefert uns diese Voraussetzung wieder den Schlüssel zu seinem außerdem so unbegreiflichen Betragen in den oben erzählten Zwistigkeiten mit der Spanischen Regierung.

Pombal unterhielt sie, um die Aufmerksamkeit, so wohl der Königinn von Portugal und der Partey des Infanten Dom Pedro, als der Spanischen Regierung, zu beschäftigen und von seinem geheimen Plane abzuziehen. Er verbreitete und unterhielt die Vorstellung: daß er den Krieg aus America nach Europa zu versetzen denke; um unter dieser Vorspiegelung eine Kriegsmacht zusammen ziehen zu können, deren er zu der beabsichteten Regierungsveränderung zu bedürfen glaubte. Unter diesem Vorwande versammelte er, bey der zunehmenden Krankheit des Königs, eine beträchliche Truppenzahl in der Gegend der Hauptstadt, um, so bald der ihn zweckmäßig dünkende Zeitpunct einträte, sogleich Gebrauch davon machen zu können.

Die Krankheit des Königs schien ihm übrigens noch nicht so gefährlich, als sie in der That war, weil er sie mehr für eine Gemüths- als Körperkrankheit hielt.

Die Königinn hatte dafür gesorgt, daß ihm die zunehmende Lebensgefahr desselben verhehlt würde. Sie war beständig um den König, und gewann, durch ihre Gesellschaft und Pflege, auch von Tage zu Tage mehr Einfluß auf ihn. Der König erklärte sie zur Regentinn des Reichs während seiner Krankheit: und Pombal ließ dies geschehen, weil er keinen Nachtheil davon befürchtete und die Königinn dadurch von seinen geheimen Absichten noch mehr abgeleitet würde.

Auch brachte die Regentschaft der Königinn in der That in seiner Administration nicht die geringste Veränderung zuwege. Die Königinn sah sich genöthigt, selbst sein widersinniges Betragen gegen Spanien gut zu heißen und den Depeschen, deren Inhalt ihr den lebhaftesten Verdruß verursachte, ihre Sanction, als Regentinn, zu geben. Pombal suchte sie hauptsächlich mit dieser Angelegenheit so sehr

zu beschäftigen, daß ihr keine Zeit und Lust zu einer anderweitigen Beobachtung und Auskundschaftung seiner geheimen Plane übrig bliebe.

Diesen Plan behielt er dies Mahl zwar allein für sich; suchte indessen die Ausführung desselben auch dadurch vorzubereiten: daß er, (mit dem Anfange des Jahrs 1777,) seine Anhänger, durch Standeserhöhungen und die Verleihung von Pensionen und Pfründen, auch mehr an sich zu fesseln, und andere, deren er noch nicht gewiß war, zu gewinnen suchte.

Die Vermählung des Prinzen von Beira mit der zweyten Tochter des Königs, (am 20sten Februar 1777,) dürfte ebenfalls leicht mit seinem ganzen Plane in einen Zusammenhang zu bringen seyn. Man nimmt daher weit sicherer an: daß sie von ihm selbst veranlaßt, als daß sie, wider seinen Willen, von der Königinn durchgesetzt war.

Diese Erklärung des Betragens Pombals scheint uns natürlicher und genugthuender, als es bloß seiner thörichten Verachtung der Spanier und einer zweck- und vernunftlo-

sen Wunderlichkeit zuzuschreiben. Sie ergibt sich aus einer sorgfältigen Combination der Umstände; setzt das ganze Betragen des Ministers in ein helles Licht; und findet, unsrer Einsicht nach, in einer richtigen historischen Kritik keinen Widerspruch.

15.

Tod des Königs. Pombals Fall, Schicksal nach demselben, und Tod.

Der Tod des Königs, welchen der Minister noch entfernt wähnte, übereilte ihn, ehe er mit der Vorbereitung zu der Ausführung seines Plans dahin gediehen war, daß er sie mit Sicherheit unternehmen konnte.

Am 4ten Februar, (1777,) traf den König ein Schlagfluß, wodurch sein Tod sehr genähert wurde. Der Minister war nicht zu Belem, und erfuhr nichts davon, indem die stets wachsame Königinn den Aerzten und Domestiken auf das strengste verboten hatte, ihm Nachricht davon zu geben.

Der König erhohlte sich wieder; und so vergingen einige Wochen, während deren sich

in dem Befinden des Königs wenig zu verändern schien und in der Lage der Dinge sich gar nichts veränderte. Einige Tage nach der Vermählung des Prinzen von Beira wurde der König plötzlich schlimmer, und man erkannte, daß sein Tod nahe sey.

Der Minister, der nichts weniger, als dies erwartete, — denn seinen Berichten zufolge war das Befinden des Königs stets dasselbe, — war ruhig in seinem Hause zu Lissabon, und die Königinn sorgte dafür, daß er durch keine Nachricht von der Gefahr des Königs aus dieser Ruhe gestört wurde. Der König war indessen zum Tode eingesegnet und starb, in der Nacht vom 23sten auf den 24sten Februar, um ein Uhr.

Mit Bestürzung erhielt der Minister, am andern Morgen, diese Nachricht, und eilte sogleich nach Hofe. Er machte den Leibärzten die heftigsten Vorwürfe, daß sie ihn nicht von der Gefahr des Königs benachrichtigt hatten; erhielt aber von diesen die entschuldigende Antwort: daß es ihnen von der Königinn-Regentinn auf das strengste untersagt sey.

Diese unerwartete Entdeckung erschütterte die Fassung des Ministers ungewöhnlich. Er fühlte, in diesem Augenblicke, das Precäre seiner Allgewalt und die Annäherung seines politischen Todes. Er sah darin einen geheimen, von der Königinn längst vorbereiteten und bearbeiteten Plan, und dachte nicht daran, einen entscheidenden Schritt zur Ausführung des seinigen zu unternehmen. Alle seine Vorstellungen waren, — und nicht ohne eine gewisse Aengstlichkeit, daß es vergebens seyn möchte, — auf seine Erhaltung gerichtet.

Bald ermannte sich jedoch sein Geist wieder; sein Gemüth wurde ruhiger; und er glaubte nun um so sichere Rechnung auf seine Beybehaltung machen zu können, da er sich überzeugt hielt, man werde bald einsehen, daß man ihn nicht entbehren könne.

Auch kannte in der That niemand die Lage der Dinge so genau, als Er, der alles allein angeordnet und besorgt hatte. Er hatte mit Fleiß eine scheinbare Verwirrung in die Angelegenheiten gebracht, damit niemand, als Er, im Stande seyn könne, den Faden der Verwal-

tung aufzunehmen und diese Verwirrung zu lösen.

In dieser Voraussetzung ließ er bey der jungen Königinn anfragen: ob und wann es ihr gefällig wäre, daß er ihr von seiner Verwaltung Rechenschaft ablege und sie mit der Lage der Angelegenheiten des Staats bekannt mache. Er rechnete darauf, und konnte darauf rechnen: daß, dafern er nur einige Privat-Conferenzen mit ihr erhalten könne, er auch im Stande seyn werde, seine Verdienste bey ihr geltend zu machen und sie für sich zu gewinnen.

Eben dies urtheilte seine Gegnerinn, die Königinn-Mutter, und suchte daher diesem vorzubauen. Sie gab ihrer Tochter zu verstehen: das allgemeine Verlangen der Nation erfordere es, daß sie den Minister verabschiede; und rieth ihr, wenn sie Willens sey, dieser gerechten Forderung zu entsprechen, jede Gemeinschaft mit diesem gefährlichen Manne zu vermeiden. Die junge Königinn, gewohnt, nur dem Willen ihrer Mutter zu folgen, ließ daher seinen Antrag unbeantwortet, und Pombal

erkannte nun wohl die Größe der Gefahr, welche über seinem Haupte schwebte.

Bald sollte er dies noch lebhafter erkennen und zugleich noch unangenehmer empfinden. Auf unmittelbaren Befehl der Königinn wurden alle von ihm eingekerkerte so genannte Staatsverbrecher, zum Theil bereits seit Jahren vergessen, (über acht hundert allein in Lissabon und gegen neun tausend im ganzen Königreiche,) in Freyheit gesetzt. Es wurden mehrere seiner Lieblingsverfügungen und Einrichtungen cassirt; mehrere seiner Nebenämter wurden ihm abgenommen. Pombal, jetzt überzeugt, welches sein endliches Schicksal seyn werde, forderte seine Entlassung und erhielt sie, — jedoch in gnädigen Ausdrücken und mit Beybehaltung seines Titels und seiner Einkünfte. Seine Papiere wurden versiegelt; ihm wurde indessen erlaubt, sich auf sein Gut: Pombal, zu begeben.

Von seiner Familie traf indeß die Ungnade nur seinen zweyten Sohn. Der älteste bekleidete eine Hofstelle und behielt dieselbe, blieb auch am Hofe zurück und besuchte denselben,

ohne irgend einen Beweis von Feindseligkeit oder Verachtung zu erhalten.

Indem der Marquis von Pombal auf diese Weise seiner Dienste entlassen und seiner, sechs und zwanzig Jahre unbeschränkt geübten, Gewalt entkleidet wurde, überlieferte er der jungen Königinn einen Schatz von acht und siebzig Millionen Cruſaden; einen Staat, in welchem Industrie geweckt, Ordnung, Ruhe und Sicherheit begründet und Unabhängigkeit von äußern Verhältnissen befestigt war.

Zwar war er in der Wahl der Mittel zu diesen Zwecken nicht immer glücklich gewesen. Monopolien, wodurch er den Handel zu heben suchte, mußten demselben, ihrer Natur nach, wieder zum Drucke und Hinderniſse werden. Die Summen, welche er auf die Anlegung neuer Fabriken verwandt hatte, möchten durch den Gewinn, welchen dieselben dem Staate, als Ganzem, brachten, nicht hinlänglich gerechtfertigt werden können. Die despotischen Maaßregeln, welche er überall in seiner ganzen Staatsverwaltung zur Ausübung brachte, können auf keine Weise auch nur ent-

schuldigt werden, und bezeichnen ihn in der That unverkennbar, in manchen Situationen, als einen herrschsüchtigen und rachsüchtigen Despoten. So mag er auch wohl, indem er für den Staat arbeitete, seines eignen persönlichen Vortheils nicht vergessen haben. Gleichwohl war seine Administration seinem Vaterlande, in mehr als Einer Rücksicht, höchst wohlthätig geworden, und würde es noch mehr geworden seyn, wenn die nachfolgende Regierung mit Weisheit und Humanität darauf fortgebauet und, was er begonnen, nach richtigern Grundsätzen zur Vollendung befördert hätte.

Allein von diesem erfolgte nun gerade das Gegentheil. Pombal hatte die Kränkung, — und gewiß war es die empfindlichste, welche ihm widerfahren konnte, — das ganze System seiner Administration sogleich völlig umgestoßen zu sehen. Die ihm so tief verhaßte Adels-Aristokratie gelangte in Kurzem wieder zu allen den Vorrechten, zu dem ganzen verderblichen Einflusse, welchen er mit so großer Anstrengung und Beharrlichkeit bekämpft hatte. Der Clerus

theilte die Administration mit dem Adel. Frömmeley und Bigotterie nahmen überhand. Mit diesen hielten Unwissenheit und Barbarey wieder ihren Einzug, und haben ihre Herrschaft in diesem Reiche seitdem ununterbrochen behauptet.

Gegen den Marquis von Pombal affectirte man anfangs eine Schonung, worin man vielleicht jedoch nur eine desto empfindlichere Rache zu nehmen suchte. Der sanfte Character der Königinn ließ sie vor harten Maaßregeln zurück schaudern; ihre Schwäche aber gab sie jeder Absicht der Rachsucht hin, die sich hinter Heucheley und Bigotterie geschickt genug zu verbergen wußte.

Man stiftete den Pöbel Lissabons an, daß er an dem Tage der Krönung mit ungestümen Geschrey die Bestrafung Pombals fordern mußte, und ließ ihn dann durch militärische Gewalt zerstreuen, um die Milde der Königinn gegen diesen so allgemein verhaßten Mann in ein noch glänzenderes Licht zu setzen. Zugleich ließ man sein Bildniß von der Statüe des Königs abreißen; setzte seine Feinde in die

Stellen, aus welchen man seine Anhänger verjagt hatte; und entlockte der Königinn die Zustimmung zu einem Edicte, durch welches Alle, die sich durch Pombal beeinträchtigt glaubten, berechtigt wurden, klagbar gegen ihn zu werden.

Dies zog ihm eine Menge sehr unangenehmer Prozesse zu, durch deren Entscheidung er genöthigt wurde, sehr beträchtliche Geldsummen auszuzahlen, deren unrechtmäßigen Besitz man in den Richtersprüchen als erwiesen annahm.

Indessen lebte der Marquis von Pombal, in einer gemietheten Wohnung, still und eingezogen, in dem Flecken Pombal, und gab sich alle Mühe, in seiner Lebensart und seinem ganzen Aeußern eine Resignation und philosophische Ruhe zu zeigen, die er im Herzen jedoch wohl nicht ganz so empfinden mochte. Ein eben so lebendiges als wahres Gemählde von seinem Betragen in seiner Verbannung liefert uns der Duc du Chatelet, in seiner Erzählung des Besuchs, welchen er, (1779,) auf einer Reise in Portugal, bald nach dem

Falle des Ministers, bey ihm machte. Wir glauben daher den Dank unsrer Leser zu verdienen, wenn wir dasselbe hier wörtlich mittheilen.

——„Ich langte in dem Flecken an," erzählt der Düc dû Chatelet, *) „dessen Nahmen er führt, und schrieb ihm aus dem Gasthofe, wo ich abgetreten war, um die Stunde zu erfahren, zu welcher ich die Briefe, die ich an ihn hatte, persönlich übergeben könnte. Ich verfügte mich früh um zehn Uhr zu ihm und ward in die Hütte dieses großen Mannes geführt. Jetzt wohnt er etwas besser; aber zu der Zeit, als ich ihn sah, befand er sich in einem sehr kleinen Hause, und schlief in einer Kammer, deren Wände mit Gyps frisch überzogen waren."

„Die Aufnahme bey dem Marquis von Pombal konnte nicht angenehmer, nicht un-

*) Des Düc dû Chatelet Beschreibung seiner Reise in Portugal u. s. w. Mit Anmerkungen versehen von Bourgoing. 1799.

gezwungener seyn. Er that hundert Fragen an mich, und gab sich das Ansehen, als befände er sich über das, was in Europa vorging, in völliger Unwissenheit. Er bat mich, ihn in das Gleis der Begebenheiten zu bringen. Er that sogar an mich Fragen über Portugal; fragte mich, in welchem Zustande sich Lissabon befände. Er wollte wissen, welch ein Bewegungsgrund, oder welcher Zufall mich in einen so abgelegenen Winkel der Erde brächte. — — — Wir fanden den Ton der Unterhaltung bald. Er lud mich ein, acht Tage bey ihm zu bleiben, und behielt mich für heute bey sich, um auf Mittag und Abend sein Gast zu seyn."

„Ich gab ihm mein Erstaunen darüber zu erkennen, in was für einem Zustande ich Lissabon gefunden hatte; nach der kurzen Zeit, die seit seiner Katastrophe verflossen war. Er gab mir darauf zur Antwort: jetzt denke er an nichts mehr von dem allen; er sey alt und denke sich zur Ruhe zu begeben. Hätte ihm aber die Vorsehung seinen Herrn länger erhalten, so würde er mit demselben Eifer die Unternehmungen

fortzuführen bestrebt gewesen seyn, zu deren Ausführung er nur den ersten Anfang habe machen können; und unfehlbar hätte er dann den Grund zu einem Pallaste für den König gelegt. Er deutete mir den großen Plan an, den er für dieses Gebäude entworfen hatte. Auf einer kleinen Erhöhung, nahe bey Belem, aufgeführt, hätte es Meer und Stadt beherrscht, und wäre in dem Mittelpuncte eines großen Parks, von hohen Mauern umschlossen, an denen sich die Palais der ersten Hof- und Staatsbedienten in gewissen Zwischenräumen hingezogen hätten."

„Herr von Pombal hat viel Bücher mit sich gebracht. Stets lies't er, oder läßt sich vorlesen. Alle diese Bücher sind Französisch. Er spricht die Französische Sprache wie ein geborner Franzose. Er spricht gleichfalls gut Deutsch, Englisch und Italiänisch. Nur mit Rührung spricht er den Nahmen seines „ehrwürdigen Herrn" aus. „Er beehrte mich", sagte er, „mit seinem Zutrauen. Seinen König und Freund zu verlieren; dies ist eine zu starke Prüfung, der ich nicht gewachsen bin: auch hat die Sonne für mich den Glanz ihrer

Strahlen verloren. Nein, nichts kann meinen Verlust ersetzen.""

„Hier entfielen seinen Augen einige Thränen. Umsonst suchte ich die Unterhaltung auf einen andern Gegenstand zu lenken. Er führte sie immer wieder auf jenen zurück.

„„Wenigstens werde ich hier glücklich seyn;" fuhr er fort. „Sie sehen diese Hütte. Sie ist nicht mein; ich habe sie gemiethet. Dieser Mann, den man beschuldigt hat, nur an sich gedacht zu haben, hat sich, für seinen Rücktritt aus der Welt, auf seinem Gute nicht einmahl eine Wohnung erbauet.""

„Dann zeigte er mir ein großes neues Gebäude. „Dies ist ein zur Stadt gehöriges Magazin. Ich ließ es erbauen, um in demselben das darin befindliche Getreide aufzubewahren. Endlich werde ich, so wie Sully, glücklicher in meiner Zurückgezogenheit leben, als in der Mitte der Großen und des Hofes. Man hat mir erlaubt, meine Bücher mitzunehmen; und so bleibt mir wenig zu wünschen.""

„Hier endigte er, als Frau von Pombal ins Zimmer trat. —— Nach einer sieben Mi-

nuten langen Unterhaltung schwammen ihre Augen in Thränen. „Dies ist eine Schwäche ihres Geschlechts;“ sagte mir der Marquis nachher. „Sie zu trösten, ist für mich eine Beschäftigung mehr. Wenn sie meinem Beyspiele folgt, wird sie die Ungnade, die uns trifft, bald ertragen lernen.““

„Man rief uns zu Tische. „Kommen Sie,“ sagte er, „und theilen Sie mit uns die einfache Kost eines Einsiedlers.““

„Statt eines frugalen Mahles, das er mich erwarten ließ, fand ich einen gut besetzten Tisch, und nichts, was an Unglück erinnerte oder das Gepräge der Traurigkeit an sich gehabt hätte. Bey Tische waren wir Drey nur allein, und die Unterhaltung war sehr lebhaft. Ich brachte Frau von Pombal auf Deutschland; und wir redeten eine Zeit lang die Sprache ihres Vaterlandes. Das Mahl war kurz, oder schien es wenigstens zu seyn.“ — —

„Indem ich von dem Marquis heraus kam, fand ich mehr als zwey hundert Personen an seiner Thür, unter die man Brot und Suppe austheilte. So hat er sich noch eine große Zahl

Anhänger verschafft, die ihn selbst im Stande seiner Ungnade erheben, und es schien mir, als sey er von allen Bewohnern des Orts geliebt." — — —

„Endlich kehrte ich, nach einem Spatziergange von zwey Stunden, wieder zu dem Herrn von Pombal zurück, den ich unter seinen Büchern fand. Wir nahmen die Unterhaltung wieder auf. Er fragte mich: ob ich die Krönung der Königinn mit angesehen hätte. Ich errieth die Absicht dieser Frage, und antwortete: „Ja!" und daß sie mit vielem Pompe vollzogen wäre."

„Er fuhr fort, sich zu erkundigen: ob ich wohl auf die vergebliche Mühe seiner Feinde, ihn bey dieser Gelegenheit zu verderben, einige Aufmerksamkeit verwandt hätte. Er erkundigte sich näher nach der Art, wie sich das Volk dabey benommen habe. Ich sagte ihm, was ich wußte, und fügte hinzu, dieser Umstand sey ein Triumph mehr für ihn, da er die Ohnmacht seiner Feinde eben so sehr als ihre Erbitterung an den Tag lege. Hierauf antwortete er, mit einer unbeschreiblichen Lebhaftigkeit, die ihm

ungemein gut läßt: „Man behauptet ein Paradoxon, indem man sich zum Interpreten des Volks macht. Man läßt es sagen: es verabscheue mich. Dies ist unmöglich. Meine Handlungen, mein Betragen, alles versichert mich vom Gegentheile. Das Portugiesische Volk kann mich nicht hassen; und sie werden den Grund davon einsehen. — Was ist der Portugiese jetzt? Was war er vor vierzig Jahren? Habe ich ihn nicht in den Stand gesetzt, seiner Nachbarn entbehren zu können? Habe ich nicht überall Künste, Handwerke und Handelsgesellschaften errichtet? Habe ich nicht über dies ein Drittel der Stadt Lissabon wieder erbauen lassen? Habe ich nicht Industrie eingeführt und den Wohlstand der Handwerker bewirkt? Nein, das Volk ist zu gerecht, als daß es, bey den Anrechten, die ich auf seine Erkenntlichkeit habe, mich sollte haben zerreißen wollen. Ich will Ihnen sagen, wer die Urheber von dem allem sind, was Sie seit der Krönung haben bemerken und hören können: die Großen sind es, die mit Hartnäckigkeit auf ihren übermüthigen Anmaßungen bestanden. Da ich sie vernichtet

habe, wenden sie nun alles an, um mich wieder zu verderben. Sie wagten es nicht, sich, auf eine anständige Weise, an der Spitze der verfolgten Partey zu zeigen. Was thaten sie? Sie wählten einige Kreaturen, die, in Barbierer, Matrosen, Garköche u. s. w. verkleidet, an den öffentlichen Orten umher streiften, mich verschrien und mit den schwärzesten Farben abmahlten. Der Pöbel, den man leicht verführt, wurde von dieser Aufhetzung ergriffen. Er haßte mich, weil man ihm sagte, daß er mich hassen müßte. Ich weiß sogar, daß mehrere angesehene Personen, die Sie sehr wohl kennen, in diesen Verkleidungen einige Tage lang umher gelaufen sind, sich unter das Volk gemischt und seine Phantasie durch lügenhafte Erzählungen erhitzt haben. Ueber dies geschah ja Alles, was ich that, auf Befehl meines Herrn. Ich bin von aller Verantwortung frey. Man beschuldigt mich unter andern, daß ich grausam gewesen sey; aber man setzte mich in die Nothwendigkeit, hart zu strafen. Machte ich die Befehle des Königs bekannt, und man versagte ihnen den Gehorsam; so

mußte ich ja wohl zu Gewalts-Maaßregeln und Strafen meine Zuflucht nehmen. Gefängnisse und Kerker waren die einzigen Mittel, die ich fand, dieses verblendete, unwissende Volk zu bändigen.“ — —

Diese erzwungene Resignation sollte gleichwohl noch härtere Prüfungen erfahren.

Die Prozesse, welche fortwährend gegen ihn erregt wurden, gaben seinen Gegnern Gelegenheit, in den Klageschriften heftige Angriffe auf seine Person und ganze Administration zu machen. Einige kamen davon ins Publicum, und veranlaßten seinen Anwald, sie in einem ähnlichen Tone zu beantworten. Nun nahm man wieder aus dieser Vertheidigungsschrift Veranlassung zu Anklagen gegen ihn. Die heftigen Aeußerungen darin wurden auf seine Rechnung geschrieben; die Schrift wurde verboten, und eine Commission niedergesetzt, ihn über diese Schrift und verschiedene Gegenstände, seine Administration betreffend, gerichtlich zu befragen.

Bis dahin hatte sich der Marquis in seinem hohen Alter noch einer vollkommenen Gesundheit erfreuet. Allein die fortgesetzten Recke-

reyen, und besonders dieser letzte empfindliche Schlag, erschütterten ihn zu heftig. Er wurde krank und wartete fast alle Verhöre im Bette ab. Die Gegenstände dieser Untersuchung sind, wie die Resultate derselben, unbekannt geblieben. Man weiß nur, daß der Minister sich fast gar nicht einließ, sondern sich bey allen Fragen darauf berief: daß er, was er gethan, auf ausdrücklichen Befehl des Königs gethan habe.

Kränkungen reiheten sich an Kränkungen in den letzten Lebensjahren des Marquis von Pombal. Die Verwandten des Herzogs von Aveiro und des Marquis von Tavora wußten es dahin zu bringen, daß eine Commission zur Revision des gegen dieselben ehemahls, des versuchten Königsmordes wegen gesprochenen und vollzogenen, Urtheils niedergesetzt wurde. Die Revision zog sich indessen in die Länge, und schien zuletzt, als werde sie unbeendigt bleiben. Es mochten sich wohl mehrere Beweise finden, als die Anforderer einer Revision erwartet hatten. Sie schlugen daher einen andern Weg ein, und drangen in die leicht zu beängstigende Königinn, hauptsächlich durch

Mitwirkung der Beichtväter, — auch insgeheim wohl allerdings der Jesuiten, die hierauf auch Plane zu ihrem Vortheile baueten, — so nachdrücklich, daß sie, um ihrer Gewissensangst loszuwerden, plötzlich in der Nacht, so viele der Beysitzer der Revisions-Commission, als in der Eil aufgefunden werden konnten, herbey rufen und, auf den Bericht eines ihren Absichten entsprechenden Referenten, die, (im Jahre 1759,) als Königsmörder hingerichteten für unschuldig erklären ließ.

Gern hätten nun die Glieder des hohen Adels, welche dieses Urtheil bewirkt hatten, auch noch eine Genugthuung von Seiten des Marquis von Pombal bewirkt. Dies gelang indessen nicht. Sie konnten es nicht einmahl dahin bringen, daß jenes Urtheil der Commission publicirt wurde, weil der Sachwalter der Krone Exceptionen dagegen machte. Die ganze Angelegenheit gerieth in Stocken; und die Gegner des Marquis, besonders die Jesuiten, sahen sich in ihren Erwartungen und Hoffnungen getäuscht.

Jetzt betrieb man um so emsiger die Abfassung eines Urtheils wegen der letztern Untersuchung der Administration des entlassenen Ministers. Immer hoffte man noch, ihn aufs Blutgerüst zu bringen; allein seine Partey war noch zu zahlreich und mächtig und die Königinn zu gutmüthig und furchtsam.

Das Urtheil, welches bewirkt wurde, enthielt indessen immer noch eine sehr schmerzliche Demüthigung für den Marquis. Es erklärte: daß er sich gegen manche Beschuldigungen keinesweges habe rechtfertigen können; daß er daher eine exemplarische Bestrafung verdiene, ihm jedoch, weil er die Königinn um Verzeihung gebeten und seine Verbrechen bereuet habe, aus besonderer Gnade der Königinn die Leibesstrafe erlassen, er aber auf zwanzig Meilen vom Hofe verwiesen sey. Durch diese Begnadigung bleibe indessen allen denen, welche an den Marquis von Pombal rechtliche Anforderungen zu haben oder von ihm beleidigt zu seyn glaubten, ihr Recht unbenommen. Dieses Decret hatte indessen weiter keine nachtheiligen Folgen für den Marquis von Pombal, als etwa

auf seine Gesundheit. Seine äußere Lage blieb dieselbe. Er erhielt jetzt die Erlaubniß, die ihm vorher versagt war, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit die Bäder von Calvados besuchen zu dürfen.

Indessen war dieselbe zu sehr erschüttert, als daß diese Cur, besonders in seinem Alter, und bey den Verdrießlichkeiten, welche fortgesetzte Prozesse, von allen Seiten her, ihm unaufhörlich zuzogen, sie hätte wieder herstellen können. Er kehrte krank nach Pombal zurück, und starb daselbst, (am 8ten May 1782,) im drey und achtzigsten Jahre seines merkwürdigen Lebens.

Ihm folgten die Verwünschungen und der Hohn des Adels und der Jesuiten ins Grab. Der Verdruß darüber, daß man ihn nicht auf dem Blutgerüste sterben sah, hinderte auch, daß sein Tod seine Feinde mit ihm versöhnte. Man hörte nicht auf, ihn zu verleumden, um sich wenigstens an seinem guten Nahmen die Genugthuung zu verschaffen, die man an seiner Person zu nehmen sich vergeblich bemüht hatte.

Gerechter urtheilte, bereits vor seinem Tode, und, noch allgemeiner, nach demselben, über ihn, die Stimme des Volks. Man bemerkte bald, daß man einen wesentlichen Verlust an ihm erlitten hatte. Verfügungen, welche man mit Verdruß annahm, als er sie machte und mit Zwang und Härte durchsetzte, erkannte man erst in ihrer Wohlthätigkeit, da sie wieder zerstört wurden. Ein allgemeiner Volksspruch wurde das Epigramm:

Mal por Mal
Melhor Pombal.

III.

Die Jesuiten in Paraguay.

Die so genannten Missionen der Jesuiten in Paraguay gehören zu den merkwürdigsten Erscheinungen dieses Jahrhunderts. Eine kurze Darstellung derselben würde also schon deßhalb einen Platz in diesem Werke verdienen.

Da nun über dies noch die kühnsten und interessantesten Unternehmungen des Marquis von Pombal durch dieselben veranlaßt worden sind: so dürfen wir um so mehr darauf rechnen, in dem Interesse des Lesers die Rechtfertigung eines Versuchs dieser Art zu finden.

I.

Uebersicht der ganzen so genannten Gesellschaft Jesu in der Mitte dieses Jahrhunderts.

Es war hauptsächlich in dem sechsten Jahrzehend dieses Jahrhunderts, als man anfing,

dieser Gesellschaft eine forschende Aufmerksamkeit zu widmen. Man bemerkte nun, wie wirksam sie durch alle katholische Länder Europens und weit über dieselben in andern Welttheilen, besonders in Asien und America, verbreitet war. Eine Nachricht von der Ausbreitung dieses Ordens in allen seinen Zweigen, welche im Jahre 1762 zu Rom bekannt gemacht wurde, gewährt folgende Uebersicht.

Die Regierung der ganzen Gesellschaft Jesu theilte sich in fünf Assistenzen, oder Secretariate; nämlich

1. in die Assistenz von Deutschland;
2. von Spanien;
3. von Italien;
4. von Frankreich;
5. von Portugal.

Eine jede dieser Assistenzen zerfiel wieder in eine, ihrer Größe und Wichtigkeit nach, verhältnißmäßige, Anzahl Provinzen. Die Gesammtzahl derselben war neun und dreyßig. Sie erfuhr, nach den fünf Assistenzen, folgende Unterabtheilung.

Zu der Assistenz von Deutschland gehörten die Provinzen: Ober-Deutschland, Oesterreich, das Oesterreichische Flandern, das Französische Flandern, der Ober- und Nieder-Rhein, Böhmen, Pohlen, Litthauen, England.

Zu der Assistenz von Spanien rechnete man die Provinzen: Toledo, Castilien, Arragonien, Boetica oder Andalusien, Sardinien; über dies noch sechs Provinzen in dem Spanischen America und die Philippinischen Inseln.

Die Assistenz von Italien bestand aus den Provinzen: Rom, Sicilien, Neapel, Mailand und Venedig.

Die Assistenz von Frankreich enthielt die Provinzen: Frankreich, Aquitanien, Lyon, Toulouse, Champagne und die Missionen der Franzosen in America, Asien und Griechenland.

Die Assistenz von Portugal endlich zerfiel in die Provinz Portugal, vier Provinzen in Asien und zwey in America.

In allen diesen Provinzen waren sechs hundert und neun und sechzig Collegien, hundert und sechs und siebzig Semina-

rien, drey hundert und fünf und drey-ßig Residenzen, zwey hundert und drey und zwanzig Missionen, vier und zwan-zig Profeß-Häuser, ein und sechzig No-viziat-Häuser; und, in allen diesen Institu-ten, zwey und zwanzig tausend, fünf hundert und acht und achtzig Jesuiten vertheilt, von welchen zehn tausend, sie-ben hundert und neun und neunzig die priesterliche Weihe hatten.

Ueberall, wo sich diese zahlreiche und künst-lich verschlungene Gesellschaft angesiedelt hatte, besaß sie nicht nur sehr beträchtliche Grund-stücke und große Reichthümer jeder Art, son-dern behauptete auch einen mannigfaltigen und großen Einfluß in alle Stände und Verhält-nisse, selbst in die Regierungen. Ueberall nahm sie Theil an den einträglichsten Industrie-Zwei-gen, besonders dem auswärtigen Handel.

So groß dadurch ihr Reichthum, ihre Macht und ihre Wirksamkeit geworden waren, so hatte doch die Gesellschaft ihre Betriebsam-keit auf die Erwerbung, Behauptung und Erweiterung dieser Vorzüge noch nicht be-

schränkt. Schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte sie in einigen Spanisch-Americanischen Provinzen ein beynahe völlig unabhängiges Reich gebildet, von welchem man jedoch erst gegen die Mitte dieses Jahrhunderts einige nähere Kenntniß erhielt. Die Biographie Pombals enthält bereits eine vorläufige Andeutung dieses Verhältnisses. In diesem Aufsatze wird der Leser mit Recht eine nähere Darstellung der Entstehung und Beschaffenheit desselben erwarten.

2.

Entstehung des unabhängigen Reichs der Jesuiten in dem Spanischen America.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts stellten die heiligen Väter dieser, um die Ausbreitung der reinen, allein selig machenden Lehre so hoch verdienten, Gesellschaft der Spanischen Regierung vor: wie sie, ihres Eifers und ihrer Anstrengung ungeachtet, in ihren Missionen, zur Ausbreitung des Christenthums unter den Americanischen Heiden, dort täglich mehr Hindernisse fänden. Hauptsächlich beklag-

ten sie sich über die Spanier, welche sich in jenen Gegenden aufhielten und theils, durch ihre Sittenlosigkeit, die Sitten der Indianer verdürben; theils, durch ihr hochmüthiges und tyrannisches Betragen gegen sie, ihnen die Christen, und mit ihnen das Christenthum, gänzlich verhaßt machten.

Um nun diesem Uebel abzuhelfen und zugleich eine durchaus zweckmäßige Pflanzschule für das Christenthum zu begründen, thaten sie der Regierung folgenden Vorschlag: man möge ihnen einige Districte, — welche sie angaben, — für ihre Missionen einräumen und ihrer Aufsicht und Direction völlig und dergestalt überlassen, daß sie zwar die höhere Autorität des Gouverneurs von Buenos Ayres anerkenneten, ihnen jedoch in Rücksicht auf ihre geistlichen Kinder wiederum völlig unbedingte Autorität zugestanden, und ihnen überlassen werde, welche Einrichtungen, zur Besorgung des Seelenheils derselben, sie zu machen für gut finden würden.

Sie machten dabey zu einer der ersten und völlig unnachlaßlichen Bedingung: daß diese

Missionen von keinem Spanier oder irgend einem andern Europäer, ohne besondere zuvor eingehohlte Erlaubniß der frommen Väter dieser Missionen, besucht werden dürften; und, um dies zu verhüten, den Statthaltern der benachbarten Provinzen der Befehl ertheilt werde, jede Einwanderung, ohne Erlaubniß der Väter, in ihre Missionen auf das strengste zu untersagen und zu verhüten.

Dafern man ihnen dies zugestehen würde, machten sich die gottseligen Beförderer des Christenthums verbindlich: nicht nur, durch die Bekehrung zu demselben, dem Erlöser eine große Anzahl Seelen zu gewinnen; sondern auch von jedem neu erworbenen Himmelsbürger dem Regenten des irdischen Königreichs Spanien eine Kopfsteuer zu erlegen; desgleichen, so bald es gefordert werden sollte und nach dem Verhältnisse der wachsenden Population in den Missionen, eine Anzahl Recruten zu stellen. Um dieses Letztere zu können, mußten freylich ihre geistlichen Unterthanen auch die Erlaubniß erhalten, Feuergewehr zu haben und sich in demselben zu üben.

Diese Vorschläge wurden, in der Darstellung der Jesuiten, von Seiten der Spanischen Regierung für so vortheilhaft erkannt, daß man keinen Anstand nahm, sie zu genehmigen. Die Jesuiten erhielten einen der fruchtbarsten und schönsten Districte der Provinz Paraguay oder de la Plata, längs dem Flusse dieses Nahmens und dem Uraguay-Flusse; brachten ungefähr funfzig nomadische Familien, aus den wilden Völkerschaften dieser Gegend, zusammen, und gründeten mit ihnen eine Herrschaft, die hundert Jahre nachher groß und kräftig genug war, gegen zwey Mächte Europens einen blutigen Krieg zu führen und Jahre lang ihre Unabhängigkeit zu behaupten.

Als man um diese Zeit nähere Kenntniß von dieser Jesuiten-Monarchie einzog, fand man, wo ehemahls menschenleere Wüsten gewesen waren, ein angebauetes, mit wenigstens drey Mahl hundert tausend Familien bevölkertes Land. Man fand regelmäßige Wohnplätze; Ortschaften, in welchen sieben bis acht hundert Familien, und in diesen drey bis vier tausend Menschen bey einander lebten.

Ein jeder dieser Wohnplätze hatte seine Handwerke, seine Spinnereyen und Webereyen. Er hatte sein Ackerland und seine Viehweiden. Ein solcher Ort erzeugte und verarbeitete, was er selbst gebrauchte; einige wenige entbehrliche Producte ausgenommen. Er hatte große und angefüllte Vorrathshäuser, deren Vorrath weit das Bedürfniß überstieg. Zwanzig tausend Stück Hornvieh, sechs bis acht tausend Schafe weideten auf seinen Triften. Esel, Maulthiere und Pferde wurden hinreichend erzogen. Jene brauchte man zum Ackerbaue und Transport; diese zu Bestellungen, Reisen der Priester und zur Vorbereitung auf kriegerische Unternehmungen.

Ueberall herrschte die vollkommenste Ordnung, und eine Unterwürfigkeit, die keine Grenzen kannte. In der Casse eines jeden Orts waren stets große Ueberschüsse vorräthig. Selbst jesuitische Schriftsteller geben den Gewinn auf zwey Thaler, auf jeden Kopf, an. Alle Missionen zusammen genommen waren im Stande, für den Nothfall sechzig tausend Krieger ins Feld zu stellen, sie mit allem zur Vertheidigung Erforderlichen auszurüsten, und selbst Feld-

herren aus ihrer Mitte an die Spitze derselben zu stellen.

3.

Nähere Darstellung der innern Verhältnisse dieser so genannten Missionen.

Zu keiner Zeit und in keinem Theile der Erde hat es eine vollendetere Priesterherrschaft gegeben, als in diesen Missionen am Paraguay. Wenn auch das, was in einigen Schriften der Gegner dieser Corporation von einem förmlichen Königreiche und einem Könige Nicolaus beygebracht wird, erdichtet seyn sollte; so ist doch hinlänglich erwiesen, daß die Herrschaft, welche die Jesuiten hier ausübten, so unbeschränkt war, als sie, auch in den despotischten Monarchien, kaum selbst in der Barbarey, gefunden werden dürfte.

Alle Missionen standen unter dem Spanischen Gouverneur zu Buenos Ayres; allein nur dem Nahmen nach. In der That war das Oberhaupt des Ordens Souverain; der Pater Provinzial-Statthalter; und jeder Prediger, in jeder Ortschaft, die höchste und, dem Wesen

nach, einzige obrigkeitliche Person. Alle eingeborne Einwohner, ohne Ausnahme, waren Leibeigne, in der ausgedehntesten Bedeutung dieses Ausdrucks.

Dies wollten freylich die heiligen Väter nie eingestehen. Auch waren bereits, seit dem vorigen Jahrhunderte, von mehrern Päpsten, strenge Verbote ergangen: in den Kolonien keines Staats die Eingebornen ihrer natürlichen Freyheit zu berauben.

Die Jesuiten ließen sie daher auch, dem Scheine nach, einen Antheil an der Regierung der verschiedenen Ortschaften nehmen. In einem jeden waren ein, auch wohl zwey Alkalden, oder Schultheiße, und eine Art von Municipalität, aus den Eingebornen. Allein diese Würden waren nichts als leere Titel; diese obrigkeitlichen Personen, so gut, als alle übrige, Sclaven der Priester; wie alle übrige, dem Prediger einer jeden Mission einzig und allein unterworfen. Jeder Prediger hatte einige Assistenten aus seinem Orden und bediente sich der Alkalden als Unterbedienten der Polizey, oder auch zur Ausrichtung anderer, von ihm zu erhaltender bestimmter Befehle.

Um ihnen selbst und dem Volke ein Spiegelgefecht von Würde vorzumachen, wurden diese obrigkeitlichen Personen mit staatlichen Kleidern behangen, und führten einen Stab, oder ein Bündel Ruthen, als Zeichen einer Gewalt, die sie nicht besaßen. Jeden Morgen, nach der Messe, mußten sie sich bey dem Pfarrer einfinden, Bericht abstatten und Verhaltungsbefehle einhohlen. Versahen sie etwas in ihrem Dienste, oder ließen sie sich anderweitige Vergehen zu Schulden kommen; so wurden sie, wie die übrigen, bestraft, meistens durch körperliche Züchtigung.

Sie wurden, unter Leitung der Priester, von dem Volke selbst gewählt. In der Regel nahm man sie aus den Caziken, oder Häuptern der Stämme. Diese Einrichtung, der Cazikschaften oder Stämme, hatten die Jesuiten noch beyzubehalten für gut befunden; wahrscheinlich, weil sie darin ein Mittel mehr fanden, die unbedingte Unterwürfigkeit zu befördern und zu erhalten.

Die ganze Herrschaft, welche die Jesuiten hier so unbeschränkt ausübten, gründete sich

lediglich auf Unwissenheit, Aberglauben und Brutalität. Unter dem Vorwande: daß die unglücklichen Unterdrückten von der Natur gänzlich vernachlässigt und aller Fähigkeit zu einer höhern Ausbildung und selbstständigen Thätigkeit beraubt wären; arbeiteten ihre Unterdrücker planmäßig und unausgesetzt dahin, die Fähigkeiten, die sie etwa haben möchten, in ihnen zu ersticken, sie in der herkömmlichen Dummheit und Brutalität zu erhalten, und, wo möglich, noch tiefer und rettungsloser darein zu versenken. Aberglaube und Furcht waren die Haupt-Werkzeuge, deren sie sich für diesen Zweck bedienten. Nie ist der Nahme: Religion, mehr entehrt worden, als in Anwendung auf das, was man diesen unglücklichen Menschen unter dieser Benennung beybrachte. Auch hatte es durchaus keine Wirkung auf sie, als die der Beförderung einer dummen, thierischen Unterwürfigkeit. Kein Begriff wurde bey ihnen durch dasselbe geweckt; keine Eigenthümlichkeit der gröbsten sittlichen Uncultur dadurch bey ihnen ausgerottet.

Selbst Jesuiten erzählen uns, daß nicht selten die Landbebauer die ihnen für die Cultur des Bodens anvertraueten Ochsen, anstatt sie wieder abzuliefern, schlachteten und verzehrten; daß sie ihre Anzahl Stockschläge dafür empfingen, sich hundisch bedankten und bey nächster Gelegenheit auf gleiche Weise verfuhren. Auf diesem Grade der Cultur blieben sie durch ein Jahrhundert, und die heiligen Väter schlossen daraus, daß es ihnen ganz an Perfectibilität fehle.

Gleichwohl hatten sie wohlbedächtig das erste Motiv einer geistigen Thätigkeit, persönliches Eigenthum, völlig aus dieser Unterjochungs-Herrschaft entfernt. Alles gehörte der Mission. Alles geschah für den gemeinschaftlichen Unterhalt und den Vortheil der Mission. Die Arbeiter wußten die Bestimmung dessen, was sie über ihr Bedürfniß producirten, eben so wenig als die Stiere, welche den Pflug zogen.

Einer jeden Familie wurde eine Wohnung angewiesen oder aufgebauet, und mit den nöthigen Geräthschaften versehen. Jeder Hausvater bearbeitete, — nicht für sich und seine Familie, — sondern für die, welche ihm zu

arbeiten befahlen, und welche ihn züchtigten, wenn er die ihm auferlegte Arbeit schlecht oder gar nicht verrichtete.

Jedem Arbeiter wurde, für jeden Tag, jede Stunde, die Arbeit vorgeschrieben, die er verrichten sollte. Sollte der Acker gepflügt werden, so wurde dem Ackermanne ein Paar Ochsen dazu übergeben, die er wieder abliefern mußte, so bald sein Stück Arbeit vollendet war. Sollte gesäet werden, so erhielt er das Korn dazu, aus dem gemeinschaftlichen Vorrathshause. Wie niemand für sich säete, erntete auch niemand für sich. Alles wurde in die Vorrathshäuser abgeliefert und aus diesen wieder, von den Priestern, nach Bedürfniß und Willkühr ausgetheilt.

Auf gleiche Weise verfuhr man mit den Viehherden, mit den Producten der Fabrik-Arbeiter und der verschiedenen Handwerker in ihren Werkstätten.

Durch diese Einrichtungen hatte die allzu gütige Fürsorge der heiligen Gesellschaft von ihren Schützlingen auch jede Sorge, nur für den folgenden Tag, entfernt; mit ihr freylich

aber auch jeden Thätigkeitstrieb erstickt. Sonderbar genug beklagten sie sich über die unausrottbare Faulheit und Sorglosigkeit ihrer Unterthanen, und nahmen, nach einer, bey so scharfsinnigen Köpfen um so befremdlichen Verwechselung, auch hier die Wirkung für die Ursache ihrer Verfahrensart mit denselben an.

Zu ihrer Rechtfertigung behaupteten sie: ihre geistlichen Kinder blieben an Geisteskräften und Moralität wirklich Zeit Lebens Kinder, und stützten sich auf die Erfahrung, welche ihre Behauptung allerdings bestätigt hat. Nur vergaßen sie dabey, anzumerken, daß sie Zeit Lebens Kinder blieben, weil sie Zeit Lebens von ihnen als Kinder, — und noch dazu als recht einfältige Kinder, — behandelt wurden. Eine detaillirtere Uebersicht der Polizey-Ordnung und Disciplin in den Missionen wird dies unstreitig noch näher veranschaulichen.

4.

Detaillirte Uebersicht der Polizey-Ordnung und Disciplin in diesen Missionen.

Für jeden Tag war einem jeden Einwohner einer jeden Mission beyderley Geschlechts, durch

eine mit nichts zu unterbrechende Tagesordnung, für jede Stunde vorgeschrieben, was er thun und nicht thun solle. Ein Zeichen, mit der Trommel, befahl mit Sonnen Aufgang allen Einwohnern, aufzustehen; ein anderes, mit der Glocke, sich zur Messe einzufinden. Eben so waren die Stunden der Arbeit und des Essens bestimmt. Eine stete Aufsicht verpflichtete einen jeden, ohne Ausnahme, zur genauesten Beobachtung dieser Ordnung, und die strengste Bestrafung folgte unvermeidlich der unbedeutendsten Abweichung davon auf dem Fuße.

Alle Sonntage Morgens versammelten sich alle Einwohner eines Orts, alt und jung, auf dem öffentlichen Platze, zu der bestimmten Stunde. Alle stellten sich nach den Cazikschaften, oder Stämmen; die Weiber besonders und die Männer besonders. Jeder Mann war verpflichtet, ein Stück Holz mitzubringen, um es für die allgemeine Oekonomie, in dem Priesterhause, abzuliefern. Nun wurde nachgesehen, ob sie alle beysammen waren. Die Fehlenden zeichnete man auf, forschte nach der Ursache ihres Ausbleibens, und bemerkte sie, für die

zu erwartende Züchtigung, dafern keine gültige Entschuldigungs-Ursache beygebracht werden konnte.

Beyde Colonnen setzten sich dann in Bewegung, nach der Kirche zu. Die Weiber hielten ihren Einzug durch die Hauptthür; die Männer durch eine Seitenthür. Zu dieser gelangten sie durch den Hof des Priesterhauses, in welchem zuvor ein jeder sein mitgebrachtes Stück Holz ablegte.

So bald sie in die Kirche eingetreten waren, kniete die ganze Versammlung nieder, und einer in derselben sagte eine Anzahl Gebetsformeln und sämmtliche Fragen und Antworten des Catechismus laut her. Die ganze Versammlung betete sie, ebenfalls laut, jedoch mit etwas gemilderter Stimme, nach. Auf gleiche Weise wurde bis zu hundert, zwey, drey hundert, — tausend u. s. w. gezählt; die Nahmen der Monathe und Wochentage, nach der Ordnung, hergesagt; u. s. w. Die Jesuiten behaupteten nämlich: das Gedächtniß der Eingebornen sey von Natur so schwach, daß sie selbst diese Ausdrücke und Begriffe sogleich

wieder vergäßen, wenn sie nicht täglich wiederhohlt würden. War dies geschehen, dann trat ein Jesuit, mit einem mannshohen Kreuze in der Hand, auf, um, in einer Anrede an die Versammlung, den Catechismus zu erklären. Dieses Kreuz schien gleichsam der geistliche Commando-Stab der heiligen Väter zu seyn. So oft sie öffentlich erschienen, führten sie es, als Handstock, mit sich, und ihre geistlichen Unterthanen blickten auf dasselbe mit mehr Ehrfurcht als auf ihre Person.

Auf die Catechisation folgte die Meß-Ceremonie, welche mit mehr, als selbst in den Hauptkirchen Europäischer katholischer Staaten gewöhnlichem, Pompe vollzogen wurde. Nach der Beendigung derselben wurden beyde Geschlechter in zwey abgesonderte Vorhöfe geführt, und hier wurde ihnen das Wesentliche des in der Kirche angehörten Vortrags wiederhohlt.

Diese Andachtsübungen dauerten bis um neun oder zehn Uhr des Morgens. Dann gingen die Weiber nach Hause, um das Mittagsessen zu bereiten. Die Männer empfingen erst,

aus dem Vorrathshause, eine Portion Paraguay-Kraut, (welches bey ihnen die Stelle des Thees vertrat und eins ihrer nothwendigsten Bedürfnisse ausmachte,) Tabak und Salz; das letztere indessen, aus Mangel, so selten, daß die Speisen größten Theils ohne Salz zubereitet und genossen werden mußten.

Nach der Mahlzeit wurden sie wieder auf dem öffentlichen Platze versammelt und zu gewissen körperlichen Uebungen und Spielen veranlaßt. Von hier wurden sie zu einer bestimmten Stunde wieder in die Kirche, zu der so genannten Rosenkranz-Andacht, getrieben; nach deren Beendigung sie ihr Kraut, ihren Tabak u. s. w. für den Abend empfingen und sich dann nach Hause zu begeben befehligt wurden.

Nach einer eben so strengen gesetzlichen Ordnung wurden sie zu der Beobachtung der übrigen kirchlichen Ceremonien angehalten. Alle kirchliche Einrichtungen zweckten dahin ab, sie zu der höchsten und blindesten Verehrung der sinnlichen Gegenstände des so genannten Gottesdienstes zu gewöhnen und dabey stets zu erhalten. Das Kreuz war der erste und erha-

benste Gegenstand ihrer Andacht. Man hatte dafür gesorgt, daß sie überall mit Gegenständen dieser Art umgeben waren. In ihren Häusern, auf dem Felde, bey allen ihren Geschäften erblickten sie dergleichen, so oft sie umher sahen. Jedes vermoderte Stück eines heiligen Kreuzes war ihnen ebenfalls ein Heiligthum. Fanden sie es abgefallen; so legten sie es behutsam an den Fuß des Kreuzes nieder; und wurde ein ganz neues aufgestellt, so sammelten sie die Trümmern des alten, als Reliquien, mit der größten Sorgfalt.

Die Verehrung der Heiligen-Bilder war bey ihnen nicht minder groß, nicht minder zur andern Natur geworden. Die Kirchen waren nicht nur mit diesen, sondern überhaupt mit Allem, was auf die Sinne wirken und den kindischen Geist dieser armen Menschen imponiren konnte, angefüllt. Herrliche Altäre, kostbare Gefäße, schimmernde Meßgewänder, — fanden sich im Ueberflusse und verfehlten ihre Wirkung nicht.

Die Arbeitstage wurden, wie die Sonn- und Festtage, mit einer Messe angefangen.

Dann wurden die Feldarbeiter zur Arbeit hingeführt, und die Handwerker verfügten sich in das Priesterhaus, in die darin befindlichen verschiedenen Werkstätten und Fabriken. Alle blieben unter steter und strenger Aufsicht, und jede Faulheit oder schlechte Arbeit wurde mit einer Anzahl Stockschläge bestraft. Der Bezüchtigte legte sich auf den Boden nieder; empfing seine Streiche, von der Hand des priesterlichen Zuchtmeisters; stand auf, dankte diesem mit hundischer Demuth und — zog sich am folgenden Tage, durch dasselbe Vergehen, eine gleiche Züchtigung zu.

Auf das gegebene Zeichen kehrten sie von der Arbeit zurück, um zu essen, und begannen und endeten ihre Arbeit des Nachmittags eben so wieder, wie am Morgen.

Zu einer bestimmten Stunde des Abends mußte jedermann in seiner Wohnung, und Alles mußte ruhig seyn. Patrouillen durchwanderten die ganze Nacht die Straßen. Wer sich nach der bestimmten Stunde noch außer seiner Wohnung betreten ließ, wurde in das Gefängniß geführt und hatte, am andern Morgen,

unausbleiblich seine Züchtigung, von der Hand des Priesters, zu erwarten.

An jedem Tage wurde, in dem Priesterhause, für jeden Tag und für jede Familie, Fleisch, Mais, Kraut, Tabak u. s. w. ausgetheilt. Fleisch erhielte jedoch meistens nur drey oder, in der Zeit schwerer Feldarbeit, auch wohl vier Mahl in der Woche. Auf einen Ort, der drey bis vier tausend Seelen enthielt, rechnete man, im Durchschnitte, vier tausend Ochsen auf die jährliche Consumtion.

Die Kinder wurden sämmtlich aus dem Priesterhause gespeiset, und hatten überhaupt, ausgenommen des Nachts, durchaus keine Gemeinschaft mit ihren Aeltern.

Aelterliche Gewalt gehörte hier, wie Alles, was Freyheit des Willens erforderte oder bezeichnete, unter die völlig unbekannten Dinge. Niemand hatte ein Strafrecht über seine Kinder; niemand konnte bestimmen, welchen Geschäften sich seine Kinder widmen, was sie lernen, wie sie erzogen, gekleidet und genährt werden sollten. Den Müttern lag zwar ob: ihren Söhnen ein Mädchen zur Frau auszusu-

chen und vorzuschlagen; doch hing es von den Priestern ab: ob diese einer solchen Heurath ihre Zustimmung geben, oder versagen wollten. Hatte ein Jüngling ein Mädchen gewählt, so mußte er sich bey dem Priester melden und um seine Erlaubniß nachsuchen. Fand dieser für gut, sie zu versagen, oder ihm ein anderes Mädchen zu geben, dann wurde weder die Wahl der Aeltern noch die Neigung der jungen Leute in Erwägung gezogen. Dem neuen Ehepaare ließ der Priester eine Wohnung anweisen und ihre Bedürfnisse wurden, wie die der übrigen Familien, aus der Gesammtmasse bestritten.

In einem jeden Orte war ein Arbeitshaus, in welchem die Wittwen Arbeit und Unterhalt erhielten. Sie mußten sich hier jeden Morgen zu der bestimmten Stunde einfinden und an jedem Tage eine bestimmte Zahl Baumwollen- oder Wollen-Garn in die Webereyen abliefern.

Auch die verheuratheten Weiber spannen täglich eine bestimmte Zahl, in ihren Wohnungen. Weber arbeiteten täglich in Vorrath für jede Gemeinde. So war auch täglich eine Anzahl Schmiede, Tischler, Rosenkranz-Macher u. s. w. beschäftigt.

Diese Arbeiter erhielten so wenig, als die Landbebauer, Hirten, Krautsammler, einen Arbeitslohn, einen Ersatz für ihre Mühe, oder eine Aufmunterung zu höherer Geschicklichkeit und Anstrengung. Jährlich bekam jeder die bestimmte Anzahl Ehlen Zeug zu seiner Kleidung; täglich seine Mund-Portionen; seine Wohnung wurde jedem eingerichtet und erhalten, sein Werkzeug ihm geliefert, das abgenutzte durch neues ersetzt; für das verdorbene oder verwahrloſete erhielt er eine verhältnißmäßige Züchtigung. Uebrigens wurde aller Fleiß nur durch Strenge erzwungen und der Ueberschuß aller Arbeits-Producte nach den Handelsplätzen verführt und, für Rechnung der Gesellschaft der heiligen Väter, zu Gelde gemacht.

Der Ertrag der Arbeit dieser, — aufs geringste berechnet, — Million von Sclaven ist nie bekannt geworden; war indessen gewiß von sehr hohem Werthe. Unter dem Nahmen von Procuratoren waren einige Finanz-Räthe angestellt, welche von Zeit zu Zeit ungeheure Summen nach Europa überführten.

5.

Erziehung und Tagesordnung der Kinder und jungen Leute bis zum siebzehnten Jahre.

Da es bekannt ist, daß die Jesuiten überall die Erziehung der Kinder als ein wirksames Mittel, ihre Macht und ihren Einfluß zu begründen und zu erweitern, erkannten und anwandten: so wird man leicht erwarten, daß sie hier vor allen Dingen sich derselben zu dem erwähnten Zwecke bedienten. Durch alle Missionen und in allen Ortschaften wurde die Erziehung von den Jesuiten selbst und nach völlig gleichen Grundsätzen und Bestimmungen besorgt.

Alle Morgen wurden alle Kinder und junge Leute, beyderley Geschlechts, unter siebzehn Jahren, durch eine Trommel zusammen berufen. Sie versammelten sich auf dieses Zeichen unverzüglich vor der Hauptthür der Kirche, und ordneten sich, unter der Anleitung ihrer Aufseher und Aufseherinnen; die Knaben auf der einen, die Mädchen auf der andern Seite.

Diese Aufseher, bey den Knaben bejahrte Männer, bey den Mädchen alte Frauen oder

Männer, begleiteten die Kinder, Jünglinge und Mädchen den ganzen Tag über, zum Unterrichte, zur Arbeit, zum Essen, und wurden für ihre Gegenwart und für ihr Betragen verantwortlich gemacht.

Waren sie alle versammelt, dann knieten sie, mit ihren Aufsehern und Aufseherinnen, nieder, und recitirten, indem einer vorsagte und die übrigen im Chor wiederhohlten, die Gebetsformeln nebst den Fragen und Antworten des Catechismus.

Binnen einer halben Stunde war dies vollendet. Dann öffneten sich die Kirchthüren, und die Messe begann. Die Kinder wurden hinein geführt, um den Meßgesang zu begleiten. Einige der Knaben, in prächtigen scharlachenen Gewändern, hatten den Dienst bey der Messe; die übrigen saßen, von den Mädchen abgesondert, an der Seite des hohen Chors.

War die Messe beendet, dann wurden die Kinder männlichen Geschlechts und die Jünglinge in den Hof des Priesterhauses, die Mädchen aber wieder auf den Platz vor der großen Kirchthür geführt, um ihr Frühstück zu empfangen. Beyde Ge-

schlechter setzten sich reihenweise, nach der Ordnung des Alters; und nach eben der Ordnung wurden sie auch aufgerufen, ihr Frühstück zu empfangen.

Dieses bestand aus Mais, auch wohl aus Eingeweiden der Ochsen und Kälber, gekocht und portionsweise zugerichtet. Gewöhnlich war es schon bereit, wenn die Messe beendet war. Verzögerte es sich indessen noch etwas, dann wiederhohlten sie aufs neue ihren Catechismus, bis der Ruf: Ion 16 rei rehegua! oder: „Die Sechzehnjährigen kommen heran!" ihre Gedächtnißübung unterbrach.

Eine halbe Stunde wurde für das Frühstück, wie für jede Mahlzeit, verwilligt. Nach Verlauf derselben gab die Trommel das Zeichen zur Arbeit. Die, welche hierzu fähig gefunden waren, zogen, dem größten Theile nach, in Prozession, an der Spitze des Zuges ein Heiligen-Bild, auf das Feld. Dieses Heiligen-Bild wurde, neben dem Platze, wo sie ihre angewiesene Arbeit, unter den Augen ihrer Aufseher, verrichteten, aufgepflanzt und am Abend wieder, eben so in Prozession, zurück getragen.

Das Mittagsessen, welches ihnen, ebenfalls aus dem Priesterhause, zubereitet geliefert wurde, genossen sie auf ihrem Arbeitsplatze, unter freyem Himmel. Gegen Abend zogen sie eben so in Prozession nach der Kirche zurück, wo sie noch ein Mahl ihre Gebete und den Catechismus hersagen und dann mit den Erwachsenen der so genannten Rosenkranz-Andacht beywohnen mußten.

War diese vollendet, dann erhielten sie ihr Abendessen auf dieselbe Weise, als ihr Frühstück, und wurden nach den Wohnungen ihrer Aeltern geschickt, um sich zur Ruhe zu legen.

Diejenigen, welche einem Handwerke oder einer Kunst gewidmet wurden, brachten ihre Zeit, den Tag über, in den Werkstätten und Fabriken, nach gleicher Stundenordnung, hin. Die kleinern Kinder aber, welche noch zu keiner Art von Arbeit fähig geachtet wurden, blieben, unter der Aufsicht eines alten Mannes oder einer alten Frau, auf dem Platze vor der großen Kirchthür. Während die andern arbeiteten, wurden die kleinsten, von vier bis fünf Jahren, damit beschäftigt, das Pater Noster und

die ersten Gebetsformeln des Catechismus herzulallen. Etwas ältere wurden von Schulmeistern in den Kenntnissen, welche die ältern täglich wiederhohlten, unterrichtet. Einige lernten auch singen und tanzen; wohl gar auch lesen und schreiben. Doch waren dies nur Vorbereitungen für besondere höhere Bestimmungen. Dem großen Haufen blieben diese Kenntnisse stets fremd.

Man muß gestehen, daß diese ganze Erziehung ungemein wohl überlegt und für die Absichten der heiligen Väter vollkommen zweckmäßig entworfen war. Sie führte gerade und unvermeidlich zu der allerstupidesten Bigotterie, zur gedankenlosesten Unterwürfigkeit, zu einer zwecklosen thierischen Arbeitsgewöhnung, zu der vollendeten dumpfen Brutalität, worauf hier diese heilige Gesellschaft des Erlösers des Menschengeschlechts ihre gottselige Herrschaft begründet hatte.

Durch die ganze Erziehung herrschte die strengste Disciplin. Die kleinste Unregelmäßigkeit wurde mit den schärfsten Züchtigungen geahndet; und man muß gestehen, daß es kei-

ne ordentlichere und regelmäßigere Jugend geben kann, als in Paraguay damahls zu finden war.

Von der frühesten Kindheit an wurde ihnen die hundische Gewöhnung zu eigen gemacht: die Züchtigungen ohne Klage und Unwillen zu ertragen und sich bey ihren Zuchtmeistern dafür, als für eine erzeigte Wohlthat, mit kriechender Demuth zu bedanken.

Mit dem siebzehnten Jahre war die Erziehung vollendet; das heißt: man schritt dann zur Heurath und gab dem jungen Paare eine besondere Wohnung, mit dem erforderlichen Hausrathe. Uebrigens erfuhren sie auch als Erwachsene in der Behandlung keine wesentliche Verschiedenheit. Sie wurden Zeit Lebens als Kinder und Unmündige, oder, in manchem Betrachte noch eigentlicher, als eine Herde Vieh behandelt. Die heiligen Väter beklagten es laut, daß sie nie einer edlern Behandlung fähig würden, und arbeiteten mit rastloser Emsigkeit dahin: daß sie nie einer edlern Behandlung fähig werden konnten.

6.

Ueberblick des Zustandes der jesuitischen Unterthanen in diesen Missionen.

Gewiß hat es nirgends zufriedenere, unterwürfigere, ruhigere Unterthanen gegeben, als die Indier in diesem Reiche der Jesuiten. Aber freylich hat es auch nicht leicht Unterthanen gegeben, welche weniger von dem, was den Menschen characterisirt, an sich trugen.

Sie hatten keine Wünsche, die sie nicht befriedigten; keine Ideen, die sie beunruhigten; sie lebten weder in der Vergangenheit noch in der Zukunft. Der gegenwärtige Augenblick war ihnen alles. Nie sorgten sie für den folgenden Morgen. Keiner murrete über Zwang und Tyranney; denn niemand hatte auch nur die entfernteste Ahnung von dem Begriffe: Freyheit. Niemand kannte Eigennutz und Geiz; denn niemand hatte einen Begriff von Eigenthum, und der Möglichkeit, dergleichen zu erwerben.

Wie weit waren alle diese Menschen von den Bestrebungen des Ehrgeizes entfernt! Jeder Luxus war ihnen fremd. Die Qualen unbefriedigter Leidenschaften kannten sie auch nicht

einmahl dem Nahmen nach, oder vom Hören sagen. Ihr ganzes Leben war die höchste Einfachheit und Ruhe. Auch selbst ein oder einige Dutzend Ruthenstreiche, — das höchste Uebel, welches sie treffen konnte, — vermochte diese Ruhe nur wenig zu stören, da sie von Kindheit an gewöhnt waren, sie mit so vieler Resignation zu ertragen.

An Sonn- und Feyertagen wurden sie durch Tänze, — nicht solche, die sie selbst tanzten, sondern die sie tanzen sahen, — belustigt. Ihre Väter und Wohlthäter unterhielten ihnen Musikanten und Tänzer, die auf dem Platze vor der Kirche an Festtagen und bey andern feyerlichen Veranlassungen ihre Augen und Ohren belustigten. Sie vergönnten ihnen allerley Kinderspiele; und wiewohl Glücksspiele verboten waren, so sahen sie doch wohl durch die Finger, wenn sie auch ein Mahl ihre Portion Paraguay-Kraut, Tabak oder Salz im Würfelspiele verloren.

Von Zeit zu Zeit wurden ihnen große Gastmähler verstattet und gegeben, wobey sie stärkere Portionen Fleisch, als gewöhnlich, auch

wohl ein Stück Weizen-Brod, erhielten, und es so gar übel nicht genommen wurde, wenn sie sich in einem künstlichen und etwas spirituösen Getränke, welches bey solchen Gelegenheiten reichlich genug zu haben war, auch ein Mahl tüchtig betranken.

So lebten sie beständig in einem wahrhaft kindischen Zustande; von der Geburtsstunde bis zum Grabe. In Allem, was ihnen begegnen konnte, fanden sie Unterstützung bey ihren geistlichen Regenten. Wie sie ihre Herren und Richter waren, so waren sie auch ihre Aerzte und Seelsorger. Von ihnen wurden sie zum Abendmahle getrieben, wie zur Arbeit. Befiel sie eine Unpäßlichkeit, so erhielten sie von eben denjenigen Vorschriften und Arzeneyen, welche ihnen in gesunden Tagen Befehle, Nahrungsmittel und Schläge ertheilten.

Die Sorgfalt der heiligen Väter beschränkte sich hierauf noch nicht. Sie ging eben so emsig dahin, daß die Zufriedenheit mit ihrem Zustande durch nichts, von außen her, gestört werden möchte. Wagte es ein Europäer, hier einzudringen, so wurde er gut aufgenommen und bewirthet;

aber wie ein Gefangener von den Jesuiten überall begleitet, nicht einen Augenblick allein gelassen, noch weniger ihm vergönnt, sich einem Indianer zu nähern und sich mit ihm einzulassen.

Wen dieser Zustand und dieses Verhältniß hinlänglich zum Glücke dünken, der wird diese, von uns mehr als Ein Mahl beklagten, Indier allerdings glücklich preisen. Die Jesuiten haben keine Mühe gespart, sich als Wohlthäter derselben, und ihre Absichten mit ihnen als rein und menschenfreundlich darzustellen. Sie, und mit ihnen alle ihre Freunde, machten es dem Marquis von Pombal zu einem Hauptverbrechen, daß er sie hier in ihrer uneigennützigen, Menschenglück befördernden Wirksamkeit störte. Wie mag man sich wundern, daß sie den frommen Eifer dieser armen Verblendeten benutzten, sie zu Tausenden auf die Schlachtbank zu führen, um ihnen ihr Glück und ihre wohlthätige Herrschaft zu erhalten?

IV.

Interessante Acten-Stücke;

als

Beylagen

zu der Geschichte der Administration des Marquis von Pombal.

No. 1.

Auszug des Prozesses und Urtheils wider diejenigen, welche sich am 3ten September 1758 an der Person des Königs vergriffen.

Aus den Acten des Prozesses wider Joseph Maschareñhas, ehedem Herzog von Aveiro; wider Donna Eleonora von Tavora, ehedem Marquise dieses Titels; wider Franz von Tavora, ehedem Marquis des ämlichen Titels; Ludwig Bernard von Tavora, ehedem Adjutant in Kriegsdiensten unter seinem Vater; Hieronymus

von Ataide, ehedem Graf von Atouguia; Blasius Joseph Romeiro, Corporal der Compagnie Ludwig Bernards von Tavora; Anton Alvares Fereira; Joseph Polycarp von Azevedo; Emanuel Alvares Fereira, Kammerdiener Josephs Mascharenhas; und Johann Michael, Livree-Bedienten des Nämlichen; u. s. w.; erhellet:

I. und zwar durch das Geständniß der meisten Mitschuldigen, durch das Zeugniß vieler Augenzeugen, und aus der Sache, und dem Bekenntniß der Verbrecher selbst, daß Joseph Mascharenhas einen persönlichen Haß wider die heiligste Person des Königs gefaßt habe; weil erstlich derselbe den Einfluß, den er vermittelst des P. Caspar dell' Incarnazione, seines Oheims und Beichtvaters des verstorbenen Königs, in die vorige Regierung hatte, ihm unter der jetzigen abgeschnitten hat; zweytens, weil der König nicht zugegeben, daß wichtige Commenden seinen Erbgütern einverleibt wurden; drittens, weil der Nämliche eine Vermählung seines Sohnes

mit Donna Margaretha de Lorena, leiblichen Schwester des Herzogs von Cadaval, verhindert.

II. erhellet, daß Joseph Mascarenhas aus Haß wider den König alle Personen, die beym Könige nicht beliebt oder mit seiner Regierung unzufrieden waren, an sich zu ziehen, und durch Verleumdungen der königlichen Person ihren Haß gegen dieselbe zu vermehren suchte, und Anderer Schmeicheleyen: er könnte nun nicht weiter steigen, es wäre denn der königliche Thron; mit Vergnügen und Beyfall anhörte.

III. erhellet, daß der Nämliche unter dem vorigen Könige, und ehe die Jesuiten vom Hofe verwiesen wurden, nicht ohne öffentliches Aergerniß, derselben Todfeind gewesen; so bald sie aber vom Hofe vertrieben worden, sich plötzlich mit ihnen versöhnt, und so sehr dieses auch seinem Stolze zuwider war, sie oft in ihren Collegien besucht, lange Sessionen mit ihnen gehalten, und seinen Bedienten anbefohlen, ihre wechselsweisen Besuche zu verschweigen.

IV. erhellet weiter, daß der Erfolg dieser Versöhnung war, sich wider die königliche Person zu verbinden, weil die jetzige Regierung ohne des Königs Tod, welchen die Jesuiten nicht einmahl für eine läßliche Sünde hielten, nicht abgeschafft werden könnte.

V., VI. erhellet weiter, daß der Schuldige und die Jesuiten die Marquise Eleonore von Tavora mit ins Spiel gezogen, obgleich die Marquise und Joseph Mascharenhas sonst Feinde waren, und Jene wichtige Ursachen hatten, Diesen zu hassen.

VII. erhellet, daß die Marquise und die Jesuiten ihren Pater Malagrida *) den Mitverschwornen als einen heiligen Mann empfohlen; daß die Marquise die geistlichen Exercitien unter ihm gemacht, und in allem seinem Rath gefolgt: woraus entstanden, daß ihr Haus der Ort wurde, wo der König in den Gesellschaften verleumdet, und die Zeit und die Maaßregeln, den Königsmord zu vollstrecken,

*) Man sagt, die Jesuiten haben diesen Pater aus Italien kommen lassen, um einen Propheten in Portugal abzugeben.

bestimmt wurden; daß sie die Jesuiten Maros Johann Alexander, und andere in die Verschwörung gezogen; daß sie sechzehn Moedors denen, die in der berüchtigten Nacht nach dem Könige schossen, zur Belohnung beygetragen; und ihren Mann, den Marquis Franz von Tavora, ihre Söhne, ihren Eidam, Schwäger und Freunde verführt, und zwar durch Anpreisung der Heiligkeit des Paters Malagrida, ihres Rathgebers.

VIII. Es erhellet weiter, daß der Marquis Franz von Tavora zu einem der ersten Anhänger der Verschwörung und sein Haus zum Sammelplatze der Verschwornen geworden; daß er für seinen Theil zwölf Moedors, für die Belohnung der beyden Mörder, dem Herzoge von Aveiro gegeben, ehe sie die That vollstreckten; daß er auch persönlichen Antheil am Königsmorde genommen, da er sich in einem andern Hinterhalte befunden, welcher auf den König lauerte, im Falle er dem ersten entgange; daß man ihn aus seinem Hinterhalte, hinter dem Garten des Herzogs von Aveiro, gehen gesehen; und daß er in der Zusammenkunft des

andern Morgens, im Hause des Herzogs von Aveiro, einige der Mörder ausgescholten, weil sie die That nicht ganz vollbracht hatten, indeß andere sich rühmten, der König würde ihnen nicht entgangen seyn, wenn er sich ihrem Hinterhalte genähert hätte.

IX. Weiter ist klar, daß auch der Marquis Ludwig Bernhard von Tavora, durch die verführerischen Meinungen der Jesuiten, durch die Schwärmerey des Paters Malagrida, und durch die wider seine Majestät erfundenen Verleumdungen verleitet wurde, Theil an der Verschwörung zu nehmen. Man kann beweisen, daß er den Herzog von Aveiro täglich besuchte, und bey seinen Aeltern jederzeit den Berathschlagungen der Verschwornen beywohnte; daß er Waffen und Pferde anbot, das Werk zu vollstrecken; daß er wirklich zwey Tage vor der Vollstreckung zwey gesattelte und bedeckte Pferde in die Ställe des Herzogs geschickt; daß er sich am nämlichen Tage der Vollstreckung Nachmittags, wider seine Gewohnheit, mit seinem Vater und Bruder, Joseph Maria von Tavora, und

Andern eingeschlossen, um sich mit ihnen zu berathschlagen, und sich hernach des Nachts in einem der andern Hinterhalte befunden, wo man auf den König lauerte; auch den folgenden Morgen der Zusammenkunft im Hause des Herzogs von Aveiro beygewohnt habe.

X. Auch erhellet, daß Dom Hieronymus von Ataide, Graf von Atouguia, Eidam des Marquis Franciscus von Tavora, von seiner Schwiegermutter und Andern verführt, mit der Gräfinn, seiner Gattinn, jederzeit den bösen Berathschlagungen in dem Hause seiner Schwiegeraltern beygewohnt; daß er acht Moedors zur Belohnung der Mörder beygetragen; daß er sich in einem der Hinterhalte, die auf den König lauerten, befunden; und daß die Frau Gräfinn den folgenden Morgen der Versammlung im Hause des Herzogs von Aveiro beygewohnt habe.

XI. Weiter erhellet, daß Joseph Maria von Tavora, Adjutant unter seinem Vater, dem Marquis von Tavora, der Vierte war, welcher von den drey Häuptern der Verschwörung, besonders von seiner Mutter, verführt

wurde; daß er sich über die Regierung mißvergnügt bewiesen; daß er sich in einem der Hinterhalte, und dieselbige Nacht bey der Zusammenkunft befunden, welche die Verschwornen, nach verrichteter That, hinter dem Garten des Herzogs von Aveiro hielten; auch den folgenden Morgen der im Hause des Herzogs gehaltenen Conferenz beygewohnt, und daselbst gesagt habe, wenn der König sich ihrem Hinterhalte genähert hätte, so würde er gewißlich nicht mit dem Leben davon gekommen seyn.

XII. Weiter erhellet, daß, durch die drey Häupter verführt, auch Blasius Joseph Romeiro Theil an der Verschwörung genommen habe. Er hat es selbst gestanden, daß er seit 1749 den Marquis Franciscus und die Marquise von Tavora nie verlassen, sie im gesagten Jahre nach Indien begleitet, und mit ihnen zurück gekehrt; darauf zu ihrem Sohne, Ludwig Bernard von Tavora, gezogen, Corporal in seiner Compagnie, sein Haus-Hofmeister, und sein Liebling geworden sey. Aus welchen Umständen erhellet, daß ihm der Marquis Ludwig das Geheimniß anvertrauet

habe. So ist auch bekannt, daß er die drey gerüsteten Pferde des Marquis von Tavora auf die Stelle geführt, wo die That vollstreckt wurde; daß er sich beym ältern Marquis in einem Hinterhalte befunden, und nach der That der Zusammenkunft hinter dem Garten des Herzogs von Aveiro beygewohnt.

XIII. Auch erhellet, daß Joseph Maschareñhas, ehedem Herzog von Aveiro, das vornehmste Haupt der Verschwörung, seinen gewesenen Kammerdiener, Anton Alvares Fereira, und desselben Schwager, Joseph Polycarp von Azevedo, verführt habe; daß er durch seinen wirklichen Kammerdiener, Emanuel Alvares, desselben Bruder, Antonio Alvares, habe rufen lassen, sich mit ihm besprochen, und hernach selbst zu ihm gegangen, und hinter seinem Garten zu Belem in einer Barracke sich mit ihm unterredet, und ihm befohlen, auf die Kutsche des Königs zu lauern, und in seiner Gesellschaft mit zwey kurzen Schießgewehren auf dieselbe zu feuern; hernach aber anderer Meinung geworden, verabredet, Anton Alvares sollte seinen Schwa-

ger, Joseph Polycarp, zum Gehülfen nehmen; wie es auch wirklich geschehen, daß diese zween Mitschuldigen zu verschiedenen Mahlen, bald zu Fuß, und bald zu Pferde, in Gesellschaft des Herzogs, die Kutsche besehen, um sie kennen zu lernen; daß der Herzog für sie, zu dieser Absicht, zwey unbekannte Pferde gekauft; daß er dem Anton Alvares auch befohlen, unbekanntes Gewehr zu kaufen, dieser aber ihm nicht gefolgt, sondern sich seines eignen Karabiners bedient, und für seinen Schwager einen andern, mit zwey Pistolen, von einem Fremden, der im Hause des Grafen Unhao wohnte, unter dem Vorwande, sie zu probiren, geborgt, und gleich nach der That zurück gestellt habe; daß dieses die Waffen waren, mit welchen Anton Alvares und Joseph Polycarp von Azevedo auf die Kutsche des Königs schossen; daß diese Beyden vom Herzoge vierzig Lisbonnen in drey Bezahlungen erhalten.

XIV. Weiter erhellet, daß Emanuel Alvares Ferreira, vom Herzoge von Aveiro verführt, Theil an der Verschwörung ge-

habt; seinen Bruder, Antonio Alvares Fereira, herbey gerufen; dem Herzoge die Oberröcke und Perrücken, womit er sich in der berüchtigten Nacht verkleidete, dargereicht; und alles dieses verschwiegen habe, bis er in den Kerker gebracht wurde; daß er endlich bey der Gefangennehmung des Herzogs von Aveiro in seinem Lustschlosse Azeitao wider den Secretär Ludwig Anton von Leire den Degen gezogen, als dieser den Herzog von der Flucht zurück hielt.

XV. Weiter erhellet, daß der Bediente Johann Michael, von seinem Herrn, dem Herzoge, verführt, denselben begleitete, da er unter dem Bogen nach dem Kutscher schoß, und das Gewehr nicht losging. Der Herzog selbst hat dieses gestanden.

XVI., XVII. Es erhellet weiter, daß das schwarze Unternehmen durch folgende Umstände noch viel häßlicher wird: nämlich daß der Herzog von Aveiro und die Marquise Eleonora von Tavora eine niederträchtige Collecte von 192000 Reis für die zween Mörder Anton Alvares Fereira und Joseph Poly-

carp angestellt; daß die Verschwornen auf eilf und mehrern gesattelten Pferden sich in mehrere Rotten getheilt, damit, wenn der König dem ersten Angriffe entgangen, denen übrigen unterliegen mußte.

XVIII, XIX. Weiter, daß der Herzog von Aveiro auf den Kutscher Custodio von Costa schoß, und wenn das Gewehr losgegangen wäre, und den Kutscher getroffen hätte, der König, auf welchen die Verschwornen in ihren Hinterhalten lauerten, unfehlbar ums Leben gekommen seyn würde. Wie aber, bey des Herzogs Losbrennen der Zündpfanne, der Kutscher den Blitz des Feuers sah und das Krachen des Hahns hörte, trieb er, aus Verlangen, andern Schüssen, die er vermuthete, zu entgehen, die Maulthiere an, in vollem Galopp zu laufen, und verhinderte hierdurch die zween bestellten Königsmörder, welche in dem nächsten Hinterhalte waren, in das Hintertheil der Kutsche so ihre Schüsse anzubringen, wie sie es verlangten: dessen ungeachtet wurden, durch diese Schüsse, nicht nur die Kutsche und die Kleider Seiner Ma-

jestät sehr übel zugerichtet, sondern auch Derselben rechte Schulter und Arm bis zum Ellenbogen verwundet und zerrissen, und sogar die Brust mit sechs Stücken der Ladung getroffen. Man hatte die Gewehre mit dicken Schroten geladen, um desto weniger das Ziel zu verfehlen; und es war ein wahres Wunderwerk Gottes, daß die zween Schüsse in einem so engen Raume die in der Kutsche befindlichen Personen nicht ganz zu Grunde richteten, und daß einer nur den äußern Theil der rechten Schulter und des Arms des Königs verletzte, der andere aber zwischen dem nämlichen Arme und der rechten Seite des Leibes durchfuhr, ohne einen wesentlichen Theil schwer zu beschädigen.

XX. Es erhellet weiter, daß es ein noch viel größeres Wunderwerk Gottes war, daß der König sogleich daran dachte, den Kutscher umwenden zu lassen, und zum Ober-Regiments-Feldscherer zu fahren; wodurch er nicht nur verhütete, daß er sich nicht viel verblutete, sondern auch den übrigen Verschwornen, die in ihren Hinterhalten auf ihn lauerten, glücklich entging.

XXI. Weiter erhellet, daß die Verschwornen so verhärtet in ihrer Bosheit waren, daß sie sich sogleich nach verübter That hinter des Herzogs von Aveiro Garten ohne allen Gewissensbiß versammelten, und indeß sich andere ihrer Bosheit rühmten, der Herzog sein Gewehr zur Erde warf, und sagte: Der Teufel hohle dich! wenn ich deiner bedarf, da versagst du mir. Da hierauf der Marquis Franciscus von Tavora seine Furcht äußerte, der König möchte noch leben, antwortete der Herzog: Das thut nichts: wenn er nicht todt ist, so soll er noch sterben. — Es kommt darauf an, daß er ausgehe; sprachen die Uebrigen. Den folgenden Morgen hielten die Verschwornen in der Wohnung des Herzogs von Aveiro eine Versammlung, worin einige den zween Mördern bittere Vorwürfe machten, daß sie nicht besser gezielt hätten, andere es aber bedauerten, daß der König einen andern Weg genommen hätte.

XXII., XXIII. Es ist offenbar, daß, wenn es auch, gleichwie es in solchen Fällen zu ge-

schehen pflegt, an allen den oben gesagten deutlichen Beweisen fehlte, woran es aber, durch ein anderes Mirakel, nicht fehlt: so würde Praesumtio iuris hinreichend seyn, die Beschuldigten mit den Strafen zu belegen, welche von den Rechten vorgeschrieben sind; es wäre denn, daß sie mit ganz überzeugenden Proben das Gegentheil bewiesen. Diese Präsumtion würde auf Seiten des Herzogs von Aveiro und der Jesuiten am meisten Statt finden. Auf eine solche Präsumtion gründet sich die Maxime: Semel malus, nunquam praesumitur bonus; welche gar wohl auf den Herzog und die Jesuiten, wegen vieler andern wider Seine königliche Majestät verübten Bosheiten, angewendet werden kann.

XXIV., XXV. Weiter ist bewiesen, daß, was die Jesuiten betrifft, dieselben, aus Haß wider den König, welcher ihnen alle Hoffnung, ihre despotische Herrschaft bey Hofe fortzutreiben, und hierdurch die Mittel benommen hatte, ihre Ungerechtigkeiten in Africa, America und Asien, besonders aber den Krieg und die Rebellion in den nördlichen und östlichen Thei-

len Brasiliens, zu bemänteln, die verdammlichsten Verleumdungen und Ränke wider Seiner Majestät Ehre und wider die öffentliche Ruhe erfunden, damit sie die Gemüther der Unterthanen und Fremden von ihm abwendeten. Diese und andere böse Unternehmungen geben, der oben gesagten Maxime gemäß, ein vollkommenes Recht, zu vermuthen, daß die Jesuiten nach und nach diese Verschwörung wider des Königs Leben angezettelt haben; es sey denn, daß sie mit überzeugenden Proben beweisen, daß nicht sie, sondern andere schuld daran sind. — — Weil nun auch die Rechte präsumiren, daß, wer einen großen Nutzen von einem großen Verbrechen zu gewarten hat, desselben schuldig sey, es sey denn, daß er sich vollkommen rechtfertige; und anderseits die großen Vortheile, die sie aus einer gänzlichen Abschaffung der jetzigen Regierung zu hoffen hatten, schon berührt worden sind: so fällt, nach der Verfügung der Rechte, die Schuld der Verschwörung auf sie, besonders da die Erhaltung gewisser Länder mit dem gewagten Angriffe auf des Königs Leben einiges Gleichgewicht hat.

XXVI. Weiter liegt am Tage, daß die aus der Präsumtion der Rechte angeführten Beweise ganz überzeugend werden, wenn man betrachtet: daß die Jesuiten zu der Zeit, als sie der König vom Hofe verwies und ihre Ränke entlarvt waren, anstatt sich zu bemühen, ganz das Widerspiel thaten; an Uebermuth und Stolz zunahmen; sich öffentlich rühmten, daß, je mehr sie der Hof von sich entfernte, sie sich desto mehr mit dem Adel vereinten, dabey auch den königlichen Pallast mit Gottes Zorn bedroheten; und am Ende des August-Monaths eine Weißagung ausstreueten, der König würde nicht lange mehr leben. Einige Posttage nach einander schrieben sie diese Nachricht in verschiedene Europäische Länder, und setzten sogar die Zeit seines Todes in den Monath September. Eine solche Weißagung hatte der Pater Malagrida verschiedenen Personen bey Hofe schriftlich mitgetheilt. Es wurde aber eine auffallende plötzliche Veränderung in der Sprache bemerkbar, die sie, nach der Gefangennehmung der Verschwornen, in ihren Briefen nach Rom führten. Anstatt der übermüthigen und stolzen

Weißagungen gaben sie, auf eine kleinmüthige Art, ihren Mitbrüdern die Nachricht: daß sie, mit militärischen Wachen umringt, ihres Gebets bedürftig wären, weil sie dem Schicksale, welches sie befürchteten, nicht entgehen könnten; daß sie die Welt des Königsmordes mitschuldig machte, und sie zu Gefängnissen und Landesverweisung verdammte. Ist diese plötzliche Veränderung der Sprache und Affecte kein offenbarer Beweis, daß ihr voriger Stolz sich auf die Hoffnung der glücklich auszuführenden Verschwörung, und die plötzlich erfolgte Kleinmüthigkeit und Betrübniß auf den mißlungenen Streich und die Unmöglichkeit, ihre Schuld zu bemänteln, sich gründeten?

XXVII. Weiter ist klar, daß auch in Ansehung des Herzogs von Aveiro die gedachte Praesumtio iuris allein hinreichend seyn würde, ihn für schuldig zu erklären. Denn was erstlich sein voriges Betragen betrifft, so ist es eine bekannte Sache, daß er, seit den letzten Jahren des hochseligen Königs, Johanns des Fünften, den Hof mit unzähligen Ränken und Cabalen angefüllt, die Entschlüsse des Königs in Gerichtsstühlen und im Cabinette zu

hintertreiben, und durch die Partey seines Oheims, des Paters Caspar dell' Incarnazione, und durch Minister des Königs Decrete zu erschleichen, die auf falsche Berichte gegründet waren. Aber die Präsumtion, welche aus dem großen Vortheile, den jemand aus einem Verbrechen haben kann, entstehet findet nicht weniger wider ihn, als wider die Jesuiten Statt, weil er sich vor und nach dem Angriffe des Königs wie sie betragen hat. Vorher erregten sein Stolz und Uebermuth ein allgemeines Aergerniß; da aber der Königsmord mißlungen war, und Seine Majestät wieder geheilt wurden, verwandelte sich plötzlich sein ganzer Stolz in eine verwirrte Beschämung, wegen welcher er den Anblick des Hofes nicht aushalten konnte, und sich voll Furcht auf sein Landgut Azeitao begab, wo er in Verhaft genommen wurde, nachdem er, erstlich durch die Flucht, hernach durch einen hartnäckigen Widerstand, sich zu retten gesucht hatte.

XXVIII. Es erhellet, daß die nämliche Präsumtion die Marquise von Tavora schuldig macht. Vor dem mißlungenen Angriffe waren ihr Uebermuth, Stolz und Ehrgeiz so

verwegen und unerschrocken, daß man unter ihrem Geschlechte ihres Gleichen nie gefunden. Sie hatte die Kühnheit, sich mit ihrem Gatten vor dem Könige zu präsentiren, und den herzoglichen Titel von ihm zu verlangen; obgleich die wenig bedeutenden Dienste, die er dem Hofe bewiesen hatte, schon dadurch genug belohnt waren, daß er 1749 nach Indien geschickt wurde. Da sie, nach vielfältigem Ansuchen, endlich versichert wurden, daß sie zu dieser Würde nicht gelangen würden, vereinte sich die Marquise mit dem Herzoge von Aveiro wider des Königs Leben, aus Hoffnung, bey veränderter Regierung durch den Herzog ihr Ziel zu erreichen. Aber der große Stolz verwandelte sich nach dem mißlungenen Königsmorde auf Ein Mahl in offenbare Beschämung und Kleinmüthigkeit.

XXIX. In Betrachtung aller dieser und anderer Umstände, welche in den Acten vorkommen, haben Seine Majestät dieser Gerichtsversammlung Vollmacht gegeben, so ärgerlichen und verdammlichen Verbrechen angemessene Strafen zu bestimmen. Sie verurtheilte dieselben, wie folget:

Joseph Mascharenhas, ehemahliger Herzog von Aveiro, welcher schon denaturalisirt, und des Sanct-Jacobs-Ordens, dessen Commandeur er gewesen, schon entsetzt war, wurde verurtheilt: zu Belem auf dem Platze Caes öffentlich auf einer hohen Blutbühne lebendig gerädert, aufs Rad geflochten, hernach sammt der Bühne zu Asche verbrannt, und ins Meer gestreuet zu werden. Seine Güter sollen dem Fiscus und der königlichen Kammer anheim fallen, seine Wappen zerbrochen, und alle seine Häuser dem Erdboden gleich gemacht und mit Salz bestreuet werden. Dazu sollen noch alle öffentliche Schriften und Titel, die ihn betreffen, kraftlos gemacht werden.

Zu der nämlichen Strafe wurde Franciscus von Tavora verurtheilt, mit dem Zusatze: daß hinführo niemand den Nahmen: Tavora, führen könnte.

Anton Alvares Fereira, und Joseph Polycarp de Azevedo, welche auf den König schossen, wurden lebendig zum Feuer verdammt, ihre Güter confiscirt, ihre Häuser dem Erdboden gleich gemacht und mit Salz bestreuet. Weil der Zweyte die Flucht genom-

men, so wurden demjenigen, der ihn in die Hände der Gerechtigkeit liefern würde, zehn tausend Cruſaden, und wenn er ihn aus fremden Ländern herbey führte, zwanzig tausend versprochen.

Ludwig Bernard von Tavora, Hieronymus von Ataide, Joseph Maria von Tavora, Blasius Joseph Romeiro, Johann Michael, und Emanuel Alvares wurden zum Rade verurtheilt, jedoch so, daß sie erst strangulirt wurden. Ihre Güter wurden confiscirt, die Häuser dem Erdboden gleich gemacht, und ihre Kinder und Kindeskinder für unehrlich erklärt.

Die Marquise Eleonora von Tavora wurde zum Schwerte und zu allen den übrigen Strafen verurtheilt, welche zur Vertilgung des Andenkens des ehemahligen Herzogs von Aveiro und ihres Mannes, Franciscus von Tavora, bestimmt waren.

Im Pallaste der Mutter Gottes von Ajuda in der Versammlung vom 12ten Jänner 1759.

Mit der Unterschrift der drey Staats-Secretäre, als Vorsitzer u. s. w.

No. 2.

Pastoral-Schreiben Sr. Eminenz, des Herrn Cardinals von Saldanha, des Patriarchen zu Lissabon, wegen der Landesverweisung der Religiosen von der Gesellschaft Jesu.

Nachdem es dem Könige, meinem Herrn, gefallen hat, die Religiosen von der Gesellschaft Jesu aus allen seinen Reichen und Staaten, aus gerechten und dringenden Gründen, zu vertreiben; so hat er Uns diese Nachricht durch ein Schreiben mit seiner eignen Hand-Unterschrift mitgetheilet, dessen Inhalt lautet, wie folget.

„Hochwürdiger, in Gott andächtiger Vater, Cardinal-Patriarch von Lissabon, General-Reformator der Gesellschaft Jesu in diesen Reichen und zugehörigen Staaten, mein als Bruder Vielgeliebter.

Ich Dom Joseph, von Gottes Gnaden König in Portugal und Algarbien, diesseits und jenseits des Meeres, in Africa, Herr von Guinea und der Eroberung, Schiffahrt

und Handlung von Aethiopien, Arabien, Persien und Indien. Ich lasse Euch vielmahls grüßen als denjenigen, welchen Ich sehr liebe und ehre. Nachdem Ich in Erwägung gezogen habe, daß auch in einem so schrecklichen, unerhörten und dringenden Falle, wie derjenige ist, welcher den Schluß des Urtheils ausmacht, so die Junta de Inconfidenza von diesem Hofe am 12ten Januar des gegenwärtigen Jahres abgefaßt hat, in Ansehung des allgemeinen Vaters ein Sohn nicht genug Achtung haben kann, der, wie Ich, allezeit die Verehrung und Vertheidigung des Ansehens des sichtbaren Haupts der katholischen Kirche als unverletzliche Grundsätze angenommen habe: so habe Ich verordnet, daß man bey den Religiosen von der so genannten Gesellschaft Jesu, welche in diesem schändlichen und ärgerlichen Unternehmen mit begriffen sind, nicht nur dasjenige Verfahren aufschiebe, zu welchem Ich als König, (der in weltlichen Dingen keinen Höhern auf Erden erkennen darf, noch auch erkennet,) kraft

des göttlichen, natürlichen und Völkerrechts, und durch das Beyspiel der frömmsten Monarchen in Europa, und der Herren Könige, Meiner gottseligsten Vorfahren, bin genöthigt worden; sondern auch befohlen habe, daß man gegenwärtig diese Verfügungen abbreche, deren sich sogar einzelne Personen, die Väter der Familien sind, nicht überheben können, nämlich daß sie alle diejenigen aus ihren Häusern stoßen, welche die Ruhe und wirthschaftliche Verfassung derselben stören. Nach Maaßgebung dieser Meiner willigen Nachsicht und kindlichen Ehrfurcht habe Ich an den heiligen Vater, Clemens den Dreyzehnten, als jetziges Oberhaupt der allgemeinen Kirche Gottes, einen Brief mit Meiner eignen Hand-Unterschrift, unter dem 20sten des jüngst verflossenen Aprils, und einen Brief nebst Beylagen abgehen lassen, um dem heiligen Vater anzuzeigen, in wie weit sich diese höchst wichtige Sache noch re integra befinde. Nachdem nun dieser Mein ergebenster Bericht nach Rom war geschickt worden: so häuften

sich zwar bey Mir die stärksten Bewegungsgründe, daß Ich, (nicht nur als Monarch, der doppelte Rechenschaft, so wohl wegen der Würde der Majestät, die Mir anvertrauet ist, als auch wegen der Erhaltung der öffentlichen Ruhe bey Meinen Unterthanen,) die Betrachtung der dringendsten Umstände einer jeden andern vorziehen müsse, um die unerhörten, und bisher ganz unerwarteten Gewaltthätigkeiten zu dämpfen, dergleichen noch heut zu Tage die verwegenen Anschläge und treulosen Verleumdungen sind, welche die erwähnten Religiosen von dem besagten Monathe April an bis jetzo wider Meine königliche Macht am Römischen Hofe und in vielen andern Städten von Italien mit einer solchen Frechheit ausgestreuet haben, daß es sogar durch die öffentlichen Zeitungen an allen Höfen von Europa bekannt geworden ist; dessen ungeachtet aber war nichts vermögend, die Aufhebung der gerechten und nothwendigen Verfügungen zu verändern, die Ich verordnet hatte, in wie fern Ich nicht gewiß wußte,

daß Mein Bericht wirklich vor Se. Heiligkeit gekommen, und daß in demselben, vermittelst der Beurtheilung des heiligen Vaters, Mein ausnehmender und ehrerbietiger Gehorsam vollendet war. Nunmehro aber, da vermöge der Gewißheit, daß Ich meine kindliche und ehrfurchtsvolle Achtung gegen Se. Heiligkeit erfüllet habe, der gerechte Bewegungsgrund zu der erwähnten Aufhebung aufhöret; folglich unumgänglich nöthig ist, daß Ich die vollkommene Vertheidigung nicht länger mehr aufschiebe, womit ich Meine königliche Ehre, das Ansehen der Krone, und die Sicherheit Meiner Reiche und Unterthanen wider die unerträglichen Beleidigungen aufrecht erhalten muß, so die bemeldeten Religiosen mit der boshaftesten Verwegenheit bisher auszuüben gesucht haben, da diejenigen von den Provinzen dieser Reiche mit Wohlthaten und Ehre überschüttet waren, die sie durch die Gnade der Herren Könige, Meiner glorwürdigsten Vorfahren, empfangen hatten, und durch Meine königliche Mildthätigkeit allgemeine Lehrer

Meiner Unterthanen und ihre Gewissensräthe geworden waren, und sich näher bey Meinem königlichen Throne als andere Religiose befanden, eben zu der Zeit die heimlichen und gewaltsamen Beraubungen unternahmen, die sie in dem nördlichen und südlichen Theile von Brasilien, nicht nur in Ansehung Meiner Staaten, sondern auch in Ansehung der Freyheit, der Ehre und der Güter jener Einwohner ausgeübt hätten. Und da sie sahen, daß die besagten Beraubungen, vermittelst des Grenz-Tractats, würden entdeckt werden; so bemüheten sie sich, um ihn gleich zu entkräften und sich in ihren unrechtmäßigen Besitznehmungen zu erhalten, einige Fürsten, mit welchen Ich allezeit ein gutes Vernehmen und aufrichtige Freundschaft unterhalten hatte, wider Meine königliche Person und Regierung einzunehmen. Und da diese gegenseitigen Wirkungen das boshafte Vorhaben von einer äußerlichen Uneinigkeit vernichteten; so gingen diese bemeldeten Religiosen gar so weit, daß sie Mir in Meinen Staaten jenseits des

Meeres den harten und verrätherischen Krieg ankündigten, welcher der ganzen Welt anstößig gewesen ist und sie in Schrecken gesetzet hat. Und da sie wußten, daß die Armeen der betrogenen Indianer größten Theils geschlagen waren, welche sie durch Empörungen und abscheulichen Aberglauben in America aufgewiegelt hatten; so fingen sie an, in diesem Meinem Reiche selbst heimliche Meutereyen zu erregen, und vermittelst derselben Meine Unterthanen wider Mich aufzuhetzen, bey welchen sie eine Neigung verspüret hatten, sich in die entsetzliche Missethat zu stürzen, womit sie in der Nacht des 3ten Septembers im verflossenen Jahre sich an Meiner königlichen Person treuloser Weise zu vergreifen unterstanden. Und da ihnen endlich auch dieser verfluchte Streich wider Mein königliches Leben mißlang, welches die göttliche Vorsehung so wunderbarer Weise erhielt; so blieb ihnen keine andere Grausamkeit mehr übrig, zu welcher ihre verblendete und unersättliche Mordbegierde hätte Zuflucht nehmen

können, und sie suchten ganz ungescheut Meine Ehre zu verletzen, vertheidigten die Römischen Jesuiten und ihre Anhänger, und ließen durch ganz Italien, um Meinen königlichen Nahmen verhaßt zu machen, die häßlichsten Beschuldigungen und offenbarsten Lügen ausstreuen, welche den allgemeinen Widerwillen von ganz Europa wider diese schädlichen Religiosen selbst erwecket haben. Nachdem Ich nun sah, daß die Verleumder, ohne die geringste Wahrscheinlichkeit zur Beschönigung ihrer Betrügereyen zu finden, wider die deutlichsten und bekanntesten Wahrheiten ungescheuet fortlästerten; und ferner bemerkte, daß die schuldige Hochachtung gegen die Monarchen ohne Einschränkung von gewissen Leuten, welche die heilige Demuth zu ihrer einzigen Richtschnur machen sollten, erbärmlich verletzet wurde; und endlich gewahr wurde, daß die verfluchten Unternehmungen der Portugiesischen Jesuiten übertrieben wurden, indem jene wider Meine Staaten und wider Mein königliches Leben sich verschworen hat-

ten, diese hingegen sich unterstanden, Meine königliche Ehre so abscheulich anzugreifen, in welcher doch das rechte Leben der ganzen Monarchie bestehet, die Mir von der göttlichen Vorsehung ist verliehen worden, um sie mit dem Ansehen, welches von der Oberherrschaft unzertrennlich ist, unverletzt zu erhalten: so habe Ich, bey diesen höchstdringenden Umständen, beschlossen: daß die erwähnten Religiosen, welche ganz verderbt, von ihren heiligen Ordensregeln völlig entfernet, und durch so viele und abscheuliche und unverbesserliche Laster ganz untüchtig sind, zu der Beobachtung derselben wieder zurück zu kehren, als offenbare Rebellen, Verräther, Feinde und Beleidiger, welche sich bishero wider Meine königliche Person und Staaten, wider die öffentliche Ruhe Meiner Reiche, und wider die allgemeine Wohlfahrt Meiner getreuen Unterthanen gesetzt haben, und jetzt noch widersetzen, schleunigst und in der That aus allen Meinen Reichen und Staaten denaturalisirt, verwiesen und verbannet seyn sollen,

damit sie nicht mehr wieder hinein kommen können; und habe über dieses anbefohlen, daß Niemand, weß Standes und Würden er auch sey, bey Strafe des unausbleiblichen Todes, den besagten Religiosen in Meine Reiche und Staaten den Eingang verstatte, oder mit denselben einigen Briefwechsel oder mündliche Unterredung anstelle, ob sie gleich in diese Reiche in anderer Kleidung kommen, oder in einem andern Orden sich befinden sollten, wofern nicht die Personen, welche mit ihnen Umgang pflegen werden, dazu eine unmittelbare und Meine besondere Erlaubniß haben sollten. Dieses ist es, was ich für gut befunden habe, Euch wissen zu lassen: nicht nur um deßwillen, damit Ihr, als Reformator und oberster Abgeordneter an die bemeldeten Religiosen, kraft des apostolischen Breve, die gottseligste Ergebenheit, welche Ich gegen den heiligen apostolischen Stuhl in allem angewendet habe, was nur einiges Absehen auf seine Ehre haben konnte, fernerhin erkennen möget; sondern auch um deßwillen,

damit Ihr, als Prälat von der Diöces, Eure untergebenen Geistlichen dazu ermahnen könnet, daß sie, als gute und getreue Unterthanen, den Weltlichen zu besserer und genauerer Beobachtung Meiner königlichen und nothwendigen Entschließung und Verfügung, welche ich bishero zur öffentlichen Ruhe Meiner Reiche und Staaten und zum allgemeinen Besten Meiner getreuen Unterthanen getroffen habe, mit gutem Exempel in der Treue und dem Eifer vorgehen mögen. Gleichwie es aber wahrscheinlich ist, daß, weil dieses bejammernswürdige Verderben der besagten Religiosen, zum Unterschiede aller andern Orden, (deren Mitglieder sich allezeit in der löblichen und tugendhaften Ausübung ihrer Regeln erhalten,) sich bey denen befindet, welche die Regierung der erwähnten Gesellschaft ausmachen, einige besondere Personen darin seyn können, welche noch nicht das feyerliche Gelübde abgeleget haben, und unschuldig sind, indem sie noch nicht die gehörigen Proben gemacht haben, daß man ihnen die entsetzli-

chen Geheimnisse solcher abscheulichen Zusammen-Verschwörungen und greulicher Verbrechen anvertrauen könne: so verstatte Ich in Betrachtung dieses, ungeachtet der allgemeinen Rechte des Krieges, und des überall angenommenen und bey den gesittetsten Nationen von Europa täglich beobachteten Wiedervergeltungs-Rechts, nach welchem alle einzelne Mitglieder der besagten Gesellschaft, ohne Ausnahme eines von ihnen, eben diesen Verfügungen, wegen der von ihrer verkehrten Regierung wider Mich und wider Meine Reiche und Unterthanen unternommenen Vergehungen, unterworfen sind; und in Betrachtung Meiner ausnehmenden Gnade bey der Betrübniß, welche die erwähnten einzelnen Personen empfinden müssen, die an den listigen Streichen ihrer Superioren keinen Antheil haben, und sich gleichwohl, als Theile eines verdorbenen Körpers, vertrieben und ausgestoßen sehen, finde für gut, es zu erlauben, daß alle diese einzelnen Personen, welche noch nicht feyerlich Profeß gemacht haben und

ihre Zuflucht zu Euch nehmen werden, daß Ihr sie von ihren einfachen Gelübden lossprechet, und wenn sie Eure Erlaßbriefe vorzeigen werden, in diesen Reichen und Staaten als Unterthanen verbleiben können, wofern sonst keine Verschuldung vorhanden wäre, welche sie dazu untüchtig machte. Hochwürdiger und in Gott andächtiger Vater, Cardinal-Patriarch von Lissabon und General-Reformator der Gesellschaft Jesu in diesen Reichen und zugehörigen Staaten, Mein als Bruder Vielgeliebter. Unser Herr erhalte Eure Person in seiner Gnade. Geschrieben im Pallast U. L. Fr. von der Hülf, am 3ten September 1759.

Der König.

Und gleichwie Uns nun, nach Maaßgebung Unsers bischöflichen Amts, die nothwendigste Verbindlichkeit antreibet, Unsre Untergebenen um ihrer Seligkeit willen auf alle gute und richtige Wege zu führen; so sagen Wir ihnen, daß sie, nach dem göttlichen, natürlichen und Völkerrechte, ihren Fürsten lie-

ben, seine Befehle verehren, und allen seinen Gesetzen gehorchen müssen. Tit. 3, 1. Diese unläugbare Wahrheit zeiget uns der Apostel Paulus sehr schön, als welcher ein auserwählter Prediger der katholischen Wahrheiten war, und seine Zuhörer kräftig überzeugte, daß diejenigen, welche sich den Gesetzen ihrer Fürsten widersetzen wollten, die göttliche Majestät schwerlich beleidigen würden, weil die Gewalt der Monarchen von Gott sey, und alles, was sie beschließen, von seiner höchsten Vorsehung verordnet werde, und diejenigen, welche irriger Weise seinen Gesetzen widerstrebten, über sich ein Urtheil empfahen würden. Röm. 13, 2.

Der heilige Geist befiehlet den Königen, daß sie hören und merken sollen, B. d. Weisheit 6, 2.; weil ihnen ihre Macht vom Herrn verliehen ist und die Fürsten durch die göttliche Kraft regieren. Sie sind rechtmäßige Gesetzgeber, und befehlen und bestimmen dasjenige, was gerecht ist. Sprichw. 8. Der Allerhöchste lehret uns auf alle Weise, wie

verehrungswürdig das Amt und die Gewalt der Fürsten sey, indem er uns den Gehorsam der unvernünftigen Thiere selbst als das kräftigste Beyspiel vorleget; denn ohne diese Ordnung würde die Erhaltung ihrer verschiedenen Arten und Gattungen unmöglich seyn.

Gott befahl dem Samuel, daß er der Stimme des Volks in Allem gehorchen sollte, was es zu ihm sagen würde. Denn Samuel war nicht beleidigt worden, sondern Gott selbst war es, gegen welchen alle Vergehungen gerichtet waren. 1. Sam. 8, 7. Nicht nur als Katholische, (wie uns die heiligen Väter so oft lehren,) sind die Unterthanen verbunden, ihren Monarchen zu gehorchen; sondern auch um des öffentlichen Nutzens willen, denn der Friede und die Ruhe der Monarchen muß ohne Regierung und ohne Ansehen ihrer Könige unmöglich seyn. 2. Maccab. 4.

Ob wir nun gleich hoffen, daß alle Unsre Untergebene, (da sie die große Glückseligkeit genießen, Unterthanen eines so frommen und gerechten Königs zu seyn,) die größte Betrüb-

niß empfinden, und sich ärgern, daß die Gesellschaft der Jesuiten von ihren heiligen Ordensregeln abgewichen ist, und bishero die nöthigsten Pflichten der Menschlichkeit aus den Augen gesetzt hat, und sich nicht nur wider die geheiligte Person ihres Monarchen und wider seine Staaten verschworen hat; sondern sich auch mit der ärgerlichsten Widerspenstigkeit unterstanden hat, seine Ehre und sein königliches Ansehen zu beleidigen: so vermahnen Wir alle Unsre Unterthanen, und befehlen allen Unsern Geistlichen, daß sie mit diesen vertriebenen Religiosen nicht die geringste Gemeinschaft, weder mündlich noch schriftlich, haben sollen; damit die öffentliche Ruhe, welche wir allesammt nicht nur als gute katholische Christen, sondern auch als getreue Unterthanen befördern sollen, nicht von neuem wieder gestöret werde.

Und weil die Commission, welche uns der heilige Vater Benedict, glorwürdigsten Andenkens, auftrug, so unglücklich und fruchtlos ablief, daß sie, anstatt diese Religiosen zu einer wahren Demuth und gerechten Beobach-

tung ihrer heiligen Ordensregeln zu bringen, die unerwartete Wirkung hatte, daß diese Religiosen die gewissen und katholischen Pflichten hintan setzten: so bitten wir alle Unsre Unterthanen, daß sie mit Uns zugleich Gott anrufen, daß er doch diese Unglücklichen erleuchten wolle, damit sie ihre unverantwortlichen und bejammernswürdigen Irrthümer erkennen, und von neuem den rechten Weg suchen, auf welchem sie ihr heiliger Patriarch mit seinen wunderbaren und vollkommenen Werken und mit seinen gewissen und katholischen Lehren führte. Und damit dieses zu jedermanns Wissenschaft kommen möge, so befehlen Wir, daß es in den Kirchen Unsers ganzen Patriarchats publiciret, und an den gewöhnlichen Orten angeschlagen werde. Gegeben im Pallaste Unsrer Residenz, Unter Unserm Siegel und Zeichen. Jonqueira den 5ten October 1759.

F. Cardinal Patriarch.

Auf Befehl Seiner Eminenz

Christoph da Rocha Cardoso.

LIBRARY
MAR 26 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

brief
D
0041967
v.7

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 09 08 01 08 016 5